A. v. Lamartine's

neueste Werke,

als

Fortsetzung der sämmtlichen Werke.

---

22. u. 23ter Theil,

enthält:

Gesch. der Girondisten.

V.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1851.

A. v. Lamartine's

sämmtliche Werke.

Uebersetzt

von

Georg Herwegh.

Neunzehnter Band.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1851.

Geschichte

der

Girondisten

von

A. v. Lamartine.

Nach der dritten französischen Auflage

übersetzt

von

Wilhelm Schöttlen.

Fünfter Band.

Stuttgart.

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1851.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Vierunddreißigstes Buch.

Der Temple — Ludwig XVI. an der Schranke des Conventes — Seine Rückkehr in den Temple — Herr von Malesherbes — Seine Charakterschilderung — Die Herren Desèze und Tronchet — Ludwig's XVI. Testament — Diskussionen über die Aburtheilung des Königs — Lanjuinais.

1.

Der König gewöhnte sich an seine Gefangenschaft. Sein Gemüth, das für die Ruhe und Stille geschaffen war, sammelte sich in der Sicherheit dieser Mauern, kräftigte sich in der Betrachtung, entfesselte sich im Gebet und tröstete sich in den Herzensergüssen, die er in diesem kleinen Liebeskreise, welchen der Kerker um ihn schloß, stündlich mit den einzigen Wesen austauschte, welche er je geliebt hatte. Leicht die Größe vergessend, deren Gewicht ihn erdrückt hatte, hegte Ludwig XVI. nur einen Wunsch: selbst in diesem Thurme vergessen zu werden, bis ihm die fremde Invasion oder die mit den Siegen der Revolution wiederkehrende Kaltblütigkeit des Volkes oder die fortwährenden Wechselfälle einer Revolution, nicht den Thron, sondern die Dunkelheit einer milderen Verbannung und die Freiheit seiner Familie zurückgeben würden. Die Milderung seiner Haft, der mitleidige Ton und die minder gereizte Miene seiner Hüter unterhielten seit einiger Zeit diesen Hoffnungsschimmer in ihm. Er glaubte an diesen Symptomen zu erkennen, daß der Grimm der Außenwelt sich legte. Er legte sich in der That, aber der Grund lag in der nahen Be-

friedigung, die ihm von nun an gewiß war. Es war nicht mehr der Mühe werth, ein Opfer zu hassen, das man zu schlachten im Begriffe stand.

2.

Am 11. Dezember ließ sich während des Frühstücks der königlichen Familie ein ungewöhnlicher Lärm vor dem Temple vernehmen. Mit Erstaunen und Unruhe hörten die Gefangenen Rappell schlagen, Pferde wiehern, zahlreiche Truppenabtheilungen über das Pflaster des Hofes schreiten. Sie fragten lange die ihrem Mahle anwohnenden Commissäre, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich meldete man dem Könige, daß ihn der Maire von Paris und der Anwalt der Gemeinde im Verlaufe des Morgens an die Schranke des Conventes abholen werden, um dort ein Verhör zu bestehen, und daß diese Truppen sein Geleite seien. Man kündigte ihm zu gleicher Zeit den Befehl an, in sein Zimmer zurückzukehren, und sich auf's Neue von seinem Sohne zu trennen. Er sollte von diesem Augenblicke an bis zum Tage seines Gerichts der Gesellschaft desselben beraubt, sowie überhaupt von jedem Verkehre mit seiner Familie abgeschnitten sein.

Obgleich die Gefangenen diese Trennung nur für vorübergehend hielten, so reichte sie doch hin, ihnen das Herz zu zerreißen und Thränenströme auszupressen. Das Bett des Kindes wurde wieder in das Gemach seiner Mutter getragen. Voll Rührung umarmte der König seine Familie und sagte dann, sich mit nassen Augen gegen die Commissäre wendend: „Wie, meine Herrn, man entreißt mir sogar meinen Sohn, ein Kind von sieben Jahren!" — „Die Gemeinde war der Ansicht," antwortete einer der Munizipalbeamten, „da Sie während der ganzen Dauer Ihres Prozesses abgeschlossen sein müssen, sei es nothwendig, daß auch Ihr Sohn, entweder mit Ihnen oder mit seiner Mutter abgesperrt werde; und sie legte die Entbeh-

rung demjenigen Theile auf, von dem sie vermöge seines Geschlechtes und seines Muthes mehr Stärke und Ergebung voraussetzte."

Der König schwieg, ging lange mit gekreuzten Armen und geneigtem Haupte in seinem Zimmer auf und ab, warf sich dann in einen Stuhl neben seinem Bette, begrub die Stirne in seine beiden Hände und verharrte die zwei Stunden über, welche der Ankunft der Gemeinde vorausgingen, in dieser Stellung. Durch die Vermittlung Toulan's heimlich von den stürmischen Diskussionen in Kenntniß gesetzt, welche um seinetwillen im Convente statt hatten, durchlief Ludwig XVI. seine Regierung in seinem Gedächtnisse und bereitete sich auf seine Rechtfertigung vor seinen Richtern und vor der Nachwelt vor.

Um Mittag traten Chambon, der wenige Tage vorher zum Maire von Paris ernannt worden war, und Chaumette, der neue Procureur-syndic der Gemeinde, in Begleitung Santerre's und einer Gruppe von Bürgerwehroffizieren und Munizipalbeamten, die mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet waren, in das Zimmer des Königs. Chambon, Bailly's und Pétion's Nachfolger, war ein gelehrter und menschenfreundlicher Arzt, den mehr die öffentliche Achtung, als die revolutionäre Gunst durch die Wahl der Hauptstadt zur ersten Magistratswürde von Paris erhoben hatte. Ein Mann von gemäßigter Gesinnung und menschenfreundlicher Herzensgüte, der schon durch seinen Beruf an das Mitleiden mit allen Drangsalen der Menschheit gewöhnt, ein inneres Widerstreben gegen die Vollziehung seines Auftrages fühlte, ließ er in Miene und Blick die Rührung des Menschen durch die Unempfindlichkeit des Beamten hindurchschimmern. Der König kannte den neuen Maire nicht. Er betrachtete ihn mit jener unruhigen Neugierde, welche die Sprache und Gesinnung des Menschen, von dem zum Theil unser Schicksal abhängt, aus seinem Aeußern und seiner Haltung zu errathen sucht.

Chaumette, der Sohn eines Schusters im Süden, nach einander Schiffsjunge, Seminarist, Schreiber bei einem Anwalt, Novize in einem Mönchskloster, Zeitungsschreiber in Paris, Redner in Volksvereinen, war einer jener Glücksritter und Ideenjäger, welche durch das Schicksal und ihre natürliche Unruhe nach den beiden Enden der gesellschaftlichen Ordnung geschleudert werden, bis sie den Gipfel erreicht haben, um zurückgeschleudert in einer desto größern Höhe zu zerschellen. Seine verirrten, gemeinen und zugleich anmaßenden Gesichtszüge trugen den Stempel aller Lagen, die er durchwandert hatte, ehe er zur zweiten Magistratswürde von Paris gelangte. Er wußte nichts vom Schamgefühl der Stärke im Angesichte der Schwäche. Man sah in seinen Zügen, man hörte in seinem Tone, daß er auf die gewaltsame Verkehrung der Stellungen, über welche Chambon erröthete, stolz war und in der Erinnerung an den niedern Stand seines Vaters innerlich bei dem Gedanken frohlockte, den Thron vor dem Schusterstühlchen zu demüthigen und die Sprache des Gebieters gegen einen gefallenen König zu führen.

3.

Chambon redete den König, ehe er ihm das Dekret, welches Ludwig vor die Schranke lud, durch den Gemeindeschreiber Colombeau vorlesen ließ, mit der trauernden Würde und dem bewegten Tone an, welche einem Beamten geziemten, der im Namen des Volkes sprach, aber zu einem gefallenen Fürsten sprach. Colombeau las das Dekret mit lauter Stimme. Um alle monarchischen Titel zu tilgen und den König als einen gewöhnlichen Menschen bloß an den ursprünglichen Namen seiner Familie zu erinnern, nannte ihn der Convent Ludwig Capet. Gegen diese Entziehung des Namens seines Geschlechtes zeigte sich der König empfindlicher, als gegen die Entziehung seiner übrigen Rechtsansprüche; er fühlte eine Regung des

Unwillens bei diesem Worte: „Meine Herren,“ antwortete er, „ich nenne mich nicht Capet, einer meiner Vorfahren nannte sich so. Ich hätte gewünscht, man hätte mir meinen Sohn wenigstens während der Stunden gelassen, während deren ich Sie erwartet habe. Uebrigens ist diese Behandlung eine Fortsetzung derjenigen, die ich seit vier Monaten erfahre. Ich werde Ihnen folgen, nicht um dem Convente zu gehorchen, sondern weil meine Feinde die Gewalt in der Hand haben.“ Er ließ sich von Cléry einen braunen Oberrock holen, den er über seinen gewöhnlichen Rock anzog, ergriff seinen Hut und folgte dem Maire, welcher ihm vorausging. An der Thüre des Thurmes angekommen, stieg der König in den Wagen des Maire. Die niedergelassenen Kutschenfenster öffneten den Blick in das Innere. Der Wagen rollte langsam durch die Höfe: das Geräusch der Räder auf dem Pflaster verrieth der Königin und den Prinzessinnen, daß der König wegfuhr. Die Eichenwipfel, die sich zwischen den Blick und den Fuß des Thurmes stellten, gestatteten den Fürstinnen nicht, dem Zuge mit dem Auge zu folgen. Sie folgten ihm mit dem Ohre und dem Herzen. Sie blieben die ganze Zeit über, in welcher der König abwesend war, mit gefalteten Händen, das Vorderhaupt an die Wand gelehnt, vor dem Fenster auf den Knieen liegen und flehten für ihn um den Muth, die Kaltblütigkeit und die Geistesgegenwart, deren er unter seinen Feinden bedurfte.

4.

Paris war an diesem Tage ein unter den Waffen stehendes Lager; der Anblick der Bajonette und Geschütze erdrückte Alles, selbst die Neugierde! Die Bewegung des Lebens schien still zu stehen. Alle Posten waren verdoppelt. Alle Stunden wurde Appell geschlagen, um sich der Anwesenheit der Nationalgarde zu versichern. Ein Piquet von zweihundert Bajonetten hielt in jeder der achtundvierzig Sektionen Wache. Eine Re-

serve mit grobem Geschütz lagerte in den Tuilerien. Starke Patrouillen tauschten ihr „Wer da?" auf allen öffentlichen Plätzen und in allen Straßen aus.

Das Geleite, das sich am Morgen im Temple versammelt hatte, war ein ganzes Armeecorps, das aus Reiterei, Fußvolk und Artillerie bestand. Eine Schwadron Nationalgendarmerie zu Pferd führte den Zug an. Nach ihr kamen drei Geschützstücke mit ihren Munitionswagen. Diesen Geschützen folgte der Wagen des Königs. Zwischen ihm und den Häusern marschirte auf jeder Seite eine Kolonne Fußvolk. Die Nachhut bildete ein Regiment Reiterei von der Linie, welchem wieder drei Geschützstücke folgten. Jeder der Soldaten, welche an diesem Tage die bewaffnete Macht von Paris bildeten, war von der Gemeinde nach dem Berichte der Führer ausgelesen und bestellt worden. Die Schützen hatten sechszehn Patronen in ihrer Patrontasche. Zum Feuern bereit, marschirten die Bataillone oder Schwadronen des Geleites in einer solchen Entfernung von einander, daß sie auf den ersten Lärm den erforderlichen Raum hatten, sich in Schlachtordnung zu stellen. Die von der Arbeit weggelaufenen Bürger wurden rauh zurückgestoßen und in ihre Werkstätten geschickt. Die Alleen, welche die Boulevards umsäumen, die Thüren und Fenster der Häuser waren mit Köpfen vollgepropft. Alle Blicke suchten den König. Der König selbst betrachtete die Menge, sei es, daß seine schon lange vom Anblick einer versammelten Menschenmasse entwöhnten Augen einen mechanischen Genuß im Wiedersehen derselben fanden, oder daß er irgend ein Zeichen der Theilnahme oder Rührung in der Physiognomie dieses Volkes suchte. Die Menge wurde beim Anblicke seines durch so viele Monate des Leidens und der Absperrung entstellten Gesichtes betroffen, aber nicht gerührt. Der Schatten des Temple hatte seiner Haut jene erdfahle Färbung mitgetheilt, die ein Wiederstrahl der Kerker zu sein scheint. Sein Bart, den er hatte stehen lassen müssen,

seitdem man ihm alle schneidenden Toiletteninstrumente genommen, bedeckte Kinn, Wangen und Lippen mit buschigen, gewundenen blonden Haaren, welche seinem Munde jeden Ausdruck und selbst jede Melancholie raubten. Sein gesenktes Auge schweifte irrend und geblendet über die Menge hin, als suchte es vergebens eine freundliche Stirne, um darauf zu ruhen. Seine frühzeitige Wohlbeleibtheit war am Feuer seiner Besorgnisse und Nachtwachen geschwunden und hatte sich in Magerkeit verwandelt. Seine abgehärmten Wangen fielen in Falten auf seinen Kragen herunter. Seine Kleider waren ihm zu weit geworden und hingen an seinen Schultern, als hätte sie das öffentliche Mitleiden auf dem Trödelmarkt einem Unglücklichen umgeworfen. Sein ganzer Anblick schien vom Hasse oder vom Schicksale darauf berechnet, dem Auge des Volks mehr etwas Rohes und Zurückstoßendes, als etwas Trauriges und Rührendes zu bieten. Es war das Gespenst des zum Tode gehenden Königthums, das durch seinen Aufzug der Menge unterwegs sein Bild und seine Erinnerung einprägen sollte.

5.

Der Zug folgte dem Boulevard, der Kapuzinerstraße und dem Vendômeplatze, um sich in den Saal des Conventes zu begeben. Tiefes Schweigen herrschte unter der Menge. Jeder schien seine Bewegung und seinen Athem in seiner Brust zu sammeln. Man fühlte, daß eine große Stunde der Entscheidung über Frankreich dahinging. Der König schien unempfindlicher, als das Volk. Er betrachtete und erkannte die Viertel, die Straßen, die Monumente; er nannte sie dem Maire mit lauter Stimme. Als sie vor den Thoren Saint-Denis und Saint-Martin vorüberfuhren, fragte er, welcher dieser beiden Triumphbögen auf Befehl des Conventes niedergerissen werden sollte.

Im Hofe der Feuillants angekommen, stieg Santerre vom

Pferde, trat an den Schlag, legte die Hand auf den Arm des Gefangenen und führte ihn an die Schranke des Conventes.

„Bürger der Galerien,“ sagte der Präsident, „Ludwig steht an der Schranke. Ihr steht im Begriff, den Königen eine große Lehre, den Nationen ein großes und nützliches Beispiel zu geben. Erinnert Euch an das Schweigen, welches Ludwig begleitete, als er von Varennes zurückgebracht wurde, ein Schweigen, welches den Vorläufer des Gerichtes bildete, das die Völker über die Könige halten.“

Der König setzte sich dem Präsidentenstuhle gegenüber in derselben Umzäunung, in welcher er die Constitution beschworen hatte. Man verlas die Anklageakte: es war eine lange Aufzählung aller Beschwerden, welche von den Parteiungen der Revolution nach einander gegen die Krone erhoben worden waren, mit Einschluß ihrer eigenen Thaten, von den Ereignissen des 5. und 6. Oktober zu Versailles bis zur Katastrophe des 10. August. Alle Versuche des Königs zum Widerstande gegen die Bewegung, welche die Monarchie stürzte, wurden Verrath genannt. Die Anklage traf weit mehr seinen Charakter und die Verhältnisse, als seine Verbrechen. Es war nichts Strafbares an ihm, als seine Natur. Aber man wälzte die Zeit, die für Alle zu schwer war, auf ihn allein. Er bezahlte für den Thron, für die Aristokratie, für das Priesterthum, für Lafayette, für die Girondisten, für die Jakobiner selbst. Er war der Sündenbock des Alterthums, der für die Schuld Aller büßen mußte.

Während man dieses Gemälde von den Fehlern seiner Regierung vor ihnen entrollte und das Blut des Marsfeldes, des 20. Juni und des 10. August aufrührte, um die Verantwortlichkeit dafür auf ihn allein abzuladen, konnten Einige von den Verschwörern jener Tage, die unter seinen Richtern zerstreut waren, wie Pétion, Barbaroux, Louvet, Carra, Marat, Danton, Legendre nicht umhin, zu erröthen und die Augen

niederzuschlagen. Ihr Gewissen flüsterte ihnen zu, daß es eine Schande sei, Denjenigen für den Urheber dieser Attentate zu erklären, der das Opfer derselben geworden. Sie hatten sich einige Tage vorher laut der Anzettlung dieser Verschwörungen gegen den Thron gerühmt. Aber das Gefühl für Recht ist so stark bei den Menschen, daß sie selbst noch den Schein desselben erheucheln, wenn sie es verletzen; und daß die anerkanntesten Verschwörer sich nicht mit dem Siege begnügen, sondern auch noch das Recht auf ihrer Seite haben wollen.

6.

Der König hörte diese Anklageakte in der Haltung einer unempfindlichen Aufmerksamkeit an. Nur bei zwei oder drei Stellen, wo die Anklage die Grenzen der Ungerechtigkeit und der Wahrscheinlichkeit überschritt, und wo man ihm das Blut des Volkes vorwarf, das er während seiner ganzen Regierung so gewissenhaft schonte, konnte er sich eines bittern Lächelns und einer unwillkürlichen Bewegung der Schultern, des Ausdruckes der zurückgehaltenen Entrüstung, nicht erwehren. Man sah, daß er auf Alles gefaßt war, nur nicht auf die Beschuldigung, ein blutdürstiger Fürst gewesen zu sein. Er schlug die Augen zum Himmel auf und rief Gott zum Zeugen gegen die Menschen an.

7.

Barrère, welcher an diesem Tage den Vorsitz im Convente führte, faßte jeden der mit Gründen belegten Artikel der Anklage in kurze Worte zusammen und schritt zum Verhöre des Königs. Valazé, einer der Sekretäre der Versammlung, trat an die Schranke und legte dem Angeklagten nach einander die Papiere vor, die sich auf seine Angelegenheit bezogen. Der Präsident fragte den König, ob er diese Papiere anerkenne. Auf diese Art wies man ihm alle auf den Verrath Mirabeau's und Lafayette's bezüglichen Schriften vor, die sich in dem ei-

sernen Schranke vorgefunden hatten, wo er sie selbst begraben hatte: sein vertrauliches Schreiben an die Bischöfe, worin er die Genehmigung der bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit von sich abwälzte; andere ihn anklagende Briefe, die von ihm unterzeichnet oder ganz von seiner eigenen Hand geschrieben waren; endlich geheime Noten seines Privatschatzmeisters de Laporte, welche die Verwendung bedeutender Summen zur Bestechung der Jakobiner, der Galerien der Versammlung, der Vorstädte nachwiesen.

Ludwig XVI. standen zwei gleich edle Wege zu seiner Vertheidigung offen: er konnte jede Antwort verweigern und sich in die Unverletzlichkeit des Königs oder in die Ergebung des Besiegten hüllen, oder er konnte sich laut zu den Versuchen bekennen, die er gemacht hatte, und die er hatte machen müssen, um die Hauptführer der Revolutionspartei zur Mäßigung anzuhalten und für das bedrohte Königthum zu gewinnen, zu dessen Vertheidigung ihn sein Blut, sein Rang, sein Eid auf die das Königthum in sich begreifende Constitution verpflichteten. Der König konnte es um so mehr, als keines von den Papieren des eisernen Schrankes unmittelbar eine Verbindung mit den fremden Mächten gegen Frankreich nachwies. Seine Geistesgegenwart gab ihm weder die eine, noch die andere dieser beiden Verfahrungsarten ein, welche, wenn auch nicht sein Leben gerettet, doch wenigstens seine Würde gewahrt hätten. Statt als König durch Stillschweigen oder als Staatsmann durch kühne und mit Gründen belegte Anerkennung seiner Handlungen zu antworten, antwortete er als Beklagter, der die Thatsachen läugnet. Er läugnete die Noten, die Briefe, die Handlungen; er läugnete sogar den eisernen Schrank, der, von ihm selbst verschlossen, sich zur Enthüllung seiner Geheimnisse geöffnet hatte. Die Angst seiner Seele ließ ihm keine Zeit, darüber nachzudenken, was sein Königthum von ihm forderte; vielleicht riß ihn die erste Abläugnung in die innere Nothwendigkeit

hinein, Alles zu läugnen, nachdem er etwas geläugnet hatte, um nicht ins Angesicht Lügen gestraft zu werden, oder vielmehr, um nicht seine Freunde durch seine Bekenntnisse bloßzustellen. Er wollte ohne Zweifel auch seinen Vertheidigern die volle Freiheit ihrer Worte sichern. Endlich dachte er mehr an seine Frau, seine Schwester, seine Kinder, als sich in einem solchen Augenblicke geziemte. Er raubte dadurch seiner Vertheidigung die Farbe. Von diesem Tage an war er nicht mehr ein König, der mit einem Volke kämpfte, er war ein Beklagter, der mit Richtern stritt und Sachwalter zwischen die Majestät des Thrones und die Majestät des Blutgerüstes treten ließ.

8.

Nach dem Verhöre nahm Santerre den König wieder am Arme und führte ihn, von Chambon und Chaumette begleitet, in den Wartsaal des Conventes. Die lange Dauer der Sitzung und die Aufregung des Gemüthes hatten die Kräfte des Angeklagten erschöpft. Er schwankte vor Mattigkeit. Chaumette fragte ihn, ob er etwas zu sich nehmen wolle. Der König schlug es aus. Von der Natur überwältigt, trat er einen Augenblick darnach, als er einen Grenadier des Geleites dem Anwalt der Gemeinde die Hälfte eines Brodes bieten sah, auf Chaumette zu und bat ihn mit leiser Stimme um ein Stück von diesem Brode. „Fordern Sie laut, was Sie wünschen," antwortete Chaumette zurücktretend, als hätte er schon den Verdacht des Mitleidens gefürchtet. „Ich bitte Sie um ein Stück von Ihrem Brode," versetzte der König mit lauter Stimme. „Hier brechen Sie," sagte Chaumette, „es ist das Frühstück eines Spartaners. Hätte ich eine Wurzel, so würde ich Ihnen die Hälfte davon geben."

Man meldete den Wagen. Der König stieg, sein Brod noch in der Hand, ein; er aß nur die Rinde davon. Verlegen, was er mit dem übrigen anfangen sollte, und aus Furcht,

wenn er es zum Schlage hinauswerfe, möchte man seine Geberde für ein Signal halten oder ein Billet in dem Brode versteckt glauben, stellte er es dem Gemeindeschreiber Colombeau zu, der ihm gegenüber saß. Colombeau warf es auf die Straße. „Ach!“ sagte der König, „es ist Unrecht, das Brod auf diese Art in einem Augenblicke wegzuwerfen, wo es so selten ist.“ — „Und wie wissen Sie, daß es selten ist?“ fragte ihn Chaumette. — „Weil das Stück, das ich esse, nach Staub schmeckt.“ — „Meine Großmutter,“ versetzte Chaumette mit heiterer Vertraulichkeit, „sagte in meiner Kindheit zu mir: Wirf nie eine Brodkrume weg, denn Du vermagst keine hervorzubringen.“ — „Herr Chaumette,“ erwiderte der König lächelnd, „Ihre Großmutter hatte Verstand, das Brod kommt von Gott.“ Auf diese Art wurde die Unterhaltung auf dem Rückwege heiter, beinahe fröhlich.

Der König zählte und nannte alle Straßen. „Ach! siehe da die Rue d'Orleans,“ rief er, als sie durch dieselbe fuhren. „Sagen Sie die Rue d'Egalité,“ versetzte Chaumette rauh. „Ja, ja,“ sagte der König, „wegen...“ Er vollendete nicht und blieb einen Augenblick düster und still.

Etwas weiterhin wurde es Chaumette'n, der seit dem Morgen noch nichts genossen hatte, übel im Wagen. Der König widmete seinem Ankläger einige Sorgfalt. „Ohne Zweifel thut Ihnen die Bewegung des Wagens weh,“ sagte er zu ihm. „Haben Sie je das Rollen eines Schiffes erfahren?“ — „Ja,“ antwortete Chaumette, „ich habe den Krieg unter dem Admiral Lamotte-Piquet mitgemacht.“ — „Ach,“ sagte der König, „es war ein wackerer Mann, dieser Lamotte-Piquet!“ Während die Unterhaltung im Innern des Wagens fortgeführt wurde, sangen die zu Bataillonen formirten Kornhausmänner und Kohlenbrenner an den Rädern die blutigsten Strophen der Marseillaise:

Tyrannen, düngt mit dem Blute der Schurken die Welt!

Ein langes: Es lebe die Revolution! erhob sich bei der Annäherung des Zuges aus der Menge und bildete, die ganze Linie bis zur Bastille durchziehend, nur einen forthallenden Ruf von den Tuilerien bis zum Temple. Der König stellte sich, als hätte er kein Ohr für diese Vorzeichen des Todes. Als er wieder in den Hof des Temple einfuhr, schlug er die Augen auf und warf einen traurigen und langen Blick auf die Mauern des Thurmes und die Fenster des Gemaches der Königin, als könnte dieser Blick seinen Lieben seine Gedanken durch die Bretter und Riegel hindurch mittheilen, die denselben auffingen. Der Maire führte ihn in sein Zimmer zurück und eröffnete ihm aufs Neue das Dekret des Conventes, das seine Trennung und seine vollständige Absperrung von seiner Familie gebot. Der Fürst beschwur den Maire, die Zurücknahme eines so grausamen Befehls auszuwirken. Er erlangte wenigstens so viel, daß man die Königin von seiner Rückkehr in Kenntniß setzte. Chambon gewährte, was in seiner Macht stand. Der Kammerdiener Cléry, den man dem Könige gelassen, hatte eine letzte Zusammenkunft mit den Fürstinnen und theilte ihnen die Einzelnheiten mit, welche ihm sein Gebieter von seinem Verhöre erzählt hatte. Cléry gab der Königin die Versicherung von der thätigen Intervention der fremden Kabinette zur Rettung des Königs; er machte ihr Hoffnung, daß sich die Strafe auf Deportation nach Spanien beschränken dürfte, einem Lande, welches Frankreich den Krieg nicht erklärt hatte. „Hat man von der Königin gesprochen?" fragte Madame Elisabeth ängstlich. Cléry antwortete, sie sei in der Anklageakte nicht genannt worden. „Ach!" erwiderte die Prinzessin, wie von einer Last der Unruhe erleichtert, „vielleicht betrachten sie den König als ein zu ihrer Sicherheit nothwendiges Opfer; aber die Königin, aber diese armen Kinder! welche Hindernisse können diese Leben ihrem Ehrgeize in den Weg legen?..." In dieser von der Gemeinde verbotenen, aber ihrem Späherauge entzogenen Zu-

sammenkunft verabredete Cléry mit den Fürstinnen einen verstohlenen Verkehr, den die hochherzige Mitwirkung eines Wächters, Namens Turgy, zwischen den Gefangenen vermitteln sollte. Kleidungsstücke, Geräthschaften, Weißzeug, die von dem einen Stock in den andern verlangt oder geschickt wurden, bildeten die Geheimschrift einer Korrespondenz, mittelst deren der König das geistige und leibliche Befinden der Fürstinnen und der Kinder, und die Fürstinnen ihrerseits die Hauptentwicklungen des königlichen Prozesses erfahren sollten. Nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, welche das Herz des Königs etwas erleichterten, speiste der Fürst zu Nacht und legte sich zur Ruhe, wandte aber seine Blicke ohne Unterlaß nach der Stelle, von welcher man das Bett seines Sohnes weggenommen hatte, und verlangte ihn unaufhörlich von den Commissären zurück.

9.

Indessen hatten ihm Pétion und Treilhard, als er kaum den Convent verlassen hatte, das jedem Angeklagten zustehende Recht ausgewirkt, sich zwei Vertheidiger zu wählen. Vergebens hatten Marat, Duhem, Billaud-Varennes, Chasles mit lautem Geschrei gegen dieses Vertheidigungsrecht protestirt und gegen den Tyrannen als Rebellen an der Nation kühn eine Ausnahme von der Menschlichkeit verlangt; vergebens hatte Thuriot gerufen: „Es ist nothwendig, daß der Tyrann seinen Kopf auf das Blutgerüste trage!" Der Convent hatte sich beinahe einmüthig gegen diese Henkerungeduld erhoben und die Richterwürde bewahrt. Vier von seinen Mitgliedern, Cambacérès, Thuriot, Dupont von Bigorre und Dubois-Crancé wurden beauftragt, das Dekret in den Temple zu bringen, welches dem Könige erlaubte, sich einen Vertheidigungsrath zu wählen. Das Gesetz ermächtigte den Beklagten, ihn aus zwei Vertheidigern zu bilden.

Der König wählte die beiden berühmtesten Rechtsanwälte von Paris, die Herren Tronchet und Target. Er gab selbst den Commissären das Landhaus an, welches Tronchet bewohnte. Die Wohnung Target's war ihm, seiner Erklärung zufolge, nicht bekannt. Diese Namen wurden in derselben Sitzung dem Convente mitgetheilt, und der Justizminister Garat erhielt den Auftrag, den beiden Vertheidigern die Wahl kundzuthun, welche der König zu diesem letzten Dienste der Liebe und Aufopferung getroffen hatte.

Tronchet, ein durch die Stürme der constituirenden Versammlung, deren emsiges Mitglied er gewesen war, mit den politischen Kämpfen vertraut gewordener Sachwalter, nahm den ehrenvollen Ruf, der von dem Herzen eines Geächteten an seinen Namen ergangen war, ohne Bedenken an.

Target, eine vollklingende Stimme, aber eine kleinmüthige Seele, erschrack über die Gefahr, den Schein der Mitschuld auf sich zu laden, und beträfe dieselbe nur den letzten Gedanken eines Sterbenden. Er lehnte in einem Entschuldigungsschreiben an den Convent einen Auftrag ab, dessen Uebernahme ihm, wie er sagte, seine Grundsätze nicht gestatteten. Weit entfernt, ihm die Gunst des Volkes zu gewinnen, machte ihn diese Schwäche bei allen Parteien zum Gegenstande des Mitleids.

Mehre Namen erboten sich, Target zu ersetzen. Der König wählte Desèze, einen zu Paris ansäßigen Rechtsanwalt von Bordeaux. Der junge Desèze verdankte dieser Wahl, die er verdiente, weil er stolz darauf war, die Berühmtheit eines langen Lebens, die erste Beamtung im Justizwesen unter einer andern Regierung und den ewigen Glanz seines Namens in seinem Geschlechte.

Aber diese beiden Männer waren nur die Rechtsanwälte des Königs. Er bedurfte eines Freundes. Zum Troste seiner letzten Tage und zur Ehre des menschlichen Herzens fand sich dieser Freund.

10.

Es lebte damals in einem einsamen Landhause bei Paris ein Greis, der den Namen Lamoignon führte. Dieser Name war berühmt und consularisch in den hohen Magistratswürden der alten Monarchie. Die Lamoignon gehörten zu jenen Parlamentsfamilien, die sich im Laufe der Jahrhunderte durch lange Dienste, welche sie der Nation leisteten, und nicht durch die Gunst des Hofes oder die Laune der Könige bis zu den ersten Aemtern des Reiches emporschwangen. Diese Familien bewahrten in ihren Meinungen und Sitten etwas Volksthümliches, wodurch sie insgeheim der Nation theuer wurden und sich mehr den großen Patrizierfamilien der Republiken, als den militärischen oder emporgekommenen Geschlechtern der Monarchien näherten. Der schwache Ueberrest der Freiheit, den die Sitten in der alten Monarchie bestehen ließen, beruhte ganz auf dieser Kaste. Nur diese Magistratspersonen erinnerten die Könige von Zeit zu Zeit durch ehrfurchtsvolle Vorstellungen, daß es noch eine öffentliche Meinung gebe. Sie bildeten die erbliche Opposition des Landes.

Dieser Mann, Namens Malesherbes, ein vierundsiebzigjähriger Greis, war zweimal Minister Ludwig's XVI. gewesen. Er war beide Male nur kurze Zeit im Amte geblieben und, nicht vom Könige, sondern vom Hasse der Geistlichkeit, der Aristokratie und des Hofes, mit Undank und Verbannung belohnt worden. Freisinnig und Philosoph, war Malesherbes einer jener Vorläufer, welche in Regierungen der Willkür und des Mißbrauches der Anwendung der Gesetze, der Gerechtigkeit und Vernunft vorausgehen, die von den Ideen gefordert, aber durch die Umstände hintertrieben werden. Wenn solche Männer immer an der Spitze der Regierungen ständen, bedürfte es kaum der Gesetze. Sie sind selbst Gesetze, denn sie sind die Erkenntniß, die Gerechtigkeit und die Tugend einer Zeit.

Schüler Jean Jacques Rousseau's, Freund Turgot's, der zuerst die Philosophie in die Verwaltung eingeführt hatte, war Malesherbes den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts theuer geworden, indem er als Generaldirektor des Buchhandels die Einführung der Encyklopädie, dieses Zeughauses der neuen Ideen, in Frankreich begünstigte. Unter einer Gesetzgebung, wo die Geistesfinsterniß und die Censur Gesetz waren, hatte Malesherbes kühn die herrschenden Mißbräuche verrathen, indem er sich als den Mitschuldigen der Aufklärung bekannte. Die Kirche und die Aristokratie hatten ihm nicht verziehen. Er war einer jener Namen, die man am meisten beschuldigte, die Religion und die Gewalt untergraben zu haben, indem sie den Aberglauben und die Tyrannei zu untergraben glaubten. Der Grund seines Herzens war in der That republikanisch, aber seine Sitten und Gesinnungen waren noch monarchisch: ein lebendiges Beispiel des inneren Widerspruchs jener Menschen, die, so zu sagen auf der Grenze der Revolutionen geboren, in Betreff ihrer Ideen und Geistesgewohnheiten zwei verschiedenen Zeiten angehören. Malesherbes' Republikanismus war der Republik des Augenblicks, was die philosophische Idee des Weisen den stürmischen Bewegungen eines Volkes ist. Seine Theorie zitterte und empörte sich vor der Verwirklichung. Er verläugnete die Doktrinen seines Lebens nicht, aber er verhüllte sich das Gesicht, um ihre Uebertreibungen nicht zu sehen. Das Unglück des Königs preßte ihm bittere Thränen aus. Dieser Fürst war die Hoffnung und bisweilen die Täuschung Malesherbes' gewesen. Zeuge und Vertrauter seiner Wünsche für das Glück des Volkes und die Reform der Monarchie, hatte Malesherbes in dem jungen Könige einen jener reformirenden Monarchen zu sehen geglaubt, welche die Zwingherrschaft von selbst abgeben, welche ihre Kraft den Revolutionen leihen, um sie zu vollenden und zu leiten, während sie zugleich das Königthum durch die Wohlthaten rechtfertigen, die sie der Seele eines

Königs entströmen lassen, welcher ein redlicher Mann ist. Einen Augenblick Minister, hatte Malesherbes seine Stelle verloren, ohne seine Anhänglichkeit an den König zu verlieren. Er fühlte, daß ihm der Einfluß des Hofes seinen Zögling entrissen, aber einen verborgenen Freund in seinem Gebieter gelassen hatte. Von der Dunkelheit seines Verbannungsortes aus war er ihm mit den Augen von den Generalstaaten an bis in den Kerker des Temple gefolgt. Ein selten unterbrochener geheimer Briefwechsel hatte Ludwig XVI. die Erinnerungen, die Segenswünsche, die Theilnahme seines alten Dieners gebracht. Bei der Nachricht vom Prozesse des Königs hatte Malesherbes seine ländliche Einsamkeit verlassen und an den Convent geschrieben. Der Präsident Barrère las der Versammlung seinen Brief vor.

„Bürger Präsident!" sagte Herr v. Malesherbes; „ich weiß nicht, ob der Convent Ludwig XVI. einen Vertheidigungsrath bewilligen und ihm die Wahl desselben überlassen wird. In diesem Falle bitte ich Ludwig XVI. kund zu thun, daß, wenn er mich zu diesem Amte ausersehen wollte, ich bereit wäre, dasselbe zu übernehmen. Ich bitte Sie nicht, meinen Wunsch dem Convente mitzutheilen, denn ich halte mich nicht für so wichtig, daß er sich mit mir beschäftigen sollte. Aber ich bin zu einer Zeit, wo Alles nach diesem Amte geizte, zweimal in den Rath Desjenigen gerufen worden, der mein Gebieter war. Ich bin ihm denselben Dienst schuldig, nun es ein Amt ist, welches viele Leute gefährlich finden. Wenn ich einen Weg wüßte, ihm meine Gesinnungen kundzugeben, würde ich mir nicht die Freiheit nehmen, mich an Sie zu wenden. Ich habe gedacht, daß Sie bei der Stelle, die Sie bekleiden, mehr Wege als irgend Jemand haben werden, ihm dieses Anerbieten zugehen zu lassen."

Bei dem Namen Malesherbes' fühlte der ganze Convent jenen elektrischen Schlag, den der Name eines Biedermannes

einer versammelten Menge versetzt, und jenen Schauder, der die Masse beim Anblicke einer muthvollen und tugendhaften Handlung durchbebt. Der Haß selbst erkannte in dem Verlangen des Herrn von Malesherbes die heiligen Rechte der Freundschaft an. Dieses Verlangen wurde erfüllt. Einige Mitglieder protestirten gegen das Zögerungssystem, das den Raum zwischen dem Beklagten und dem Blutgerüste durch die Förmlichkeiten des Gerichtsverfahrens bis ins Unendliche verlängern würde. „Man will durch diese Fristen die Sache einen Monat lang hinausziehen,“ sagte Thuriot. „Die Könige,“ rief Legendre, „verschieben ihre Rache an den Völkern nicht, und Ihr wollt die Gerechtigkeit eines Volkes gegen einen König verschieben!“ — „Man muß die Büste des Brutus zerschlagen,“ fuhr Billaud-Varennes, auf die Statue dieses Römers deutend, fort, „denn er zauderte nicht wie wir, ein Volk an einem Tyrannen zu rächen!“

11.

Noch an demselben Tage in den Thurm eingelassen, wo sein Gebieter schmachtete, mußte Malesherbes unter dem letzten Pförtchen warten. Die Commissäre der Gemeinde, die darüber zu wachen hatten, daß keine Waffe eingelassen wurde, welche den König durch Selbstmord dem Schaffote entziehen könnte, hielten ihn lange in diesem Thorstübchen auf. Der Name und der Anblick des Greises flößte den Wächtern einige Scham ein. Er suchte sich vor ihren Augen selbst aus. Er hatte nur einige diplomatische Papiere und das Tagblatt der Conventssitzungen bei sich. Dorat-Cubières, Mitglied der Gemeinde, ein nicht sowohl grausamer als eitler Mensch, ein Freiheitsprahler und Boudoirsschriftsteller, der keinen Sinn für die tragischen Akte der Revolution hatte, versah den Dienst im Vorzimmer des Königs. Dorat-Cubières kannte Herrn von Malesherbes und verehrte in ihm einen Philosophen, welchen sein Lehrer Vol-

taire oft der Dankbarkeit der Weisen empfohlen hatte. Er ließ den Greis an den Herd des Kamines treten und unterhielt sich vertraulich mit ihm. „Malesherbes," sagte er zu ihm, „Sie sind ein Freund Ludwig's XVI., wie mögen Sie ihm Blätter bringen, wo er die ganze Entrüstung des Volkes über ihn ausgesprochen findet!" — „Der König ist kein Mensch wie ein anderer," antwortete Herr v. Malesherbes, „er hat eine starke Seele, er hat einen Glauben, der ihn über Alles erhebt." — „Sie sind ein redlicher Mann," versetzte Cubières, „aber wenn Sie es nicht wären, könnten Sie ihm eine Waffe oder Gift bringen, ihm zum freiwilligen Tode rathen!" Die Gesichtszüge des Herrn v. Malesherbes schienen bei diesen Worten auf einen zurückhaltenden Gedanken an eine jener Todesarten des Alterthums zu deuten, die den Menschen der Macht des Schicksales entzogen und in den äußersten Fällen zu seinem eigenen Richter und Befreier machten; dann sagte er, als tadelte er sich selbst wegen seines Gedankens: „Wenn der König die Religion der Philosophen hätte; wenn er ein Cato oder Brutus wäre, könnte er sich tödten. Aber der König ist fromm, ist Christ; er weiß, daß ihm die Religion den Selbstmord verbietet, er wird sich nicht tödten." Die beiden Männer wechselten bei diesen Worten einen Blick des Einverständnisses mit einander und schwiegen, als dächten sie bei sich selbst darüber nach, welche dieser beiden Doktrinen die muthigere und heiligere sei, diejenige, welche gestattet, sich dem Schicksale zu entziehen, oder diejenige, welche gebietet, sich demselben zu unterwerfen.

Das Zimmer des Königs öffnete sich. Malesherbes näherte sich gebeugt und mit wankenden Schritten seinem Gebieter. Ludwig XVI. saß an einem kleinen Tische. Er hatte einen Band von Tacitus, diesem römischen Evangelium der großen Todesarten, vor sich und las mit gesammelter Aufmerksamkeit darin. Beim Anblicke seines ehemaligen Ministers warf der

König das Buch weg, stund auf und eilte mit ausgespannten Armen und nassen Augen dem Greise entgegen. „Ach!“ sprach er, ihn in die Arme schließend, „wo finden Sie mich wieder! und wohin hat mich meine Leidenschaft für die Verbesserung der Lage des Volkes geführt, das wir Beide so sehr geliebt haben! Wohin kommen Sie, mich aufzusuchen? Ihre Aufopferung wird Ihr Leben in Gefahr bringen und das meinige nicht retten!“

Malesherbes erklärte dem Könige unter den Thränen, die er über seinen Händen weinte, wie glücklich er sich schätze, ihm den Rest seines Lebens zu weihen und im Kerker eine Ergebenheit zu beweisen, die in den Palästen immer verdächtig sei. Er suchte dem Gefangenen Hoffnung auf die Gerechtigkeit seiner Richter und auf das Mitleiden eines Volkes einzuflößen, das der Mißhandlung des Gefangenen müde sei. „Nein, nein,“ antwortete der König, „sie werden mir den Tod geben, ich bin dessen gewiß, sie haben die Macht und den Willen dazu. Gleichviel, beschäftigen wir uns mit meinem Prozesse, als müßte ich ihn gewinnen, und ich werde ihn wirklich gewinnen, denn das Gedächtniß, das ich hinterlasse, wird ohne Makel sein.“

12.

Tronchet und Desèze, welche täglich mit Malesherbes in den Temple eingelassen wurden, bereiteten die Grundzüge der Vertheidigung vor. Der König durchlief mit ihnen die Anklagepunkte und die verschiedenen Vorgänge seiner Regierung, welche seines Erachtens die Anklage widerlegten. Er entrollte in langen Stunden sein öffentliches Leben vor seinen Vertheidigern. Tronchet und Desèze kamen um fünf Uhr und zogen sich um neun Uhr zurück. Herr v. Malesherbes eilte der Stunde dieser Sitzungen voraus und ließ sich alle Morgen zum Könige führen. Er brachte dem Fürsten die öffentlichen Blätter, las sie mit ihm und bereitete die Arbeit des Abends vor.

In diesen Privatunterhaltungen zwischen dem Fürsten und dem Philosophen überquoll das ergriffene Herz des Königs in freien Ergüssen; die Freundschaft Malesherbes' verwandelte diese Ergüsse bisweilen in Hoffnungen, immer in Tröstungen. Die Rohheit der Commissäre der Gemeinde störte diese Gespräche oft durch das Verlangen, das Zimmer des Königs offen zu lassen, damit sie dieselben hören könnten. Der König und der Greis zogen sich dann in den Hintergrund des Thürmchens zurück, machten die Thüre hinter sich zu und entgingen auf diese Art dem verhaßten Späherauge dieser Menschen, welche Verbrechen zwischen dem Ohre des Opfers und den Lippen des Trösters suchten.

Abends, wenn die Herren v. Malesherbes, Tronchet und Desèze sich zurückgezogen hatten, las der König die Reden für sich, welche Tags zuvor im Convente für oder gegen ihn gehalten worden. Man hätte aus der Unparteilichkeit seiner Bemerkungen schließen sollen, er lese die Geschichte einer entfernten Regierung. „Wie können Sie diese Schmähungen mit kaltem Blute lesen?“ fragte ihn eines Tages Cléry. „Ich lerne daraus, wie weit die Bosheit der Menschen gehen kann,“ antwortete der König. „Ich glaubte nicht, daß es solche Menschen geben könne.“ Dann schlief er ein.

Ein Knäuel Faden, der über ein Papier aufgewickelt war, auf welchem Nadelstiche die Buchstaben bildeten, diente den Fürstinnen zum Briefwechsel mit dem Gefangenen. Turgy, der den Tafeldienst bei dem König und der Königin zugleich versah, verbarg den Knäuel in einem Schranke des Speisesaales. Dort fand Cléry den Knäuel und legte ihn mit der Antwort des Königs wieder an Ort und Stelle. So zitterten, durch die Wände gleitend, in beiden Stockwerken dieselben Hoffnungen und dieselben Besorgnisse und vereinigten die Seelen der Gefangenen in einem und demselben Gedanken.

Später gleitete eine Schnur, an deren Ende ein Billet

geheftet war, aus der Hand der Königin in den trichterförmigen Verschlag, welcher das Fenster des Königs umnachtete, das unmittelbar unter dem ihrigen lag, und stieg mit den Mittheilungen und Herzensergüssen Ludwig's wieder zu seiner Gemahlin und seiner Schwester empor.

Seit seiner Abgeschiedenheit ging der König nicht mehr in den Garten, freie Luft zu schöpfen. „Ich kann mich nicht entschließen, allein auszugehen," sagte er; „der Spaziergang gewährte mir nur Genuß, wenn ich ihn mit meiner Frau und meinen Kindern theilte." Am 19. Dezember sagte er in der Stunde des Frühstücks vor den vier wachhabenden Munizipalen zu Cléry: „Vor vierzehn Jahren waren Sie früher als heute." Ein trauriges Lächeln offenbarte Cléry den Sinn dieser Worte. Der gerührte Diener schwieg, um die Gefühle eines Vaters zu schonen. „Es ist der Tag, an welchem meine Tochter geboren wurde," fuhr der König fort; „heute ihr Geburtstag und ich ihres Anblickes beraubt!" Thränen rollten auf sein Brod. Stumm und gerührt, schienen die Munizipale diese Erinnerung an glückliche Tage zu achten, welche den Kerker durchzog, als wollte sie ihn noch mehr verdüstern.

13.

Am folgenden Tage schloß sich Ludwig XVI. allein in sein Kabinet ein und schrieb lange. Es war sein Testament, das letzte Lebewohl an die Hoffnung. Von diesem Tage an hoffte er nur noch auf die Unsterblichkeit. Er vermachte im Frieden Alles, was er von seiner Seele zu vermachen hatte: seiner Familie seine Liebe, seinen Freunden seinen Dank, seinen Feinden seine Verzeihung. Nach diesem Akte schien er ruhiger. Er hatte als Christ das letzte Blatt seines Schicksalsbuches unterzeichnet. „Ich, Ludwig XVI. dieses Namens, König von Frankreich," sagte er wörtlich, aber etwas weitläufiger in diesem schriftlichen Nachlaß, in welchem der Mensch von einem andern

Leben herüber zu sprechen scheint, „der ich von Denjenigen, welche meine Unterthanen waren, seit vier Monaten mit meiner Familie im Templethurme zu Paris eingeschlossen und seit elf Tagen jedes Verkehrs, selbst mit meiner Familie beraubt bin und überdies in einen Prozeß verwickelt, dessen Ausgang sich wegen der Leidenschaften der Menschen unmöglich voraussehen läßt, nur Gott zum Zeugen meiner Gedanken habe und nur an ihn mich wenden kann, erkläre hier in seiner Gegenwart meine letzte Willensmeinung und Gesinnung. Ich hinterlasse meine Seele Gott, meinem Schöpfer. Ich bitte ihn, sie in seiner Barmherzigkeit aufzunehmen. Ich sterbe im Glauben der Kirche und im geistigen Gehorsam gegen ihre Entscheidungen. Ich bitte Gott, mir alle meine Sünden zu vergeben. Ich habe mich bestrebt, sie gewissenhaft zu erkennen, sie zu verabscheuen und mich vor ihm zu demüthigen... Ich bitte alle Diejenigen, die ich unwillkürlich beleidigt haben könnte (denn ich erinnere mich nicht, irgend Jemandem wissentlich wehe gethan zu haben), mir das Böse zu verzeihen, das sie von mir erlitten zu haben glauben... Ich bitte Alle, welche barmherzig sind, ihre Gebete mit den meinigen zu verbinden... Ich verzeihe von ganzem Herzen Denjenigen, die meine Feinde geworden sind, ohne daß ich ihnen irgend einen Grund dazu gegeben habe, und ich bitte Gott um Vergebung für sie und für Diejenigen, die mir durch einen falschen oder falsch verstandenen Eifer viel Böses bereitet haben... Ich empfehle Gott meine Frau, meine Kinder, meine Schwester, meine Muhmen, meine Brüder und alle Diejenigen, die durch die Bande des Blutes oder auf irgend eine andere Weise mit mir verknüpft sind. Ich bitte Gott insbesondere, Augen der Barmherzigkeit auf meine Frau, meine Kinder, meine Schwester zu werfen, welche seit langer Zeit mit mir dulden, und ihnen, wenn sie mich verlieren, und so lange sie in dieser vergänglichen Welt bleiben, mit seiner Gnade beizustehen...

„Ich empfehle meiner Frau meine Kinder, ich habe nie an ihrer Zärtlichkeit für sie gezweifelt. Ich empfehle ihr besonders, sie die Herrlichkeiten dieser Welt, wenn sie je zu ihrem Genusse verdammt werden, nur als gefährliche und vergängliche Güter betrachten zu lassen und ihre Blicke auf die einzige wahre und dauernde Glorie der Ewigkeit hinzulenken ... Ich bitte meine Schwester, in ihrer Liebe zu meinen Kindern zu verharren und ihnen Mutter zu sein, wenn sie das Unglück haben sollten, ihre wahre Mutter zu verlieren ... Ich bitte meine Frau, mir alle Drangsale, die sie um meinetwillen erduldet, und den Kummer, den ich ihr im Laufe unserer Ehe bereitet haben könnte, zu verzeihen, wie sie überzeugt sein kann, daß ich durchaus keinen Groll gegen sie hinübernehme, wenn sie glauben sollte, sie hätte sich etwas vorzuwerfen.

„Ich empfehle meinen Kindern nächst dem, was sie Gott schuldig sind, der Allem vorgeht, auf's Dringendste, immer eins unter sich und unterwürfig und gehorsam gegen ihre Mutter zu bleiben, um dadurch ihre Dankbarkeit für alle Liebe, die sie ihnen erweist, und ihre Verehrung gegen mein Gedächtniß an den Tag zu legen ... Ich bitte sie, meine Schwester als eine zweite Mutter zu betrachten ...

„Ich empfehle meinem Sohne, wenn er unglücklicherweise König werden sollte, zu bedenken, daß er verpflichtet ist, sich ganz und ungetheilt dem Wohle seiner Mitbürger zu weihen und jeden Haß und jede Rache, besonders was sich auf mein Unglück und meine Leiden bezieht, zu vergessen. Er erinnere sich, daß man das Volk nur glücklich machen kann, wenn man nach den Gesetzen regiert; aber zugleich, daß ein König nur in so weit den Gesetzen Achtung verschaffen und das Gute, das in seinem Herzen liegt, wirken kann, als er die erforderliche Autorität in der Hand hat, und daß er sonst mehr schadet, als nützt, weil er in seinen Handlungen auf Widersprüche stößt und keine Achtung genießt! ... Er bedenke, daß ich

gegen die Kinder Derjenigen, welche für mich gestorben, und Derjenigen, welche meinetwegen unglücklich sind, eine heilige Schuld eingegangen habe!... Ich empfehle ihm die Herren Hue und Chamilly, welche sich aus treuer Anhänglichkeit gegen mich in diesen traurigen Aufenthalt eingeschlossen haben. Ich empfehle ihm auch Cléry, dessen Pflege ich, seitdem er bei mir ist, rühmend anerkennen muß. Da er Derjenige ist, der bis an's Ende bei mir geblieben, so bitte ich die Gemeinde, ihm meine Kleider, meine Bücher, meine Taschenuhr, meine Börse und die übrigen kleinen Geräthschaften zuzustellen, welche mir weggenommen und im Rathe der Gemeinde niedergelegt worden sind... Ich verzeihe meinen Wächtern die schlechte Behandlung und den Zwang, wozu sie sich gegen mich verpflichtet glaubten... Ich fand unter ihnen einige fühlende und mitleidige Herzen. Mögen sie sich der innern Ruhe freuen, womit sie eine solche Denkungsart erfüllen muß!... Ich bitte die Herren von Malesherbes, Tronchet und Desèze hier meinen gerührtesten Dank für alle Sorgfalt und Mühe zu empfangen, die sie mir geweiht haben...

„... Ich schließe mit der Erklärung vor Gott, vor dem ich zu erscheinen in Begriff stehe, daß ich mir keines der Verbrechen bewußt bin, deren man mich beschuldigt!...

„In Duplo gegeben im Thurme des Temple den ... Januar 1793. **Ludwig.**"

14.

Also las diese Seele in ihrer letzten Selbstprüfung, in der sie sich dem forschenden Auge der Unsterblichkeit aufschloß, nichts in ihren geheimsten Gedanken, als redliche Absichten, Liebe und Vergebung. Der Mensch und der Christ waren ohne Fehl. Das ganze Verbrechen oder vielmehr das ganze Unglück bestand in den Verhältnissen. Dieses mit seiner Liebe besiegelte, in seine Thränen und bald in sein Blut getauchte Papier war

ein unwiderlegbares Zeugniß, das sein Gewissen vor Gott von sich selbst ablegte. Welches Volk würde einen solchen Menschen nicht angebetet haben, wenn dieser Mensch nicht König gewesen wäre? Aber welches Volk würde bei kaltem Blute einen solchen König nicht freigesprochen haben, der selbst so viel zu verzeihen, so viel zu lieben wußte! Dieses Testament, der größte Akt Ludwig's XVI., weil es der Akt seiner Seele allein war, sprach ein untrüglicheres Urtheil über sein Leben und seine Regierung aus, als bald darnach das unbeugsame Gericht, welches ergrimmte Menschen über ihn hielten. Indem er sich der Zukunft auf diese Art selbst enthüllte, klagte Ludwig unwillkürlich die Härte der Zeiten an, die ihn zum Tode zu verurtheilen im Begriffe stand. Er glaubte verziehen zu haben und hatte sich gerade durch die Erhabenheit seiner Sanftmuth für immer gerächt!

15.

An demselben Tage legten ihm seine Vertheidiger den vollständigen Plan seiner Vertheidigung vor. Malesherbes und der König selbst hatten die Thatsachen, Tronchet die Rechtsargumente geliefert. Desèze hatte die Vertheidigungsschrift entworfen. Er las sie. Die Einleitung wandte sich an das Gemüth des Volkes und suchte die Richter durch das ergreifende Gemälde der Wechselfälle der königlichen Familie zu rühren. Diese Anrede an die Nation entlockte den Augen Malesherbes' und Tronchet's Thränen. Der König selbst wurde von dem Mitleid ergriffen, das der Vertheidiger seinen Feinden einflößen wollte. Sein Stolz erröthete jedoch bei dem Gedanken, eine andere Gerechtigkeit von ihnen zu fordern, als die Gerechtigkeit des Gewissens. „Man muß diese Einleitung abkürzen," sagte Ludwig zu Desèze; „ich will meine Ankläger nicht erweichen!" Desèze widersprach. Aber die Würde seines Todes gehört dem Sterbenden. Der Vertheidiger gab nach. Als er sich mit Tronchet zurückgezogen hatte, schien der König,

mit Malesherbes allein geblieben, von einem geheimen Gedanken eingenommen zu sein. „Ich habe neben so vielen andern einen großen Schmerz,“ sagte er zu seinem Freunde. „Desèze und Tronchet sind mir nichts schuldig; sie opfern mir ihre Zeit, ihre Arbeit und vielleicht ihr Leben. Wie soll ich einen solchen Dienst vergelten? Ich besitze nichts mehr. Würde ich ihnen etwas vermachen, so würde dieses Vermächtniß nicht ausbezahlt werden. Zudem kann man eine solche Schuld nicht mit Geld abtragen!“ — „Sire,“ sagte Malesherbes, „Ihr Gewissen und die Nachwelt werden diese Vergeltung übernehmen. Aber Sie können ihnen jetzt mit etwas lohnen, das sie höher schätzen werden, als Ihre reichste Gnade, so lange Sie glücklich und mächtig waren.“ — „Womit?“ fragte der König. „Sire, umarmen Sie sie!“ Am andern Tage, als Desèze und Tronchet in das Zimmer des Gefangenen traten, um ihn in den Convent zu begleiten, ging der König schweigend auf sie zu, öffnete seine Arme und hielt sie lange umschlungen. Der Angeklagte und die Vertheidiger sprachen nur in Schluchzen. Der König fühlte sich erleichtert. Er hatte Alles gegeben, was er besaß; er hatte sie an's Herz geschlossen. Desèze und Tronchet fühlten sich bezahlt. Sie hatten Alles erhalten, was sie verlangten, die Thränen eines von allen seinen Unterthanen verlassenen Monarchen, die Dankesgeberde eines Sterbenden.

16.

Einige Augenblicke darnach erschienen Santerre, Chambon und Chaumette und holten den König zum zweiten Male mit demselben Aufwande von Streitkräften in den Convent ab. Der Convent ließ ihn wie einen gewöhnlichen Clienten beinahe eine Stunde lang im Vorsaale warten. Das Aeußere des Königs war anständiger, sein Anzug geordneter, als in seinem ersten Verhöre. Sein Gesicht trug nicht mehr so sehr das Gepräge des Kerkers. Seine Freunde hatten ihm gerathen, seinen

Bart stehen zu lassen, um durch den Anblick der auf seinem Gesichte zu lesenden Grausamkeit seiner Kerkermeister den Unwillen und die Theilnahme des Volkes rege zu machen. Der König hatte dieses theatralische Mittel der Bestechung mit Verachtung zurückgewiesen. Er hatte seine Ansprüche auf Theilnahme in sein Inneres, nicht in sein Aeußeres gelegt. Die Commissäre hatten auf sein Verlangen Cléry mit Scheermessern versehen, um seinen Gebieter zu rasiren. Seine Züge waren ruhig, seine Augen heiter. Mehr zur Ergebung geschaffen, als zum Kampfe mit dem Schicksal, wurde Ludwig XVI. durch die Annäherung des letzten Unglückes größer.

Er ging mit gleichgültiger Haltung zwischen seinen beiden Vertheidigern unter den Gruppen neugieriger Abgeordneter auf und nieder, welche aus dem Saale kamen, um ihn zu betrachten. Er plauderte ohne Aufregung und Unruhe mit Malesherbes. Der Greis, dessen Ehrerbietung in demselben Verhältnisse mit dem Unglücke seines Gebieters wuchs, bediente sich einmal in seiner Antwort des Titels Majestät. Treilhard hörte diesen Ausdruck. Er trat zwischen den König und Malesherbes und sagte zu dem ehemaligen Minister: „Was gibt Ihnen die gefährliche Kühnheit, hier Titel auszusprechen, welche von der Nation geächtet sind?“ — „Die Verachtung des Lebens!“ antwortete Malesherbes stolz und fuhr in der Unterhaltung fort.

17.

Der Convent ließ den König in Begleitung seiner Vertheidiger eintreten und hörte die Rede Desèze's mit aufmerksamem Schweigen an. Man sah an der Haltung des Berges, daß er nicht mehr aufgeregt war, weil es keinen Zweifel mehr für ihn gab. Die Richter hatten die Geduld der Gewißheit. Sie schenkten diesem Könige eine Stunde, weil sie ihm in Gedanken schon ein Leben geraubt hatten. Desèze sprach mit

Würde, aber ohne Begeisterung. Er behielt die Kaltblütigkeit der Vernunft vor der Glut der öffentlichen Leidenschaft. Seine Vertheidigungsrede blieb auf dem Niveau seiner Anwaltspflichten und erhob sich nur in einigen Ausdrücken auf die Höhe der Umstände. Er erörterte, wo er Streiche führen sollte. Er vergaß, daß er ein Volk nur durch seine Gefühle hinreißen konnte; daß in gewissen Fällen die Verwegenheit eine Klugheit ist, und daß in extremen Lagen nur die Beredsamkeit der Verzweiflung Alles zu retten vermag, indem sie Alles auf's Spiel setzt.

Es war eine jener Fügungen des Verhängnisses, die sich an das Leben Ludwig's XVI. hefteten, daß er seinen Tod dem Volke nicht durch eine jener Stimmen streitig machen oder in's Gewissen schleudern sollte, welche die Theilnahme auf die Höhe des Unglücks erheben und den Sturz der Throne, die Umwälzungen der Reiche und den Fall des Beiles, das den Königen den Kopf abschlägt, von Jahrhundert zu Jahrhundert mit Worten wiederhallen lassen, die eben so erhaben, eben so groß, eben so feierlich sind, als diese Ereignisse. Wäre ein Bossuet, ein Mirabeau, ein Vergniaud an Desèze's Stelle gewesen, Ludwig XVI. wäre nicht mit mehr Eifer, mit mehr Klugheit, mit mehr Logik vertheidigt worden; aber ihr rein politisches, nicht juridisches Wort wäre wie ein Donner der Rache im Ohre der Richter, wie ein Vorwurf des Gewissens im Herz des Volkes erklungen, und wäre die Sache auch nicht vor dem Tribunale gewonnen worden, so hätte sie sich doch vor der Nachwelt verherrlicht! In Sachen, die nicht dem Augenblicke angehören, ist es ein Fehler, zu der Gegenwart zu sprechen; man muß zu der Zukunft sprechen, denn sie hält die Wage des Gerichtes in der Hand. Ludwig XVI. und seine Vertheidiger vergaßen es zu sehr. Indessen erhielt sich von dieser Vertheidigungsrede ein erhabenes Wort, durch welches das ganze Verhältniß in eine unmittelbare Anklage verwandelt wurde: „Ich suche Richter unter Ihnen, ich sehe nur Ankläger."

18.

Der König, der seine eigene Vertheidigung mit einer Theilnahme angehört hatte, welche mehr seinem Vertheidiger, als ihm selbst zu gelten schien, stund auf, nachdem Desèze zu sprechen aufgehört hatte, und sagte: „Man hat Ihnen meine Vertheidigungsmittel vorgelegt, ich will sie nicht wiederholen. Indem ich vielleicht zum letzten Male zu Ihnen spreche, erkläre ich Ihnen, daß mir mein Gewissen keinen Vorwurf macht, und daß meine Vertheidiger nur die Wahrheit gesagt haben. Ich habe eine öffentliche Untersuchung meines Benehmens nie gefürchtet; aber es zerreißt mir das Herz, in der Anklageakte die Beschuldigung zu finden, ich habe das Blut des Volkes vergießen wollen, und besonders schmerzt es mich, das Unglück des 10. August mir zugeschrieben zu sehen. Ich muß gestehen, daß ich glaubte, die vielfachen Beweise, die ich zu allen Zeiten von meiner Liebe zu dem Volke gegeben, stellen mich über den Bereich dieses Vorwurfs, mich, der ich mein Leben nicht geachtet hätte, um einen Tropfen von dem Blute dieses Volkes zu schonen!" Nach diesen Worten trat er ab.

„Man richte ihn, ohne viele Worte zu machen," verlangt Bazire. „Namentliche Abstimmung im Augenblick!" ruft Duhem; „es ist Zeit, daß die Nation erfahre, ob sie Recht hat, frei sein zu wollen, oder ob ein Verbrechen für sie darin liegt!" — „Und ich," erwiderte Lanjuinais, „verlange, daß wir den Beschluß zurücknehmen, durch den wir uns zu Richtern Ludwig's XVI. aufgeworfen haben! Dies meine Antwort auf den Vorschlag, den man Euch macht! Ludwig XVI. soll gerichtet werden, ja, das heißt, das Gesetz soll auf seinen Prozeß angewendet werden, die heilsamen und schützenden Formen, welche allen Bürgern vorbehalten sind, sollen ihm, wie jedem Andern, zu gute kommen; aber daß er vom Nationalconvent, daß er von den Verschwörern gerichtet werden soll, welche sich auf

dieser Tribüne selbst für die Urheber des 10. August erklärt haben! ..." „In die Abtei!" rufen die Stimmen des Berges. „Sie nehmen die Tyrannei zu offen in Schutz!" sagt Thuriot. „Er ist ein Königlicher, er fordert den 10. August vor Gericht!" schreien Duhem, Legendre, Billaud, Duquesnoy. „Er steht auf dem Punkte, uns zu Beklagten und den König zum Richter umzuwandeln," bemerkt Julien spöttisch. „Ich sage," nimmt Lanjuinais das Wort wieder auf, „daß Ihr, die anerkannten Verschwörer des 10. August, zugleich die Feinde, die Ankläger, die Anklagegeschworenen, die Gerichtsgeschworenen und die Richter sein würdet! ..." — „Legt ihm Schweigen auf, er predigt den Bürgerkrieg! Ich verlange mit den Beweisen in der Hand ihn anzuklagen!" sagt Choudieu. „Ihr sollt mich hören," erwidert Lanjuinais. „Nein, nein! herab von der Tribüne! an die Schranke, an die Schranke der Angeklagten!" rufen tausend Stimmen. „In die Abtei! in die Abtei!" antworten ihnen die Stimmen der Galerien. Die Stille wird wieder hergestellt.

„Ich habe die Verschwörung des 10. August nicht angegriffen," fährt Lanjuinais kalt fort. „Ich behaupte, daß es heilige Verschwörungen gegen die Tyrannei gibt; ich weiß, daß jener Brutus, dessen Bildniß ich dort sehe, einer dieser großen und heiligen Verschwörer war; aber ich fahre in meiner Argumentation fort und behaupte: Ihr könnt nicht Richter des entwaffneten Mannes sein, für dessen tödtliche und persönliche Feinde Ihr Euch selbst erklärt habt! Ihr könnt nicht Richter sein, nachdem Ihr alle, oder beinahe alle Eure Meinung zum Voraus und Einige mit Aergerniß gebender Wuth, ausgesprochen." (Ein Murren des Zornes läuft von Neuem durch einige Bänke). „Es gibt ein natürliches, unverjährbares, positives Gesetz, welches verlangt, daß jeder Beklagte unter dem Schutze der Gesetze seines Landes gerichtet werde. Wenn es also wahr ist, daß wir nicht Richter bleiben können, wenn es

wahr ist, daß ich und mehre Andere von uns lieber sterben, als durch Verletzung der Gerechtigkeit den Abscheulichsten aller Tyrannen zum Tode verurtheilen wollen..." (Eine Stimme erhebt sich: Das Wohl des Tyrannen ist Ihnen also lieber, als das Wohl des Volkes?... Lanjunais sucht den Unterbrecher mit den Augen, als wollte er ihm für den Faden danken, den er ihm reichte.) Ich höre vom Wohle des Volkes reden," fährt Lanjuinais fort, „dies ist gerade der glückliche Uebergang, dessen ich bedarf. Es sind also politische Ideen, zu deren Besprechung Ihr berufen werdet, nicht juridische. Ich habe also Recht gehabt, Euch zu sagen, daß Ihr hier nicht als Richter sitzen solltet, sondern als Gesetzgeber! Verlangt die Politik, daß der Convent dem stürmischen Wankelmuth der öffentlichen Meinung weiche? Wahrlich in der öffentlichen Meinung ist der Haß und die Wuth nur einen Schritt weit von der Liebe und dem Mitleid entfernt! Und ich, auch ich sage Euch: Denket an das Wohl des Volkes! Das Wohl des Volkes verlangt, daß Ihr Euch eines Gerichtes enthaltet, welches der Nation entsetzlichen Jammer bereiten wird, eines Gerichtes, welches Euern Feinden in den furchtbaren Verschwörungen, die sie gegen Euch anzetteln, die besten Dienste leisten wird!" Lanjuinais steigt unter Murren von der Tribüne..

„Man fragt Euch," antwortete Amar, „wer soll Richter sein? Man sagt zu Euch: Ihr seid sämmtlich Partei! Aber wird man nicht auch zu Euch sagen: Das französische Volk ist Partei, weil es gegen die Streiche des Tyrannen geführt wurde. An wen muß man also die Sache verweisen? An die Planeten ohne Zweifel." — „Nein, an eine Versammlung von Königen," setzte Legendre mit einem Gelächter hinzu, welches auf den Galerien wiederhallte. „Lasset uns richten, ohne viel Worte zu machen," wiederholt Duhem: „als die Oesterreicher im Namen des Tyrannen Lille beschossen, machten sie nicht viel Worte." — „Still mit diesen Deklamationen," ruft Kersaint, „wir sind

seine Richter, nicht seine Henker!" Einige Mitglieder, welche der Sache müde sind oder nicht wissen, was sie thun sollen, verlangen die Verschiebung der Diskussion auf eine andere Sitzung. Der Präsident läßt darüber abstimmen. Die Majorität spricht sich für den Antrag aus. Achtzig Abgeordnete der Bergpartei stürzen von ihren Bänken nach der Tribüne und bedrohen den Präsidenten. Julien bemächtigt sich der Tribüne unter dem rauschenden Beifalle des Berges. — „Man will uns stürzen," sagt Julien, durch das Kopfnicken Robespierre's und die Geberden Legendre's und Saint-Just's unterstützt. „Ja, aber Ihr wollt es," ruft ihm Louvet zu. „Man will die Republik stürzen," wiederholt Julien, „indem man den Convent in seinen Grundlagen angreift. Aber wir, die Freunde des Volkes, wir haben geschworen, für die Republik und für das Volk zu sterben (der Berg applaudirt). Ich wohne auf den Höhen," fährt Julien, mit der Hand auf die höhern Bänke der linken Seite deutend, fort, „sie sollen die Thermopylen des Volkes sein!" „Ja, ja, wir wollen alle dort sterben," antworten die Abgeordneten, die auf dem Berge sitzen, und stehen, die Hand gegen Julien ausstreckend, in Masse auf. Julien beschuldigt den Präsidenten der Parteilichkeit und des Einverständnisses mit Malesherbes. Der Präsident rechtfertigt sich. Die Ordnung wird wieder hergestellt. Quinette schlägt einen Beschluß vor, der das Gerichtsverfahren gegen den König regle. Camille Desmoulins und Robespierre verlangen das Wort gegen diesen Beschluß.

Couthon läßt sich auf die Tribüne tragen und sagt: „Bürger! Capet ist großer Verbrechen angeklagt; in meinem Gewissen ist er überwiesen. Angeklagt, muß er gerichtet werden, denn es liegt in der ewigen Gerechtigkeit, daß jeder Strafwürdige verurtheilt werde. Von wem soll er gerichtet werden? Von Euch, denn die Nation hat Euch zum ersten Staatsgerichtshofe bestellt. Ihr habt Euch nicht zu Richtern machen

können, aber Ihr seid es durch die höchste Gewalt des Volkswillens." Salles will im Sinne Lanjuinais' sprechen; der Lärm übertäubt seine Stimme. „Ich erkläre," ruft Salles, „daß man uns unter dem Messer berathen läßt!"

Pétion wird dreimal durch das Geschrei des Berges und durch die Ausfälle Marat's zurückgeworfen, welcher hervorstürzt, um ihn von der Tribüne wegzureißen. Endlich gelingt es ihm, sich vernehmlich zu machen. Bei den ersten Worten, die er vorbringt, ruft Duhem: „Wir wollen die Meinung Pétion's nicht wissen." — „Wir brauchen keine seiner Predigten," fügt Legendre hinzu. „Herunter mit dem König Jérôme Pétion!" heulen dieselben Galerien, welche Pétion vier Monate vorher zum König des Volkes erklärten.

Barbaroux, Serres, Rebecqui, Duperret, alle jungen Abgeordnete, welche sich zu Rolands Freunden zählen, stürzen auf die Bänke des Berges zu, von welchen die Ausfälle gegen Pétion ausgehen. Die Geberden, die Drohungen, die Beschimpfungen begegnen sich: „Wir berufen uns auf das Volk! Wir berufen uns auf die Departemente! Memmen! Banditen! Mörder! Royalisten!" Worte reichen für die Ausbrüche der Wuth nicht mehr hin; Geberden vollenden die Worte. Der Präsident bedeckt sich zum Zeichen der Verzweiflung an der Versammlung. Der Convent erschrickt, die Stille tritt wieder ein.

19.

Pétion nimmt das Wort wieder auf und sagt: „Bürger! behandelt man auf diese Art die großen Interessen eines Reiches? Schelten wir uns aus Meinungsverschiedenheit gegenseitig Feinde der Freiheit, Royalisten? Haben wir nicht Alle geschworen, keinen König mehr anzunehmen? Wer könnte seine Eide brechen? Wer könnte einen König wollen? Wir wollen keinen!" — „Nein, nein, Niemand, nie!" ruft der ganze Convent, sich erhebend. Mitten unter einer Gruppe von Ab-

geordneten des Berges stehend, dehnt der Herzog von Orleans diesen Eid des Hasses gegen das Königthum länger aus, als seine Kollegen, und schwingt seinen Hut über seinem Haupte, um sich mit größerem Aufsehen der Begeisterung anzuschließen, welche die Könige von sich stößt.

„Aber," fährt Pétion fort, „es handelt sich hier nicht um einen Ausspruch über das abgeschaffte Königthum, oder über das Loos des Königs, denn Ludwig Capet ist nicht mehr König; es handelt sich um einen Ausspruch über das Loos eines Menschen. Ihr habt Euch zu seinen Richtern aufgeworfen; Ihr müßt nach voller Ueberzeugung von unwidersprechlichen Thatsachen richten können. Die wahren Freunde der Freiheit und Gerechtigkeit sind Diejenigen, welche prüfen, ehe sie richten. Mehre Mitglieder wollen mit Lanjuinais den Beschluß, daß Ludwig gerichtet werde, zurückgenommen, Andere die Entscheidung über sein Loos bloß als politische Maßregel betrachtet wissen. Ich bin der erstern Meinung. Aber man darf keiner Meinung vorgreifen. Ich verlange, daß der Antrag Couthon's angenommen werde, aber mit Vorbehalt der im Laufe der Sitzung aufgeworfenen Frage." Durch die muthige und noch imponirende Stimme Pétion's zur Kaltblütigkeit zurückgebracht, stimmte der Convent für den Vorschlag Couthon's und den Vorbehalt Pétion's, welcher Stunden, Ereignisse und Reflexionen zwischen das Urtheil des Volkes und das Leben des Königs stellte.

20.

Während diese Stürme im Saale die Gewissensangst und Unentschlossenheit der Richter verriethen, warf sich der König, in den Saal der Inspektoren des Conventes zurückgekehrt, in Desèze's Arme. Er preßte die Hände seines Vertheidigers in die seinigen, trocknete ihm die Stirne mit seinem Taschentuch und wärmte das Hemde selbst, welches Desèze gegen dasjenige vertauschen wollte, das er fünf Stunden lang auf der Tri-

büne in seinem eigenen Schweiße gewaschen hatte. Unter dieser liebevollen Pflege, deren Werth durch seine Lage und seinen Rang erhöht wurde, schien der König zu vergessen, daß im Lärm des anstoßenden Saales sein eigenes Leben verhandelt wurde. Man hörte das fortwährende Gemurmel und Geschrei, das aus dem Sitzungszimmer drang, ohne die Worte unterscheiden oder das Ergebniß zum voraus errathen zu können. Die Aufmerksamkeit, mit welcher Desèze gehört worden war, der sanftere Ausdruck der Gesichter und die günstigere Stimmung der öffentlichen Meinung, die sich seit einigen Tagen in den Schauspielhäusern und an den öffentlichen Plätzen kundgab, warfen einen schwachen Hoffnungsstrahl in das Herz Ludwig's XVI. Die Schnelligkeit, mit welcher ihn sein Geleite mit Vermeidung der volkreicheren Straßen diesmal in den Temple zurückführte, brachte den König auf den Gedanken, daß seine Freunde wachen. Am folgenden Tage brachte ein Commissär, Namens Vincent, der in seinen Sendungen nur Gelegenheiten suchte, die Härte des Looses der Gefangenen zu mildern, der Königin heimlich ein gedrucktes Exemplar von Desèze's Vertheidigungsrede.

In den Temple zurückgekehrt, löste der König, welcher nichts anzubieten hatte, seine Halsbinde ab und gab sie seinem Sachverwalter.

Am ersten Januar trat Cléry beim Erwachen an das Bett seines Herrn und brachte ihm mit leiser Stimme seine Wünsche für das Ende seiner Leiden dar. Der König nahm sie gerührt entgegen und schlug die Augen zum Himmel auf, indem er sich an die Tage erinnerte, an welchen ihm dieselben Huldigungen, die der einzige Gefährte seines Kerkers heute ganz leise murmelte, von einem ganzen Volke in den Sälen seiner Paläste dargebracht wurden. Er stund auf, schien mit mehr Inbrunst, als gewöhnlich zu beten und beschwur einen Munizipal, sich nach dem Befinden seiner kranken Tochter zu

erkundigen und der Königin und seiner Schwester die abgesperrten Wünsche eines Gefangenen zu bringen. Bis zum 16. Januar änderte sich nichts in der gewohnten Lebensweise des Königs, außer daß Herr v. Malesherbes vergebens an der Pforte des Thurmes erschien. Herr v. Malesherbes war bei diesen verschiedenen Versuchen, den König wieder zu sehen, von einem jungen Anhänger des Königthums begleitet, der sich durch ein edles Herz frühzeitig zum Unglücke hingezogen fühlte und später, in bessern Tagen, der Minister und strenge Rathgeber der Monarchie der Bourbons war, welche er mit der Freiheit versöhnen wollte. Dieser junge Mann nannte sich Hyde von Neuville; er gab Herrn v. Malesherbes den Arm und unterstützte seine wankenden Schritte, wenn der ehrwürdige Vertheidiger Ludwig's XVI. nach dem Temple oder in den Convent ging.

Der Fürst brachte seine Stunden mit dem Lesen der Geschichte von England und besonders desjenigen Bandes zu, der die Verurtheilung und den Tod Karl's I. enthielt, als wäre es ihm ein Trost gewesen, ein zweites Beispiel seines Unglücks zu finden, und als wollte er sich mit dem Tode vertraut machen und durch Betrachtung der letzten Augenblicke eines enthaupteten Königes sterben lernen.

21.

Während dieser Tage, in denen nichts von der Außenwelt in sein Gefängniß drang, fuhren die beiden Parteien, die sich um den Convent stritten, sich zu zerfleischen fort, indem sie sich um das Leben des Königs stritten. Saint-Just nahm am 27. Dezember das Wort aufs Neue und widerlegte die Vertheidigungsrede, die am Tage zuvor gehalten worden, mit Axiomen, welche so kurz und schneidend waren, wie das Beil. Er faßte seine Rede in folgenden Worten zusammen: „Wenn der König unschuldig ist, so ist das Volk schuldig! Ihr habt

das Kriegsrecht gegen die Tyrannen der Welt verkündigt, und Ihr wollt den Eurigen schonen! Die Revolution nimmt ihren Anfang erst mit dem Ende des Tyrannen!" Barbaroux sprach, ohne zu einem Schlusse zu kommen, und verrieth durch eine der Energie seines Charakters so widersprechende Zurückhaltung das erste Symptom des Schwankens der Girondisten.

Lequinio antwortete Barbaroux: „Wenn ich mit dieser Hand alle Tyrannen durch einen Stoß ermorden könnte, so würde ich sie im Augenblicke niederstechen." Tobender Beifall erschallt im Saale; der Präsident droht mit Anwendung der Gewalt zur Wiederherstellung der Ordnung; ein Sturm von Stimmen bricht in der Versammlung los; Vergniaud beschwert sich über diesen Lärm, der die im Entstehen begriffene Republik unter der häßlichen Gestalt der Anarchie darstellte; er verlangte, daß die Namen der zur Ordnung gewiesenen Abgeordneten in die Departemente geschickt werden. — „Wir sind nicht der Convent von Paris," rief Buzot, „sondern der Convent von Frankreich und den Departementen!"

In der Sitzung des 17. Januar theilte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lebrun, Noten vom spanischen Hofe mit. Der Gesandte dieses Hofes legte Fürbitte für das Leben Ludwig's XVI. ein und sagte um diesen Preis die Zurückziehung der Truppen zu, welche Spanien an den Grenzen der Pyrenäen aufgestellt hatte. — „Ferne sei von uns jeder fremde Einfluß," antwortete Thuriot. — „Wir unterhandeln nicht mit den Königen, sondern mit den Völkern!" fügte Chasles hinzu; „erklären wir, daß in Zukunft keiner unserer Geschäftsträger mit einem gekrönten Haupte unterhandeln werde, ehe die Republik anerkannt sei."

Man beantwortete die Versuche des spanischen Botschafters verächtlich mit der Tagesordnung.

Die Berathung über das Verfahren gegen den König wurde wieder aufgenommen. Buzot und Brissot unterstützten die Ver-

weisung an das Volk. Carra, obgleich Girondist, bekämpfte sie. Gensonné las in einer langen Rede Robespierre unmittelbar den Text.

„Es gibt eine Partei, sagen Sie, welche Paris den Convent rauben und Bürger durch Bürger ermorden lassen will!“ sprach er. „Beruhigen Sie sich, Robespierre! Sie werden nicht ermordet werden, und ich glaube sogar, daß Sie Niemand ermorden lassen werden. Die Gutmüthigkeit, womit Sie diese milde Herausforderung ohne Unterlaß wiederholen, läßt mich nur fürchten, dies sei nicht Ihr brennendster Schmerz. Es ist nur zu wahr, die Liebe der Freiheit hat auch ihre Heuchelei und ihre Scheinheiligen. Man erkennt sie an ihrem Hasse gegen die Aufklärung und die Philosophie, an ihrer Gewandtheit in der Schmeichelei gegen die Vorurtheile und Leidenschaften des Volkes. Es ist Zeit, die ganze Nation auf diese Parteiung aufmerksam zu machen. Diese Partei ist es, welche die Jakobiner von Paris beherrscht, und ihre vornehmsten Häupter sitzen unter uns. Was wollen sie? Was ist ihr Zweck? Welche seltsame Regierung wollen sie Frankreich gegeben wissen? Sagen sie nicht, es werde kein Republikaner mehr auf dem französischen Boden bleiben, wenn Ludwig nicht hingerichtet werde? man müsse alsdann der Republik einen Vertheidiger bestellen? Wie, Ihr bildet keine Partei, und Ihr bezeichnet Euch selbst mit dem Namen der Abgeordneten des Berges, als hättet Ihr diese Benennung deßhalb gewählt, um uns an jenen Tyrannen Asiens zu erinnern, der in der Geschichte nur durch die Mörderhorde, die ihm folgte, und durch den fanatischen Gehorsam derselben gegen die blutdürstigen Befehle ihres Führers bekannt ist! Hat nicht Robespierre mit köstlicher Naivetät zu Euch gesagt, das Volk müsse nicht so eifersüchtig auf die eigene Ausübung seiner Souveränetätsrechte sein, um sie nicht Männern anzuvertrauen, die einen guten Gebrauch davon machen? Dies war von jeher der Anfang der Apologie des Despotismus!...

Das Gericht über Ludwig soll in den Augen Europa's nicht für das Werk dieser Partei gelten! Das Volk allein soll das Volk retten!"

22.

Am andern Tage wurde der Ausfall Gensonné's mit einer gegen Vergniaud, Guadet, Brissot und Gensonné gerichteten Anklage wegen früheren Einverständnisses mit dem Hofe beantwortet. Ein vor dem 10. August an den Maler des Königs, Boze, geschriebener Brief dieser vier Abgeordneten, worin sie diesem Fürsten Rathschläge ertheilten, gab Zeugniß, daß ihr Republikanismus noch schwankte und nachgeben konnte, und daß die Constitution von 1791, wenn sie auch ihren Grundsätzen nicht genügte, doch ihrem Ehrgeize genügt hätte, vorausgesetzt, daß ihnen die Leitung derselben blieb. Diese im Uebrigen sehr constitutionelle Korrespondenz enthielt sonst kein weiteres Verbrechen. Guadet, Gensonné, Vergniaud reinigten sich mit Hülfe ihrer gewöhnlichen Beredsamkeit und einer ihnen noch immer gehörenden Mehrheit leicht von der Sache. Nichtsdestoweniger legte ihnen diese Anklage, welche die Freunde Robespierre's unerwartet gegen sie schleuderten, und der Argwohn, den sie in der Seele des Volkes zurückließ, die Nothwendigkeit nahe, diesen Verdächtigungen mit unwidersprechlichen Beweisen des Hasses gegen die Monarchie zu antworten und ihre Ansprüche auf den Namen Republikaner für sich selbst mit einigen Tropfen des Königsblutes zu besiegeln. Von diesem Tage an begannen sie zwischen der Aufopferung des Lebens des Königs und ihrem Rücktritte zu schwanken. Eine Partei, welche vom Hauche der Volksgunst gelebt hatte, konnte sie nicht verlieren, ohne zu sterben. Sie wollte leben. Der König mußte sterben.

23.

Camille Desmoulins, der noch mit dem Tode Spott trieb

und das Blut der Schlachtopfer nie bitter genug fand, um es nicht durch einen Sarkasmus noch bitterer zu machen, bekämpfte die Verweisung an das Volk in einer Rede, die er nicht halten konnte, die er aber drucken ließ. Der Kern dieser Rede war folgender Vorschlag: „Auf dem Carrouselplatze wird ein Schaffot errichtet. Ludwig wird mit einer Tafel an dem Halse auf dasselbe geführt, worauf vorn die Worte stehen: Verräther und eidbrüchig an der Nation, und hinten das Wort König; der Convent beschließt überdies, daß die königliche Gruft zu Saint-Denis hinfort der Begräbnißplatz der Räuber, Mörder und Verräther sein soll!"

Merlin von Thionville, Hausmann und Rewbel, Commissäre des Conventes bei den Armeen, schrieben von der Grenze: „Wir sind von Verwundeten und Todten umgeben; im Namen Ludwig Capet's würgen die Tyrannen unsere Brüder, und wir hören, daß Ludwig Capet noch lebt!" Cambacères verlangte die Verweisung an das Volk. Danton schlug eine Berathungsweise vor, die Alles, was bis jetzt beschlossen worden war, wieder in Frage stellte. Er verhüllte, wie es schien, dadurch die geheime Absicht, den König unter dem Schutze der Verwirrung zu retten, welche diese vielen Fragen hervorrufen mußten. „Ein trauriger Anblick," bemerkte Couthon, „um die Zerrüttung, in die man die Versammlung hineinstürzt! Drei Stunden verlieren wir jetzt wegen eines Königs. Sind wir Republikaner? Nein, wir sind elende Sklaven!" Endlich beschloß der Convent auf den Vorschlag Fonfrède's die namentliche Abstimmung über jede der drei folgenden Fragen, die nach einander vorgelegt werden sollten: 1) Ist Ludwig schuldig? Soll die Entscheidung des Conventes dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden? 3) Was soll die Strafe sein?

Auf die erste Frage antworteten, mit Ausnahme Lalande's von der Meurthe, Baraillon's von der Creuse, Lafond's von der Corrèze, Lhomond's vom Calvados, Henri Larivière's,

Ysarn Valady's, Noel's von den Vogesen, Morisson's von der Vendée, Waudelincourt's von der obern Marne, Rouzet's von der obern Garonne, welche unter Berufung auf ihre Incompetenz und die Unvereinbarkeit der Aemter des Gesetzgebers und des Richters die Abstimmung verweigerten, Alle, d. h. sechshundertdreiundachtzig Mitglieder, mit: Ja, Ludwig ist schuldig.

24.

Auf die Frage über die Verweisung an das Volk waren zweihunderteinundachtzig Stimmen für die Berufung an das Volk, vierhundertdreiundzwanzig gegen jeden Rekurs an die Nation. Unter den Ersteren bemerkte man: Rebecqui, Barbaroux, Duprat, Durand von Maillane, Duperret, Fauchet, Cambon, Buzot, Pétion, Brissot, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Grangeneuve, Lanjuinais, Louvet, Salles, Hardy, Mollevault, Valazé, Manuel, Dusaulx, Bertucat von Saône und Loire, Sillery, der Freund des Herzogs von Orleans, der sich von den Jakobinern und diesem Fürsten zu entfernen und den Doktrinen und dem Blutgerüste der Girondisten zu nähern begann. Unter den Letzteren befanden sich alle Mitglieder des Berges und einige Mitglieder der Girondistenpartei, bei denen die Jugend, die Begeisterung und der Revolutionsschwindel jede Bedenklichkeit erstickte. Das Ergebniß dieser Probe machte die Muthigen dieser Partei bestürzt und die Unentschiedenen entschieden.

Danton, der bis dahin den stummen Beobachter gemacht hatte, ergriff schon am folgenden Tage, den 16ten, die erste Gelegenheit, auf energische Weise die Blutgier an den Tag zu legen, die er nicht in der Seele trug, aber zur Schau stellte, um mit sich selbst auf gleicher Höhe zu bleiben.

Man berieth sich über einen von der vollziehenden Gewalt erlassenen Befehl, die Schauspielhäuser zu schließen. „Ich muß

gestehen, Bürger!“ sagte Danton, sich erhebend und die Haltung des Septemberhelden annehmend, „ich glaubte, es gebe andere Gegenstände, die uns beschäftigen sollten, als die Komödie.“ — „Es handelt sich von der Freiheit,“ antworten einige Stimmen. — „Ja, es handelt sich von der Freiheit,“ erwidert Danton; „es handelt sich von der Tragödie, die Ihr den Nationen zum Besten geben sollt, es handelt sich von der Hinrichtung eines Tyrannen durch das Beil der Könige. Ich verlange, daß wir uns, ohne viele Worte zu machen, über das Loos Ludwig's aussprechen.“

Man stimmte über Danton's Vorschlag ab. Lanjuinais verlangte hierauf, daß zwei Drittheile der Stimmen und nicht die absolute Mehrheit über die Strafe entscheiden solle. Danton ergriff das Wort aufs Neue, wie ein Mensch, der sich mit Hast nach dem Ende einer Lage drängt, welche drückend auf ihm lastet. „Man behauptet,“ sagte er, „diese Frage sei von so großer Bedeutung, daß die gewöhnlichen Formen jeder berathenden Versammlung nicht für sie ausreichen. Ich frage, wenn man durch einfache Stimmenmehrheit über das Loos einer ganzen Nation entschieden, wenn man, als es sich um Abschaffung des Königthums handelte, gar nicht an Aufstellung dieser Frage gedacht hat, warum will man sich bei der Entscheidung über das Loos eines Einzelnen, eines Verschwörers, an strengere und feierlichere Formen binden? Wir entscheiden als Volksvertreter vermöge des Souveränetätsrechtes. Ich frage, ob Ihr nicht über die Republik, den Krieg nach absoluter Stimmenmehrheit entschieden. Und ich frage, ob das Blut, das in den Schlachten fließt, nicht definitiv fließt. Haben die Mitschuldigen Ludwig's XVI. die Strafe nicht unmittelbar, ohne allen Rekurs an das Volk, erlitten? Verdient Derjenige, der die Seele dieser Verschwörungen war, allein eine Ausnahme?“

Lanjuinais ließ sein Gewissen nicht mit dem Strome der

Begeisterung fortreißen, welchen Danton's Worte hervorriefen. „Ihr habt alle Formen verworfen," sagte er, „welche die Gerechtigkeit und jedenfalls die Menschlichkeit fordert, die Ablehnung des Votums, die geheime Abstimmung, wodurch die Freiheit der Gewissen und der Stimmen geschützt wird; man scheint hier in einer freien Versammlung zu berathen, nein, man beräth unter den Dolchen und Kanonen der Aufrührer!" Der Convent verwarf diese Einreden und erklärte die Sitzung für permanent bis zur Fällung des Urtheils. Man begann die letzte namentliche Abstimmung um acht Uhr Abends.

Fünfunddreißigstes Buch.

Anblick der Stadt und der Versammlung. — Verurtheilung des Königs. — Vergniaud. — Ludwig XVI. — Der Abbé Firmont. — Letzte Zusammenkunft des Königs mit seiner Familie. — Zug. — Hinrichtung. — Beurtheilung des gegen Ludwig XVI. gefällten Spruchs.

1.

Der Anblick der Stadt war drohend, der Anblick des Ständesaales unheilverkündend. Entschlossen, die Verurtheilung Ludwig's XVI. als einen persönlichen Sieg über ihre Feinde davon zu tragen und den moralischen Zwang bis zur Gewalt zu steigern, hatten die Gemeinde und die Jakobiner seit mehren Tagen alle Kräfte in Paris versammelt, über die ihnen ihre Journale, ihre Korrespondenzen und ihre Vereine in den Departementen zu verfügen gestatteten. Die Führer der Vorstädte hatten ihre Banden mit zerlumpten Weibern und Kindern rekrutirt, um in den Straßen, die an den Convent stießen, den Tod des Tyrannen zu heulen. Théroigne von Méricourt und Saint-Huruge, die Mörder von Avignon, die Septemberwürger, die Kämpfer des 10. August, die Föderirten, die sich in Paris anhäuften, ehe sie zur Grenze abgingen; Freiwillige und Soldaten, die vom Kriegsminister Pache in Paris zurückgehalten wurden, mehr um den Aufruhr zu vergrößern, als um ihn zu unterdrücken; eine jeder politischen Leidenschaft fremde, aber arbeits- und brodlose Bevölkerung, die ihre Verzweiflung in der Aufregung zu ersticken suchte; jene Massen von Neugierigen, welche durch große Schauspiele aus

ihren Höhlen hervorgelockt werden, wie die Bienenschwärme durch die Annäherung des Sturmes aus ihren Körben, und welche ohne individuelle Leidenschaft der Leidenschaft Einiger den Schein der Masse geben; die Blutbilder des August und September, welche die Einbildungskraft erhitzten; die Nacht, welche das Getümmel vergrößerte; die Strenge der Jahreszeit, welche die Glieder schüttelte und zur Verzweiflung trieb; endlich der Name König, welcher alles Elend, alle Greuel, allen Verrath, die man dem Königthume zur Last legte, in sich zusammenfaßte und das Volk glauben ließ, wenn man den Mann erschlage, der diesen Titel führe, erschlage man mit demselben Streiche den Jammer, die Verbrechen, die Erinnerungen und die Hoffnungen einer verworfenen Institution: Alles verlieh der Nacht des 16. Januar jenen Charakter des unwiderstehlichen Impulses, der einer Kundgebung des Volkes die Stärke eines Elementes mittheilt.

2.

Morgens wagte einer der Sieger der Bastille, Namens Louvain, in seiner Sektion zu behaupten, daß man die Republik befestigen könne, ohne das Blut Ludwig's XVI. zu vergießen. Ein anwesender Föderirter bohrte ihm statt aller Antwort seinen Säbel in das Herz. Das Volk schleppte den Verwundeten an den Füßen auf die Straße, bis er den letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Abends trat ein Colporteur von Büchern und Zeitungsblättern aus einem des Royalismus verdächtigen Lesekabinet in die Galerie des Palais-Royal. Er wurde von einem Vorübergehenden angeklagt, Schriften zu verbreiten, die für die Berufung an das Volk sprachen. Die Spaziergänger im Garten ermordeten ihn mit dreißig Messerstichen. Die von den Septembermördern aus den Gefängnissen der Conciergerie und des Châtelet befreiten Missethäter schaarten sich zu Banden

zusammen, welche im öffentlichen Getümmel Gelegenheit und Schatten zu straflosen Verbrechen suchten. Dragoner der Republik brachen aus ihren Kasernen und strömten, mit dem Säbel in der Hand, ihre Waffen schwingend und patriotische Weisen brüllend, nach den öffentlichen Orten, dem Palais-Royal, den Tuilerien. Von dort aus warfen sie sich in die Kirche von Val-de-Grâce (Gnadenthal), wo in vergoldeten Urnen die Herzen mehrer Könige und Königinnen, die über Frankreich geherrscht hatten, aufbewahrt waren. Sie zerschlugen diese Aschenkrüge, traten diese Reliquien des Königthums mit Füßen und warfen sie in eine Gosse. Diese fanatische Entweihung, welche die lange Geduld und den langen Aberglauben der Knechtschaft in viehischer Weise rächte, verrieth weniger die Macht, als den Wahnsinn der Freiheit. Sie gab durch solche Symptome hinreichend zu verstehen, welches Mitleiden das lebende Königthum erwartete, wenn das todte solche Erbitterung hervorrief.

3.

Die Zugänge und das Innere des Conventsaales schienen mehr zu einer Hinrichtung, als zu einer Gerichtsverhandlung eingerichtet. Die Stunde, der Ort, die schmalen Eingänge, die krümmungsvollen Höfe, die finstern Gewölbe des alten Klostergebäudes, die seltenen Laternen, die mit den Finsternissen einer Winternacht kämpften und die Gesichter bleichten; die Waffen, die an allen Thüren schimmerten und erklangen; die groben Geschütze, welche die Kanoniere mit der brennenden Lunte an den beiden Haupteingängen zu hüten schienen, weniger um das Volk einzuschüchtern, als um diese Feldstücke gegen den Saal zu richten, wenn das Todesurtheil nicht daraus hervorging; das dumpfe Gebrüll einer zahllosen Menge, welche in den benachbarten Straßen wachte und von allen Seiten gegen die Mauern wogte, als wollte sie ihnen das Urtheil

entreißen; die Bewegung der Streifwachen, welche dieses Menschenmeer mit Mühe durchfurchten, um den verspäteten Volksvertretern Raum zu verschaffen; die Trachten, die Physiognomien, die rothen Mützen, die Carmagnolen, die gespannten Gesichter, die rauhen Stimmen, die wilden und bedeutungsvollen Geberden, Alles schien darauf berechnet, das zum Voraus vom Volke ausgesprochene unerbittliche Urtheil durch alle Sinne in die Seele der Richter zu werfen. „Entweder seinen Tod, oder den Deinigen!" waren die einzigen Worte, welche ganz leise, aber mit gebieterischem Accente jedem Abgeordneten, der sich durch die Gruppen wand, um sich auf seinen Posten zu begeben, ins Ohr gemurmelt wurden.

Tägliche Zuhörer bei den Sitzungen des Conventes, welche die Gesichter kannten, waren von Strecke zu Strecke aufgestellt. Diese Kundschafter des Volkes nannten die Abgeordneten mit lauter Stimme, bezeichneten die Zweifelhaften, bedrohten die Furchtsamen, beschimpften die Nachsichtigen, beklatschten die Unbeugsamen. Bei den Namen Marat, Danton, Robespierre, Collot d'Herbois, Camille Desmoulins öffneten sich ehrerbietig die Reihen und ließen den Zorn und das Vertrauen des Volkes durch. Bei den Namen Brissot, Vergniaud, Lanjuinais, Boissy von Anglas geben die gereizten Gesichter, die geballten Fäuste, die über ihrem Haupte geschwungenen Piken und Säbel deutlich zu verstehen, daß dieses Volk Gehorsam oder Rache verlangte. Die Schildwachen selbst, welche die Sicherheit der Volksvertreter beschützen sollten, gaben das Beispiel der Beschimpfung und Gewaltthat. Der ehemalige Marquis von Villette, Voltaire's Zögling und Freund, welcher in den Convent gewählt worden war, wurde im Gange des Reithauses, der in die Versammlung führte, erkannt und an den Kleidern gefaßt. Er sah zwanzig Säbelspitzen gegen sich gerichtet, welche bereit waren, sich in seine Brust zu senken, wenn er sich nicht verpflichtete, für den Tod des Tyrannen zu stimmen. Villette,

der in einem schwächlichen Körper ein unerschrockenes Herz trug und des Glaubens nicht war, daß die Philosophie Schaffote zum Piedestal hätte, machte sich von den Griffen des Volkes los, schob die Säbelklingen, die seine Brust bedrohten, mit beiden Händen auf die Seite und sagte, einen zuversichtlichen Blick auf seine Herausforderer heftend: „Nein, ich werde nicht für den Tod stimmen, und Ihr werdet mich nicht erwürgen. Ihr werdet mein Gewissen, die Freiheit und die Nation in mir achten!“ Er schritt hindurch.

Ebenso waren die Gänge des Conventsaales, die den blutdürstigsten Häuptern der Aufstände von Paris übergeben waren, mit bewaffneten Gruppen vollgedrängt. Aus Achtung vor dem Orte beobachteten diese Menschen Ordnung und Stille; aber sie waren als lebende Symptome des Schreckens hier aufgestellt, den ihre Namen, ihre Waffen und ihre Erinnerungen den Richtern des Königs einflößen sollten. Maillard, Fournier der Amerikaner, Jourdan Kopfab ertheilten durch Zeichen ihren alten Mitschuldigen Befehle und machten sie durch einen Wink auf die Namen und Gesichter aufmerksam, welche sie beobachten und im Gedächtniß behalten sollten. Man mußte unter ihren Augen vorübergehen, um in die Umzäunung zu gelangen. Sie schienen sich die Signalements ins Gedächtniß zu graben. Es waren Statuen des Meuchelmords, aufgestellt an den Pforten des Volkstribunals, um den Tod zu gebieten. Jeder Abgeordnete streifte sie bei seinem Eintritt.

4.

Die Umzäunung selbst war ungleich beleuchtet. Die Lampen des Bureau und der Glanz, der von oben herab fiel, warf auf einige Theile des Saales ein strahlendes Licht und ließ die übrigen in der Dunkelheit. Die Galerien für das Publikum, welche bis zu den obern Bänken des Berges, mit denen sie verschmolzen, amphitheatralisch, wie in einem römischen

Cirkus, emporstiegen, waren mit Zuschauern vollgepfropft. Wie bei den Schauspielen des Alterthums sah man in der ersten Reihe dieser Galerien viele junge Frauen sitzen, die mit den drei Farben geschmückt, sorglos mit einander plauderten, Worte, Geberden, Lächeln austauschten und zum Ernste und zu der aufmerksamen Haltung nur zurückkehrten, um die Stimmen zu zählen, und in dem Augenblicke, in welchem sie von der Tribüne fielen, mit der Spitze einer Stecknadel aufzuzeichnen. Saalbediente trugen Platten mit Sorbet, Gefrorenem, Pomeranzen zwischen den Reihen herum und boten sie diesen Frauen hin. Auf den höhern Stufen standen aufmerksam die Männer des Volks in den Werktagskleidern ihrer verschiedenen Berufsarten. Sie wiederholten einander mit lauter Stimme Namen und Abstimmung des Abgeordneten, der eben gerufen wurde, und verfolgten ihn mit Klatschen oder Murren bis zu seiner Bank. Die ersten Bänkchen dieser Volksgalerien waren von Fleischerjungen besetzt; ihre blutigen Schürzen waren auf einer Seite in den Gürtel zurückgestülpt, und der Stiel ihrer langen Schlachtmesser sah prahlerisch aus den Falten der Leinwand hervor, die ihnen als Scheide diente.

Der freie Raum am Fuße des Bureau, die Schranke, die Zugänge der Thüren, die nach den Bänken der Abgeordneten und den Galerien des Publikums führten, wurden unaufhörlich von den Wogen eines Gedränges gepeitscht, das von Abgeordneten und Zuschauern entstand, welche keinen Raum mehr auf den Galerien gefunden hatten und in die den Gesetzgebern vorbehaltene Umzäunung gebrochen waren. Diese Gruppen, welche von den Volksvertretern, die auf die Tribüne gerufen, darauf zuschritten oder davon zurückkehrten, ohne Unterlaß durchbrochen und wieder geschlossen wurden, erinnerten mehr an das Getümmel eines öffentlichen Platzes, als an das Auditorium eines Gerichtshofes.

Die Bewegung hielt nur in dem Augenblicke an, in welchem

der Name eines bedeutenderen Abgeordneten über die Lippen des Ausrufers trat, und Aller Augen sich auf den Abstimmenden richteten, um das Leben oder den Tod, die auf seiner Zunge schwebten, einen Augenblick früher aus seiner Haltung und der Bewegung seiner Lippen zu entnehmen. Die Bänke der Abgeordneten waren beinahe leer. Ermattet von einer fünfzehnstündigen Sitzung, die bis zum Schlusse des Gerichts ununterbrochen fortdauern sollte, plauderten die Einen, in kleine Gruppen am Ende der obern Bänke vertheilt, mit der Ergebung der Geduld halblaut mit einander, während die Andern mit ausgestreckten Beinen und zurückgebogenem Körper den Ellbogen auf die Lehne ihrer verlassenen Bank stützten und unter der Last ihrer Gedanken in einen Schlummer sanken, aus dem sie nur bei dem lauten Geschrei erwachten, welches von Zeit zu Zeit durch ein kräftiges motivirtes Votum hervorgerufen wurde. Die Meisten gingen, durch die innere Aufregung ihrer Gedanken rastlos hin- und hergetrieben, fortwährend aus und ein. Man sah sie von einer Gruppe zu einer andern treten, eiligst und leise halbe Worte mit ihren Kollegen tauschen, auf ihren Knieen schreiben, das Geschriebene wieder ausstreichen, ihr Votum aufs Neue schreiben, wieder ausstreichen, bis sie die Stimme des Ausrufers bei diesem Schwanken überraschte und ihren Lippen das verhängnißvolle Wort entriß, das eine Minute später sich in das entgegengesetzte verwandelt hätte, und vielleicht, ehe sie es ausgesprochen, von ihnen bereut wurde.

5.

Die ersten Abstimmungen, welche von der Versammlung vernommen wurden, ließen die Geister in der Ungewißheit. Tod und Verbannung schienen sich beim Wechselklange der Stimmen die Wage zu halten. Das Loos des Königs schien von der ersten Stimme abzuhängen, welche einer der

Führer der Girondistenpartei abgeben würde. Diese Stimme bezeichnete ohne Zweifel die wahrscheinliche Stimme der ganzen Partei, und die Zahl der Anhänger dieser Partei bestimmte unwiderruflich die Mehrheit. Leben und Tod waren also gewissermaßen auf den Lippen Vergniaud's versiegelt.

Man wartete mit ängstlicher Neugierde, bis die alphabetische Ordnung des namentlichen Aufrufs der Departemente an den Buchstaben G käme und die Abgeordneten der Gironde auf die Tribüne riefe. Vergniaud mußte sie zuerst besteigen. Man erinnerte sich seiner unsterblichen Rede gegen Robespierre, worin er das Gerichtsverfahren gegen den König seinen Feinden streitig machte. Man kannte seinen Widerwillen und Abscheu gegen die Partei, welche Hinrichtungen wollte. Man wiederholte die vertraulichen Unterhaltungen, in denen er zwanzigmal seine Theilnahme an dem Loos eines Fürsten ausgesprochen hatte, dessen größtes Verbrechen in seinen Augen eine Schwäche war, die an die Unschuld streifte. Man wußte, daß er Tags zuvor und einige Stunden vor dem Anfange der Abstimmung bei einer Frau zu Nacht speiste, welche Mitleiden mit den Gefangenen des Temple bezeugte, und daß er bei dieser Gelegenheit bei seiner Beredsamkeit und seinem Leben schwur, er werde den König retten. Niemand zweifelte an dem Muthe des Redners. Dieser Muth war in demselben Augenblicke auf die Ruhe seiner Stirne und in die ernsten Falten seines festverschlossenen Mundes geschrieben.

Bei dem Klange des Namens Vergniaud hörten die Unterhaltungen auf, die Blicke wendeten sich alle ihm allein zu. Er stieg langsam die Stufen der Tribüne hinauf, sammelte sich einen Augenblick, die Wimper auf das Auge gesenkt, wie ein Mensch, der zum letztenmale nachdenkt, ehe er handelt; dann sprach er mit dumpfer Stimme und in einem Tone, als vernähme er einen Schrei des Gefühles in seinem Innern, den Tod.

Das Schweigen des Erstaunens erstickte das Gemurmel und sogar den Athem des Saales. Robespierre verzog den Mund zu einem beinahe unmerklichen Lächeln, in welchem das Auge mehr Verachtung als Freude zu entdecken glaubte. Danton zog die Schulter in die Höhe und sagte leise zu Brissot: „Rühmet nun Eure Redner! Hohe Worte, feige Thaten! Was soll man mit solchen Menschen machen? Sprecht mir nichts mehr von ihnen, ihre Partei ist fertig.“

Die Hoffnung erstarb in dem Herzen der wenigen Freunde des Königs, die in dem Saale und auf den Galerien versteckt waren. Man fühlte, daß das Opfer durch die Hand Vergniaud's hingegeben war. Vergebens schien Vergniaud sein Votum, nachdem er es ausgesprochen hatte, zurückzuhalten, indem er wie Mailhe verlangte, daß die Versammlung, nachdem sie den Tod beschlossen, darüber berathen solle, ob es der öffentlichen Sicherheit angemessen sei, die Hinrichtung aufzuschieben. Die Jakobiner fühlten, daß die Girondisten, wenn sie einmal die Gerechtigkeit des Urtheils zugegeben, die Dringlichkeit ihnen nicht mehr streitig machen werden. Vergniaud erklärte selbst, daß seine Stimme für den Tod unabhängig von der Gewährung oder der Verweigerung des Aufschubes sei. Er schnitt sich also zum Voraus die Möglichkeit ab, das Haupt wieder zurückzunehmen, das er hingab. Mit gesenkter Stirne stieg er die Stufen der Tribüne hinab und verlor sich in der Menge.

6.

Die Abstimmung dauerte fort. Alle Girondisten, Buzot, Pétion, Barbaroux, Isnard, Lasource, Rebecqui, Brissot, stimmten mit Vergniaud für den Tod. Die Meisten knüpften ihre Stimme an die Bedingung eines Aufschubes der Hinrichtung. Fonfrède und Ducos stimmten unbedingt für den Tod. Sieyès, der in den Rathssitzungen und geheimen Besprechungen seiner Partei am meisten darauf gedrungen hatte, Robespierre

diese Freude, den Jakobinern diesen Triumph, der Revolution dieses unfruchtbare und gefährliche Blut zu verweigern, Sieyès hielt, nach dem Siege der Jakobiner bei der namentlichen Abstimmung, jeden Widerstand für nutzlos. Robespierre allein dieses blutige Recht auf das verzweifelte Vertrauen des Volkes lassen, hieß in seinen Augen beim ersten Schritt auf die Leitung der Republik und vielleicht auf das Leben verzichten. Da man die Bewegung nicht aufhalten konnte, mußte man sich seines Erachtens hineinwerfen, um sie zu lenken. Sieyès bestieg die Tribüne und sprach das einzige Wort: den Tod. Er sprach es widerstrebend mit der Kälte eines Mathematikers, welcher ein Axiom ausspricht, und mit der Mattigkeit eines Besiegten, welcher der Macht des Verhängnisses weicht. Er fügte diesem Worte nicht die Ironie bei, die man ihm aufbürdet. Sein Votum war lakonisch, nicht grausam. Condorcet blieb seinen Grundsätzen treu und weigerte sich, Blut zu vergießen; er verlangte, daß Ludwig XVI. zu der härtesten Strafe nächst dem Tode verurtheilt werde. Lanjuinais, Boissy von Anglas, Kersaint, Rabaut Saint-Etienne, Sillery, Salles ließen sich weder durch das Beispiel der Häupter ihrer Partei verführen, noch durch die Drohungen der Jakobiner einschüchtern. Sie stimmten beinahe alle für Gefangenschaft während des Krieges und Verbannung nach dem Eintritte des Friedens. Manuel selbst stimmte, durch den Anblick der königlichen Leiden erweicht, die er im Temple mit ansah, für das Leben. Daunou, ein republikanischer Philosoph, der, wie er sagte, nur zwei uneigennützige Leidenschaften in seiner Seele hatte, Gott und die Freiheit, trennte in seinem Votum mit lauter Stimme das Recht, die Könige zu richten und abzusetzen, von dem Rechte, sie zu schlachten. Er zeigte, daß die Wissenschaften die Gerechtigkeit im Herzen des Schriftstellers kräftigen, indem sie den Verstand erleuchten, und daß er aus dem Umgange mit den Alten, neben den Grundsätzen der Seelengröße, auch den

Muth, sie im Angesichte des Todes geltend zu machen, geschöpft hatte. Der Berg stimmte ohne Ausnahme für den Tod. Robespierre faßte seine erste Rede in wenige Worte zusammen und suchte seinen Abscheu vor der Todesstrafe mit dem Verdammungsurtheil zu vereinigen, das von seinen Lippen fiel. Er sagte, die Tyrannen bilden eine Ausnahme von der Menschheit, und erklärte, seine Liebe zu den Unterdrückten trage in seiner Seele den Sieg über sein Mitleiden mit den Unterdrückern davon.

Die Abgeordneten von Paris: Marat, Danton, Billaud-Varennes, Legendre, Panis, Sergent, Collot d'Herbois, Fréron, Fabre d'Eglantine, David, Robespierre der jüngere folgten dem Beispiele Robespierre's und wiederholten wie ein eintöniges Echo einundzwanzigmal nach einander das Wort Tod auf der Tribüne.

Der Herzog von Orleans war der Letzte, welcher gerufen wurde. Tiefe Stille trat bei diesem Namen ein. Sillery, sein Vertrauter und Günstling, hatte gegen den Tod gestimmt. Man erwartete, daß der Fürst wie sein Freund stimmen oder sich im Namen der Natur und des Blutes der Abstimmung enthalten werde. In den Augen der Jakobiner sogar war er entschuldigt, wenn er das Letztere that. Er that es nicht. Er stieg langsam und ohne Gemüthsbewegung die Stufen der Tribüne hinauf, entfaltete ein Papier, das er in der Hand hatte, und las mit stoischer Stimme die folgenden Worte: „Einzig von meiner Pflicht beherrscht und überzeugt, daß Alle, welche die Souveränetät des Volkes an sich gerissen haben oder in Zukunft an sich reißen werden, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod!" Diese Worte wurden selbst von derjenigen Partei, der sie der Herzog von Orleans als Pfand abzutreten schien, mit Schweigen und Erstaunen aufgenommen. Der Berg hatte nicht einen Blick, nicht eine Geberde, nicht eine Stimme des Beifalls für ihn. Diese Bergpartei konnte

durch Verurtheilung eines gefangenen und entwaffneten Königs zum Tode zwar die Gerechtigkeit verletzen, die Menschlichkeit verläugnen; aber sie verläugnete die Natur nicht; die Natur empörte sich in ihr gegen das Votum des ersten Prinzen von Geblüt. Ein Schauder durchlief die Bänke und Galerien der Versammlung. Voll Verwirrung stieg der Herzog von Orleans von der Tribüne; er zweifelte bei diesen ersten Symptomen an der That, die er so eben vollbracht hatte. Der wahre Heldensinn der Freiheit erfüllt das menschliche Herz nicht mit Schauder. Man hat keinen Abscheu vor dem, was man bewundert. Die Tugend eines Brutus steht dem Verbrechen so nahe, daß das Gewissen der Republikaner selbst im Angesichte dieser That in Verwirrung kam. Die Natur den Gesetzen opfern, erscheint auf den ersten Blick schön; aber die Blutsverwandtschaft ist auch ein Gesetz, und es gibt keine Tugend, die einer Tugend feindlich gegenübersteht!

War dieses Votum ein Opfer, das der Freiheit gebracht wurde, so zeigte der Abscheu des Conventes dem Herzog von Orleans, daß das Opfer nicht angenommen wurde; war es ein Pfand, so war es mehr, als man von ihm verlangte; war es ein Lösegeld für seine Sicherheit, so war sein Leben zu theuer damit bezahlt. Von den Girondisten schon angegriffen, von Robespierre kaum geduldet, von Danton als Client behandelt, konnte er dem Berge nichts verweigern, ohne daß dieser seinen Kopf verlangte. Er hatte die Größe der Seele nicht, ihm denselben darzubieten. Die Zukunft würde seinem Namen mehr als den Preis dafür bezahlt haben. Robespierre selbst schien, als er Abends, in Duplay's Haus zurückgekehrt, von der Verurtheilung des Königs sprach, gegen das Votum des Herzogs von Orleans zu protestiren. „Der Unglückliche," sagte er zu seinen Freunden, „nur ihm war es gestattet, sein Herz zu hören und sich der Abstimmung zu enthalten, er wollte

es nicht, oder er wagte es nicht. Die Nation wäre großmüthiger gewesen, als er!"

7.

Das Auslesen der Stimmen dauerte lang und ließ die Gemüther fortwährend in Zweifel und Angst. Wie in einem Kampfe gewann Tod und Leben abwechslungsweise die Oberhand, je nachdem der Zufall die Stimmen in den Verzeichnissen der Sekretäre gruppirt hatte. Es schien dem Schicksale schmerzlich zu fallen, das verhängnißvolle Wort auszusprechen. Alle Herzen pochten, die einen vor Hoffnung, der Revolution diese Trauer zu ersparen, die andern vor Furcht, dieses Opfer zu verlieren. Endlich erhob sich der Präsident, um das Urtheil auszusprechen. Es war Vergniaud. Er war blaß; seine Lippen und seine Hände, welche das Papier hielten, von dem er die Stimmenzahl abzulesen im Begriffe stand, zitterten. Vermöge eines unheilverkündenden Zufalles oder einer grausamen Verhöhnung der Wahl seiner Kollegen verdammte die Präsidentenrolle Vergniaud zur Verkündigung des Entthronungsbeschlusses in der gesetzgebenden Versammlung, des Todesurtheils im Convent. Er hätte die gemäßigte Monarchie und das Leben Ludwig's XVI. gern mit seinem Blute gerettet; er war in drei Monaten zweimal genöthigt, sein Herz zu verläugnen und den Meinungen seiner Feinde zum Organ zu dienen. Seine falsche und grausame Stellung in diesen beiden Lagen bezeichnete die Stellung seiner ganzen Partei. Pilatusse der Monarchie und des Königs gaben die Girondisten die eine, ohne von ihren Mängeln überzeugt zu sein, dem Volke, den andern, ohne von seinen Verbrechen überzeugt zu sein, den Jakobinern preis, indem sie öffentlich ein Blut vergossen, das sie heimlich beweinten; indem sie auf ihrer Zunge den Kampf des Gewissens mit dem Todesurtheil fühlten; indem sie ihre Hände vor der Nachwelt wuschen.

8.

In diesem Augenblicke ließ sich ein Abgeordneter, Namens Duchâtel, in seine Bettdecken gehüllt, durch die Mitte der Drohungen in den Convent tragen und votirte mit sterbender Stimme gegen den Tod. Man kündigte eine neue Fürbitte des Königs von Spanien für Ludwig XVI. an. Danton ergriff das Wort, ohne darum zu bitten. „Du bist noch nicht König, Danton!" rief ihm Louvet zu. — „Ich staune über die Frechheit einer Macht," fuhr Danton fort, „die sich nicht scheut, sich einen Einfluß auf unsere Berathung anzumaßen. Wenn Alles meiner Ansicht wäre, so würde man wegen dieses einzigen Umstandes Spanien sogleich den Krieg erklären. Wie! man erkennt die Republik nicht an, und man will ihr Gesetze diktiren! Indessen mag man diesen Gesandten hören, wenn man will. Aber der Präsident möge ihm eine des Volkes, dessen Organ er sein wird, würdige Antwort ertheilen: er möge ihm sagen, daß die Sieger von Jemappe den Ruhm, den sie sich erworben haben, nicht Lügen strafen und ihre Stärke wieder finden werden, um alle Könige auszurotten, die gegen uns verschworen sind! Keine Unterhandlung mit der Tyrannei! Das Volk würde seine Vertreter richten, wenn seine Vertreter es verrathen hätten!"

Vergniaud sagte mit dem Tone des Schmerzes: „Bürger! Ihr steht im Begriff, einen großen Akt der Gerechtigkeit auszuüben. Ich erwarte von Eurer Menschlichkeit, daß Ihr die ernsteste Stille beobachtet. Wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, soll auch die Menschlichkeit sprechen."

Er las das Ergebniß der Abstimmung. Der Convent zählte siebenhunderteinundzwanzig Stimmgebende. Dreihundertvierunddreißig hatten für Verbannung oder Gefängniß gestimmt; dreihundertsiebenundachtzig für den Tod, wenn man die Stimmen Derjenigen als Stimmen für den Tod zählt, welche nur

unter der Bedingung des Aufschubes für diese Strafe gestimmt hatten. Der Tod zählte also dreiundfünfzig Stimmen mehr, als die Verbannung. Wenn man aber die sechsundvierzig Stimmen für den Tod abzieht, welche die Bedingung des Aufschubs daran knüpften, so bleibt für den Tod nur eine Mehrheit von sieben Stimmen. Vier Mitglieder also änderten Zahl und Urtheil, wenn sie auf die andere Seite traten. Es waren somit die zwölf oder fünfzehn Häupter der Gironde, deren Hand das Entscheidungsgewicht in die beinahe gleiche Wage geworfen hatte. Der Tod, der Wunsch der Jakobiner, wurde die That der Girondisten. Vergniaud und seine Freunde wurden die Henkersknechte Robespierre's. Der Tod des Tyrannen, eine Leidenschaft bei dem Volke, war Nachgiebigkeit bei der Gironde. Die Einen forderten diesen Kopf als das Zeichen der Rettung der Republik, die Andern gaben ihn hin für die Rettung ihrer Partei. Wenn die Leidenschaft der Einen blind und erbarmungslos war, welchen Namen sollen wir der Nachgiebigkeit der andern geben? Wenn es ein Verbrechen ist, aus Rache zu morden, so ist es ein zweifaches Verbrechen, aus Feigheit zu morden.

9.

Während dieser Abstimmung wußte der König, seit seinem letzten Erscheinen vor seinen Richtern von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, nichts als daß sein Leben und sein Tod in diesem Augenblicke in der Hand der Menschen waren. Unglück, Nachdenken und rückhaltslose Ergebung in den Willen Gottes hatten ihn auf jenen Standpunkt erhabener Gleichgültigkeit emporgetragen, wo der Mensch unparteiisch für die Furcht, wie für die Hoffnung nur der Entscheidung von oben den Vorzug gibt: ein übernatürlicher Zustand unserer Seele, wo die Menschheit über ihre eigenen Wünsche erhaben, allen Unbilden des Schicksals Trotz bietet, nur die

Leiden des Körpers noch fühlt, und keinen andern Willen hat, als den Rathschluß der Vorsehung. Den Weisen des Alterthums ertheilte die Philosophie diesen Rath im Unglück; der neuen Welt machte das Christenthum diese Ergebung zum Dogma und gab ihr vom Kreuze herab das Beispiel derselben.

Ludwig XVI. betrachtete ohne Unterlaß dieses Kreuz und verlieh dadurch seinem Leiden einen göttlichen Charakter. Er hätte, wenn er es verlangt hätte, in diesen letzten Tagen mit seiner Familie verkehren können. Er hörte die Tritte und Stimmen seiner Frau und seiner Kinder durch die Wölbung über ihm hindurch. Er fürchtete, der grausame Uebergang vom Leben zum Tode, von der Hoffnung zur Verzweiflung, fühlbarer gemacht durch die Gegenwart der geliebten Wesen, möchte sein Gemüth zu sehr erweichen und das Herz Derjenigen, die er liebte, zu oft zerreißen. Er wollte lieber allein den Kelch der Trennung mit einem Zuge leeren, als ihn seine Familie Tropfen für Tropfen trinken lassen.

Am Morgen des 19ten öffneten sich die Thüren des Thurmes, und der König sah Herrn von Malesherbes eintreten. Er stund auf, um seinem Freunde entgegen zu gehen. Der Greis fiel seinem Gebieter zu Füßen und tränkte sie lange sprachlos mit seinen Thränen. Gleich dem Maler des Alterthums, der das Gesicht des Schmerzes verschleierte, weil er fürchtete, er möchte die Zerrissenheit des menschlichen Herzens nicht hinreichend ausdrücken, ließ Herr von Malesherbes stumm seine Stellung und sein Schweigen das Wort aussprechen, vor dem seine Zunge zurückbebte. Der König verstand es, wiederholte es, ohne zu erblassen, hob seinen Freund auf, drückte ihn an seine Brust und schien sich nur mit dem Versuche zu beschäftigen, den ehrwürdigen Boten seines Todes zu trösten und zu stärken. Er erkundigte sich mit einer Neugierde, die völlig ruhig und gleichsam seinem eigenen Loose fremd war, nach den Umständen, der Stimmenzahl, dem Votum einiger

Conventsmitglieder, die er kannte. — „Nach Pétion und Manuel," sagte er zu Herrn von Malesherbes, „erkundige ich mich nicht, ich bin gewiß, daß sie nicht für meinen Tod gestimmt haben!" Er fragte, wie sein Vetter, der Herzog von Orleans, gestimmt habe. Herr von Malesherbes sagte es ihm. — „Ach!" versetzte er; „Er thut mir weher als alle Uebrigen!" Es war das Wort Cäsar's, als er Brutus unter seinen Mördern erkannte. Er allein brachte ihn zum Sprechen.

10.

Die Minister Garat und Lebrun, der Maire Chambon und der Gemeindeanwalt Chaumette, begleitet von Santerre, dem Präsidenten und dem öffentlichen Ankläger des peinlichen Gerichts, eröffneten dem Könige sein Urtheil mit dem ganzen Gepränge, mit dem das Gesetz zu Werke geht, wenn es einen Missethäter außerhalb des Lebens stellt. Stehend, mit aufrechter Stirne und auf die Richter geheftetem Auge hörte er mit der Unerschrockenheit eines Gerechten das Urtheil an, welches dahin lautete, daß er binnen vierundzwanzig Stunden vom Leben zum Tode gebracht werden sollte. Ein einziger Blick gen Himmel schien eine innerliche Berufung an den unfehlbaren und höchsten Richter auszusprechen. Nachdem das Urtheil verlesen war, trat Ludwig XVI. zu Grouvelle, dem Sekretär des vollziehenden Rathes, nahm das Dekret aus seinen Händen, faltete es und legte es in seine Brieftasche; dann sagte er, sich gegen Garat wendend, mit einer Stimme, in welcher man den Ton des Königs im Tone des Bittenden wieder fand: „Herr Justizminister, ich bitte Sie, dieses Schreiben dem Convente zuzustellen." Als Garat zauderte, das Papier zu nehmen, sagte der König: „Ich will es Ihnen lesen," und las: „Ich bitte den Convent um einen Aufschub von drei Tagen, damit ich mich vorbereite, vor Gott zu erscheinen; ich bitte, zu diesem Behufe dem Geistlichen, den ich den Commis-

säten der Gemeinde angeben werde, freien Zutritt zu mir zu gestatten und ihn nicht um des Dienstes der Liebe willen, den er mir erzeigen wird, zu durchsuchen. Ich bitte von der beständigen Ueberwachung befreit zu werden, die mich seit einigen Tagen sichtlich beobachtet... Ich bitte, meine Familie in diesen letzten Augenblicken, so oft ich es wünsche, und ohne Zeugen sehen zu dürfen. Ich hege den heißen Wunsch, der Convent möchte sich sofort mit dem Loose meiner Familie beschäftigen und ihr den freien Rückzug in irgend ein Asyl gestatten, das sie für angemessen erachtet... Ich empfehle alle Personen, die in meinen Diensten standen, der Wohlthätigkeit der Nation... Es befinden sich unter ihnen viele Greise, Weiber und Kinder, welche nur von meinen Wohlthaten lebten und jetzt in der Dürftigkeit schmachten müssen. Gegeben im Thurme des Temple den 20. Januar 1793."

Zugleich übergab der König Garat ein zweites Papier, welches die Adresse des Geistlichen enthielt, dessen Unterhaltung und Trost er für seine letzte Stunde begehrte. Auf dieser von einer fremden Hand geschriebenen Adresse stand: „M. Edgeworth de Firmont, rue du Bac." Nachdem Garat diese beiden Papiere in Empfang genommen, trat der König mit einer Verbeugung einige Schritte zurück, um, wie bei Verabschiedung einer Audienz bei Hof, damit anzudeuten, daß er allein sein wolle. Die Minister entfernten sich.

11.

Nachdem sie abgetreten waren, ging der König mit festem Schritte in seinem Zimmer auf und ab und verlangte sein Mahl. Weil er kein Messer hatte, zerschnitt er seine Speisen mit dem Löffel, und brach sein Brod mit der Hand. Diese Vorsichtsmaßregeln der Munizipale empörten ihn mehr als sein Todesurtheil. „Hält man mich für feig genug," sagte er mit lauter Stimme, „meine Feinde um mein Leben zu be-

stehlen? Man legt mir Verbrechen zur Last, aber ich bin unschuldig daran, und ich werde ohne Schwäche sterben. Ich wollte, mein Tod wäre das Glück der Franzosen und könnte das Unglück der Nation beschwören, das ich voraussehe!"

Um sechs Uhr überbrachten ihm Santerre und Garat die Antwort des Convents auf seine Bitten. Trotz der wiederholten Bemühungen Barbaroux', Brissot's, Buzot's, Pétion's, Condorcet's, Chambon's, Thomas Payne's hatte der Convent schon Tags zuvor beschlossen, daß jeder Aufschub der Hinrichtung verweigert werden solle. Der Amerikaner Fournier, Jourdan Kopfab und ihre Satelliten hatten im Gange des Convents ihre Säbel über das Haupt Barbaroux' und Brissot's geschwungen und ihnen, die Spitze des Eisens auf der Brust, die Wahl zwischen Schweigen oder Tod gelassen. Diese muthigen Abgeordneten trotzten dem Tode und kämpften sich fünf Stunden lang ab, um den Aufschub zu erlangen. Cazenave, Brissot, Manuel, Kersaint, dieser Letztere in einem Schreiben, welches in diesem Augenblicke eine der heldenmüthigsten Herausforderungen des Todes war, die aus der Seele eines Bürgers kommen konnten, protestirten umsonst. Eine Mehrheit von vierunddreißig Stimmen, die von Thouriot, Couthon, Marat, Robespierre gesammelt waren, verwarf den Aufschub. Kersaint's Schreiben lautete, wie folgt: „Bürger, es ist mir unmöglich, die Schmach zu tragen, länger im Saale des Convents neben Blutmenschen zu sitzen, wenn ihre Meinung, durch den Schrecken unterstützt, den Sieg über die Meinung der Redlichen davonträgt, wenn Marat den Sieg über Pétion davonträgt. Wenn mir die Liebe zu meinem Vaterlande das Unglück erträglich macht, der Kollege der Lobredner und Beförderer der Mordthaten des 2. September zu sein, so will ich wenigstens mein Andenken vor dem Vorwurfe schützen, ihr Mitschuldiger zu sein. Ich habe nur einen Augenblick dazu, es ist dieser; morgen wird es nicht mehr Zeit sein."

Mehr erbittert als gerührt durch solche Töne, gab der Convent dem Justizminister den Auftrag, auf die Bitten Ludwig's XVI. zu antworten, daß es ihm freistehe, den bezeichneten Diener des Altars zu rufen und seine Familie ohne Zeugen zu sehen; aber daß das Gesuch um einen Aufschub von drei Tagen zur Vorbereitung auf den Tod abgeschlagen sei, und daß die Hinrichtung binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werde.

12.

Der König nahm diese Eröffnung des vollziehenden Rathes ohne Murren entgegen. Er machte dem Tode die Minuten nicht streitig; Alles, was er begehrte, waren einige Stunden der Sammlung auf der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit. Er beschäftigte sich seit mehren Wochen mit der Heiligung seines Opfers. In einer seiner Unterhaltungen bat er Herrn von Malesherbes, eine geheime Botschaft an einen ehrwürdigen, in Paris verborgenen, fremden Priester zu übernehmen, den er für den Fall, daß er sogleich sterben müßte, um seinen Beistand bat. „Es ist ein seltsamer Auftrag für einen Philosophen," sagte er mit traurigem Lächeln zu Herrn von Malesherbes. „Aber ich bewahrte stets meinen Christusglauben als einen Zügel gegen die Verirrungen der unumschränkten Macht und als einen Trost in meinen Widerwärtigkeiten. Ich finde ihn in der Tiefe meines Kerkers wieder; wenn Sie je zu einem ähnlichen Tode bestimmt sein sollten, wünsche ich, Sie möchten in Ihren letzten Augenblicken denselben Trost finden."

Malesherbes entdeckte die Wohnung dieses Gewissensrathes des Königs und ließ die Bitte seines Gebieters an ihn gelangen. Der Mann Gottes harrte der Stunde, in welcher sich der Kerker dem Eifer seiner Liebe öffnen würde; und sollte es ihm das Leben kosten, er wankte nicht. Diener des Herrn auf

der Schwelle des Todes, war er seinen heiligen Dienst den letzten Augenblicken schuldig; so denkt der Heldensinn des christlichen Priesters. Ueberdies waren Priester und König seit Langem durch eine heilige Freundschaft verbunden. An den christlichen Festtagen heimlich in die Tuilerien eingelassen, hatte dieser Geistliche den König oft Beichte gehört. Die christliche Beichte, welche den Menschen zu den Füßen des Priesters und den König zu den Füßen seines Unterthanen niederwirft, erweckte zwischen dem Beichtiger und dem Büßer eine auf der einen Seite väterliche, auf der andern kindliche Vertraulichkeit, welche, wenn auch übernatürlich in ihrem Prinzip, sich oft zwischen Seelen, die so unmittelbar mit einander gesprochen, in menschliche Liebe verwandelt. Gott ist das Band dieser geistigen Freundschaften. Aber dieses im Himmel gewobene Band reißt auf Erden nicht immer ganz ab. In diesem vollkommenen Austausch der Seelen ergießen sich auch die Herzen in einander. So standen König und Priester. Ludwig XVI. hatte in dem Abbé von Firmont einen Freund und verborgenen Vermittler zwischen dieser und jener Welt. Er rief ihn in den Tagen der Noth und bewahrte ihn für die äußersten Fälle seines Schicksals.

13.

Mittwoch den 20. Januar pochte mit einbrechender Nacht ein Unbekannter unerwartet an der Thüre der stillen Zelle, worin dieser arme Priester sein Leben verbarg, und ersuchte ihn, ihm in den Sitzungssaal des Ministerrathes zu folgen. Herr von Firmont folgte dem Unbekannten. In den Tuilerien angekommen, führte man ihn in das Kabinet, wo sich die Minister über die Vollstreckung des Urtheils beriethen, welche der Convent in ihre Verantwortlichkeit gegeben hatte. Garat, ein fühlender Philosoph, Lebrun, ein kalter Diplomat, Roland, ein sanfter Republikaner, der sich nicht enthalten konnte,

im Könige den Menschen zu lieben, hätten die drückende Pflicht, die ihnen vom Schicksal auferlegt wurde, um jeden Preis von ihrem Herzen, ihrem Namen, ihrem Gedächtnisse abgewälzt; aber es war zu spät. Bürgen der Girondisten, Geisel der Jakobiner im Ministerium, mußten sie das Urtheil vollstrecken oder sterben. Ihre Miene, ihre Aufregung, ihre Betäubung verriethen das Entsetzen ihrer Lage. Sie suchten durch Schonung und Theilnahme die Härte der That sich selbst zu verbergen. Sie standen auf, umringten den Priester, ehrten seinen Muth, unterstützten sein Vorhaben. Garat nahm den Beichtiger in seinen Wagen und führte ihn in den Temple. Unterwegs ergoß der Diener des Convents seine Verzweiflung in den Busen des Dieners Gottes. — „Großer Gott!“ rief er, „welch entsetzliche Pflicht sehe ich mir auferlegt! Welch ein Mensch!“ fügte er von Ludwig XVI. sprechend, hinzu, „welche Ergebung! welcher Muth! Nein, die Natur allein könnte so viel Kraft nicht geben, darin liegt etwas Uebermenschliches!“ Der Priester schwieg, aus Furcht, den Minister zu beleidigen oder seinen Glauben zu verläugnen. Stille herrschte nach diesen Worten zwischen den beiden Männern bis an das Thor des Temple. Es öffnete sich auf den Namen Garat. Durch einen mit Bewaffneten gefüllten Saal gingen Minister und Beichtiger in eine größere Halle. Die Wölbungen, die beschädigten Verzierungen der Architektur, die Stufen eines umgestürzten Altares verriethen eine alte und schon lang entweihte Kapelle. Zwölf Commissäre der Gemeinde hielten Rath in dieser Halle. Ihre Züge, ihre Reden, der völlige Mangel an Gefühl und sogar an Anstand im Angesichte des Todes, wodurch sich die Gesichter dieser Menschen bemerklich machten, verriethen in ihnen jene thierischen Naturen, welche unfähig sind, an einem Feinde irgend etwas, auch nur den letzten Schmerz und den Tod zu achten. Nur eines oder zwei Gesichter, welche jünger waren, als die übrigen, warfen hinter

den Späheraugen ihrer Kollegen einige verstohlene Blicke des Einverständnisses auf den Priester. Der Minister ging hinauf, während man den Abbé von Firmont aussuchte. Hierauf führte man den Beichtiger zum Könige. Als er Herrn von Firmont gewahrte, stürzte der Fürst ihm entgegen, zog ihn in sein Zimmer und schloß die Thüre, um sich ohne Zeugen der Gegenwart des Mannes zu erfreuen, nach dem er sich so sehr gesehnt hatte. Der Priester fiel seinem Beichtkinde zu Füßen. Er weinte, ehe er tröstete. Der König selbst konnte seine Thränen nicht zurückhalten. — „Verzeihen Sie mir diesen Augenblick der Schwäche," sagte er, den Geistlichen aufhebend. „Ich lebe schon so lange unter meinen Feinden, daß mich die Gewohnheit gegen ihren Haß verhärtet und sich mein Herz den Gefühlen der Liebe verschlossen hat. Aber der Anblick eines treuen Freundes gibt mir mein Gefühl zurück, das ich erloschen glaubte, und ergreift mich wider meinen Willen." Er zog ihn hierauf in das anstoßende Thürmchen, in das er sich gewöhnlich mit seinen Gedanken zurückzog. Ein Tisch, zwei Stühle, ein kleiner Porzellanofen, der jenen kleinen tragbaren Herden glich, womit die Weiber armer Handwerker ihre Dachstübchen wärmen, einige Bücher, ein in Elfenbein gegrabenes Bildniß des Gekreuzigten bildeten das Ameublement dieser Zelle. Der König bat Herrn Edgeworth, neben dem Ofen Platz zu nehmen, und setzte sich ihm gegenüber an die andere Seite des Ofens. — „So bin ich denn," sagte der Verurtheilte, „bei der großen und einzigen Angelegenheit angekommen, die mich in diesem Leben beschäftigen soll: bei der Aufgabe, es rein oder begnadigt vor Gott zu verlassen, um mir und den Meinigen ein besseres zu bereiten..." Bei diesen Worten zog er ein Papier aus seinem Busen und erbrach das Sigel. Es war sein Testament. Er las es zweimal langsam und jede Silbe betonend, damit keines von den Gefühlen, welche er in demselben an den Tag legte, der aufmerksamen Beurtheilung des Mannes Gottes ent-

ginge, welchen er als Richter anerkannte. Der König schien zu fürchten, es möchte in denselben Ausdrücken, in welchen er dieser Welt seine Verzeihung vermacht hatte, irgend eine Bitterkeit, irgend ein Vorwurf seinem Herzen ohne sein Wissen entfallen sein und seinem Lebewohl unwillkürlich etwas von seiner Sanftmuth und Heiligkeit rauben. Seine Stimme bebte, seine Augen befeuchteten sich nur bei denjenigen Zeilen, in welchen er die Namen der Königin, seiner Schwester, seiner Kinder aussprach. Man sah, daß sein ganzes Gefühl, das sich gegenüber seiner eigenen Person abgestumpft und verloren hatte, nur noch im Namen, im Bilde und im Schicksale der Seinigen wiederkehrte. Es gab nichts Lebendes und Leidendes in ihm mehr auf Erden, als seine Familie.

Nachdem das Testament gelesen war, folgte eine ungezwungene und ruhige Unterhaltung über die Vorfälle der letzten Monate, die dem Könige noch nicht bekannt waren. Er erkundigte sich nach dem Loose mehrer geliebter Personen. Die Verfolgungen der Einen betrübten ihn, die Flucht und die Rettung der Andern erfüllte ihn mit Freude; von Allen sprach er, nicht mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der auf immer von seinem Vaterlande scheidet, sondern mit der theilnehmenden Neugierde eines Menschen, welcher in die Heimath zurückkommt und sich nach Allem erkundigt, was er geliebt hat. Obgleich die Uhren aller benachbarten Thürme bereits die Stunden der Nacht schlugen und sein Leben nur noch nach Stunden gemessen wurde, verschob er die Beschäftigung mit den Uebungen der Frömmigkeit, um derentwillen er den Beichtvater gerufen hatte. Um sieben Uhr sollte die letzte Zusammenkunft mit seiner Familie stattfinden. Die Annäherung dieses eben so ersehnten als gefürchteten Augenblicks erschütterte ihn tausendmal mehr, als der Gedanke an das Schaffot. Er wollte die Ruhe seiner Vorbereitung zum Tode nicht durch diesen letzten Schmerz des Lebens getrübt, noch sein Blut mit Thrä-

nen vermischt sehen, wenn er sich einen Augenblick später den Menschen und Gott zum Opfer hingab.

14.

Indessen hatten die Königin und die Prinzessinnen, welche das Ohr fortwährend an das Fenster drückten, durch die Stimme der öffentlichen Ausrufer, die den Spruch durch alle Straßen von Paris heulten, im Verlaufe des Tages die Verweigerung des Aufschubes und die Vollstreckung des Urtheils binnen vierundzwanzig Stunden vernommen. Jede Hoffnung war nun in ihrem Herzen erloschen, und die Neugierde ihrer Angst drehte sich nur noch um einen Zweifel. Sollte der König sterben, ohne sie noch einmal gesehen, umarmt, gesegnet zu haben? Ein letzter Erguß der Liebe zu seinen Füßen, ein letztes Anklammern an sein Herz, ein letztes Wort für das Ohr und die Erinnerung, ein letzter Blick für die Schatzkammer ihrer Gefühle, dies war es, worauf sich all ihre Hoffnung, all ihr Verlangen, all ihr Flehen beschränkte. Vom Morgen an sprachlos unter Gebet und Thränen im Zimmer der Königin versammelt, jedes Geräusch mit dem Herzen deutend, jedes Gesicht mit dem Auge fragend, vernahmen sie erst spät, daß ihnen ein Dekret des Conventes gestattete, den König noch einmal zu sehen. Es war eine Freude in der Angst des Todes. Sie bereiteten sich lange vor dem Augenblicke darauf vor. Stehend an die Thüre gepreßt, bestürmten sie die Commissäre und Schließer ohne Unterlaß mit Bitten und Fragen; es war ihnen, als müßte ihre Ungeduld die Stunden beschleunigen, als müßten die Schläge ihrer Herzen die Thüren zwingen, sich früher zu öffnen.

15.

Aeußerlich ruhig, war der König seinerseits innerlich nicht weniger aufgeregt. Er hatte nie eine andere Liebe gehabt, als

seine Frau, nie eine andere Freundschaft, als seine Schwester, nie eine andere Freude im Leben, als seine Tochter und seinen Sohn. Zerstreut und erkaltet, wiewohl nie erloschen auf dem Throne, hatten sich diese Gefühle der Zärtlichkeit seit den Schlägen des Schicksals und besonders seit der Einsamkeit des Gefängnisses wieder gesammelt, erwärmt und gleichsam in seine Seele gehärtet. Es war schon so lange her, daß die Welt nur noch in diesem kleinen Kreise von Personen für ihn bestand, in welchem sich seine Befürchtungen, seine Freuden, seine Leiden vervielfältigten! Ueberdies hatten Seelen, die so viel mit einander gefürchtet, gehofft, erduldet hatten, auch mehr mit einander gedacht und gelebt. Thränen, welche wir mit einander und über einander vergießen, verkitten die Herzen. Dieselben Leiden vereinigen tausendmal inniger, als dieselben Freuden. Diese fünf Wesen waren nur ein Herz. Nur eines trübte dieses Wiedersehen zum Voraus: es war der Gedanke, daß diese letzte Zusammenkunft, wo die Natur mit der Freiheit der Verzweiflung und mit der Hingebung der Liebe ausbrechen mußte, Kerkermeister zu Zuschauern haben; daß die geheimsten Zuckungen im Herzen des Gatten, der Gattin, des Bruders, der Schwester, des Vaters, der Tochter von dem Auge ihrer Feinde gezählt, beobachtet und vielleicht angeschuldigt werden sollten. Auf die Ausdrücke des Dekretes der Nationalversammlung sich stützend, verlangte der König, daß die Zusammenkunft ohne Zeugen stattfinden sollte. Die Commissäre, die der Gemeinde verantwortlich waren und es doch nicht wagten, dem Convente geradezu ungehorsam zu sein, beriethen sich über eine Vereinigung der Absichten des Dekretes mit der Strenge des Gesetzes. Es ward beschlossen, daß die Zusammenkunft im Speisesaale stattfinden sollte; dieser Saal stand durch eine Glasthüre mit dem Zimmer in Verbindung, in welchem sich die Commissäre befanden; diese Thüre sollte hinter dem Könige und seiner Familie verschlossen bleiben, aber die

Commissäre die Augen durch die Fenster auf die Gefangenen gerichtet halten. Wenn also die Stellungen, die Geberden, die Thränen durch fremde Blicke entweiht wurden, so sollten wenigstens die Worte unverletzlich sein. Kurz vor dem Augenblicke, in welchem die Fürstinnen herunterkommen sollten, verließ der König seinen Beichtvater im Thürmchen; er empfahl ihm, sich nicht zu zeigen, weil er fürchtete, der Anblick eines Dieners Gottes möchte dem Auge der Königin den Tod zu sehr vergegenwärtigen. Er ging in den Speisesaal, um die Sitze zu stellen und die sonst noch nöthigen Vorbereitungen zu der letzten Zusammenkunft zu treffen. „Bringen Sie Wasser und ein Glas," sagte er zu seinem Diener. Eine Flasche gefrorenen Wassers stand auf dem Tisch. Cléry zeigte sie ihm. „Bringen Sie Wasser, welches nicht gefroren ist," sagte der König; „denn wenn die Königin von diesem trinken würde, könnte es ihr schaden." Endlich öffnete sich die Thüre. Die Königin, ihren Sohn an der Hand, stürzte zuerst in die Arme des Königs und machte eine rasche Bewegung, als wollte sie ihn aus dem Auge der Zuschauer in sein Zimmer fortreißen. „Nein, nein," sagte der König mit dumpfer Stimme, seine Frau an seine Brust lehnend und gegen den Saal führend, „ich darf Sie nur dort sehen!"

Madame Elisabeth folgte mit der königlichen Prinzessin. Cléry schloß die Thüre hinter ihnen. Der König drückte die Königin sanft auf einen Stuhl zu seiner Rechten, seine Schwester auf einen andern zu seiner Linken; er setzte sich zwischen sie. Die Stühle standen einander so nahe, daß die beiden Fürstinnen, wenn sie sich herüberbeugten, die Schultern des Königs mit ihren Armen umfingen und ihr Haupt an seinen Busen preßten. Die königliche Prinzessin hing, Stirne und Haare den Knieen ihres Vaters zugekehrt, gleichsam niedergeworfen an seinem Körper. Der Dauphin saß auf einem der Kniee des Königs, einen seiner Arme um seinen Hals geschlun-

gen. Durch den unwillkürlichen Drang ihrer Zärtlichkeit also gruppirt und mit den Armen krampfhaft in einander geflochten, das Gesicht an der Brust des Königs verhüllt, bildeten diese fünf Personen für das Auge nur ein einziges Bündel von Köpfen, Armen, zuckenden Gliedern, das vom Zittern des Schmerzes und der Liebkosungen bewegt, in gepreßtem Stammeln, in dumpfem Murmeln, oder in herzzerschneidendem Schluchzen die Verzweiflung der fünf in Eins verschmolzenen Seelen ausstieß, um die Stimme der Natur in einer Umarmung ersticken, hervorbrechen und dahinsterben zu lassen.

16.

Länger als eine halbe Stunde konnten ihre Lippen kein Wort hervorbringen. Es war nur eine Wehklage, worin alle Stimmen des Vaters, der Frauen, der Kinder im allgemeinen Seufzen sich verloren, in Schluchzen, wodurch sich das Schluchzen erneuerte, dahin starben, einander riefen, einander antworteten, einander hervorlockten und sich von Zeit zu Zeit zu einem so zerreißenden Schrei verschärften, daß er die Thüren, die Fenster, die Mauern des Thurmes durchbrach und in den Nachbarhäusern gehört wurde. Endlich lähmte die Erschöpfung der Kräfte selbst diese Symptome des Schmerzes. Die Thränen vertrockneten an den Wimpern; die Köpfe näherten sich dem Kopfe des Königs, um gleichsam alle Herzen an seine Lippen zu hängen; und ein leises, von Zeit zu Zeit durch Küsse und Umarmungen unterbrochenes Gespräch nahm zwei Stunden weg, die nur in einer langen Umarmung bestanden. Niemand hörte von außen diese Worte eines Sterbenden an die Ueberlebenden. Grab oder Kerker erstickten dieselben in wenigen Monaten mit den Herzen. Die königliche Prinzessin allein bewahrte die Eindrücke derselben in ihrem Gedächtniß und enthüllte später, was das Vertrauen, die Politik und der Tod der Liebe eines Vaters, dem Gewissen eines

Sterbenden und den geheimen Verhaltungsregeln eines Königs zu entreißen vermögen. Die wechselseitige Mittheilung ihrer Gedanken seit ihrer Trennung; die wiederholten Ermahnungen, jede Rache Gott aufzuopfern, wenn je der Wankelmuth der Völker, der das Loos der Könige bestimmt, seine Feinde in ihre Hände geben sollte; der übernatürliche Aufschwung der Seele Ludwigs XVI. zum Himmel; die plötzliche Lähmung und Rückkehr zur Erde beim Anblicke der geliebten Wesen, deren ineinander geschlungene Arme ihn herabzurufen und zurückzuhalten schienen; die unbestimmte, durch frommen Betrug übertriebene Hoffnung, um den Schmerz der Königin zu mäßigen; die unbedingte Hingebung in die Hand Gottes; der erhabene Wunsch, daß sein Leben seinem Volke keinen Tropfen Blutes kosten möge; die noch mehr christlichen, als königlichen Lehren, die er seinem Sohne gab und wiederholte — das Alles unterbrochen von Küssen, von Thränen, von gemeinschaftlichen Gebeten, von zärtlichern und heimlichern Abschiedsworten, die mit leiser Stimme der Königin allein in's Ohr geflüstert wurden, füllte die beiden Stunden dieser letzten Unterredung aus. Außen hörte man nur ein zärtliches und verworrenes Gemurmel von Stimmen. Die Commissäre warfen von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick durch die Glasthüre, als wollten sie den König aufmerksam machen, daß die Zeit verstrich.

Als sich die Herzen in Zärtlichkeit, die Augen in Thränen, die Lippen in Stimmen erschöpft hatten, stand der König auf und drückte seine ganze Familie zugleich in einer langen Umarmung an's Herz. Die Königin warf sich ihm zu Füßen und beschwur ihn, zu erlauben, daß sie diese letzte Nacht bei ihm zubringen. Aus Zärtlichkeit für sie, deren Leben durch diese Aufregung angegriffen wurde, schlug er es ab. Er nahm zum Vorwande, daß er selbst einiger Stunden Ruhe bedürfe, um sich mit all seinen Kräften auf den folgenden Tag vorzubereiten. Aber er versprach seiner Familie, sie den andern Morgen

um acht Uhr rufen zu lassen. „Warum nicht um sieben Uhr?“ sagte die Königin. „Nun gut, ja, um sieben Uhr,“ antwortete der König. „Sie versprechen es uns?“ riefen Alle. „Ich verspreche es,“ antwortete der König. Auf dem Wege durch das Vorzimmer hing sich die Königin mit den Händen um den Hals ihres Gemahles; die königliche Prinzessin umschlang den König mit ihren beiden Armen; Madame Elisabeth umfing auf derselben Seite den Leib ihres Bruders; der Dauphin, mit der einen Hand von der Königin, mit der andern vom Könige gehalten, trippelte zwischen den Beinen seines Vaters, Gesicht und Augen zu ihm emporgerichtet. Je näher sie der Thüre der Treppe kamen, desto lauter wurde ihr Schmerz. Sie rissen sich einander aus den Armen los und fielen mit dem ganzen Gewicht ihrer Liebe und ihres Schmerzes wieder in dieselben zurück. Endlich stürzte der König einige Schritte voraus, und der Königin von dort aus die Arme entgegenstreckend, rief er: „Lebewohl . . . lebewohl!“ mit einer Geberde, einem Blicke, einer Stimme, worin eine ganze Gegenwart voll Angst, eine ganze Zukunft ewiger Trennung lag, aber dessenungeachtet eine Heiterkeit, eine Hoffnung, eine religiöse Freude durchschimmerte, die ihrer Verbindung eine unbestimmte, aber zuverlässige Erneuerung im ewigen Leben verkündigte.

Bei diesem Lebewohl gleitete die junge Prinzessin ohnmächtig aus den Armen Elisabeths und fiel bewegungslos zu den Füßen des Königs. Cléry, ihre Tante, die Königin stürzten herbei, sie aufzurichten und trugen sie der Treppe zu. Während dieser Bewegung verhüllte sich der König die Augen mit den Händen und entrann. Auf der Schwelle seines halboffenen Zimmers wendete er sich um und rief zum letzten Male: „Lebewohl!“ Seine Stimme brach unter den Stößen seines Herzens. Die Thüre schloß sich. Er stürzte in das Thürmchen, wo ihn sein Tröster erwartete. Der Todeskampf des Königthums war vorüber.

17.

Der König sank vor Ermattung auf einen Stuhl und konnte lange kein Wort hervorbringen. „Ach! mein Herr!“ sagte er zu dem Abbé Edgeworth, „welch eine Zusammenkunft, die ich so eben gehabt habe! Warum muß ich so viel lieben!... Ach!...“ setzte er nach einer Pause hinzu, „und warum muß ich so viel geliebt werden!... Doch es ist abgethan mit der Zeit,“ fuhr er mit männlicherem Tone fort, „beschäftigen wir uns mit der Ewigkeit.“ In diesem Augenblicke trat Cléry ein und beschwur den König, etwas zu sich zu nehmen. Der König weigerte sich anfangs; aber es fiel ihm ein, daß er einer Stärkung bedürfen würde, um als Mann den Anblick der Zurüstungen zur Hinrichtung zu ertragen. Er aß. Die Mahlzeit dauerte nur fünf Minuten. Stehend nahm der König nur etwas Brod und Wein zu sich, wie ein Reisender, der sich nicht Zeit nimmt, zu sitzen. Der Priester, der den Glauben Ludwigs XVI. an die heiligen Mysterien des Christenthums kannte und ihm die letzte Freude vorbehielt, sie in seinem Kerker zu feiern, fragte ihn jetzt, ob es ein Trost für ihn wäre, sie morgen vor Tag dargebracht zu sehen und dabei aus seiner Hand den Gott zu empfangen, welcher Mensch geworden, um mit uns zu leiden, und sich in Brod verwandelt, um unsere Seelen zu speisen. Der König, der schon lange die fromme Gewohnheit der Fürsten seines Geschlechtes, den heiligen Ceremonien beizuwohnen, entbehren mußte, wurde bei diesem Gedanken von einer unerwarteten Freude erfüllt. Es schien ihm, als käme der Gott des Calvarienberges, wie der Freund, der den Freund in der letzten Stunde besucht, zu ihm in den Kerker. Nur hoffte er kaum, diese Gunst von der Härte und Ruchlosigkeit der Commissäre der Gemeinde zu erlangen.

Der Priester, durch die Merkmale der Achtung ermuthigt, welche Garat gegen seinen Beruf an den Tag gelegt, hatte

mehr Vertrauen. Er ging in den Rathsaal hinab und begehrte die Ermächtigung und die Mittel, das göttliche Opfer im Zimmer des Königs darzubringen. Diese bestanden aus der Hostie, dem Weine, den heiligen Büchern, einem Kelche und den priesterlichen Gewändern. Unentschieden beriethen sich die Commissäre lange mit leiser Stimme; einerseits scheuten sie sich, der letzten Stunde eines Sterbenden einen letzten Trost zu verweigern; andererseits fürchteten sie, des Fanatismus angeklagt zu werden, wenn sie unter ihren Augen die Gebräuche eines abgeschafften Cultus gestatteten. „Wer bürgt uns dafür," sagte einer derselben zum Geistlichen, „daß Sie den Verurtheilten nicht gerade in der Hostie vergiften werden, in welcher Sie ihm den Leib seines Gottes reichen; wäre es denn das erste Mal, daß man die Könige mit dem Brode des Lebens vergiftet hätte?" Der Beichtiger benahm dem Argwohne jeden Vorwand, indem er die Munizipale bat, den Wein, die Hostie, die Gefäße und den Altarschmuck selbst herbeizuschaffen. Er brachte dem Könige die freudige Botschaft der Gewährung seiner Bitte zurück.

18.

Der Fürst fühlte diese letzte Freude als einen ersten Strahl der Unsterblichkeit. Er sammelte sich, er fiel auf die Kniee, durchlief im Angesichte Gottes die Thaten, die Absichten seines ganzen Lebens; er empfing lebend, nicht vor der Nachwelt, noch vor den Menschen, sondern vor dem Auge Gottes jenes Gericht, welches die Könige Aegyptens erst in ihrem Grabe über sich ergehen lassen mußten. Diese Selbstprüfung und Selbstanklage dauerte bis in die tiefe Nacht. Das Gericht Gottes, immer mit Vergebung vermengt, ist nicht das Gericht der Menschen. Der König erhob sich, wenn nicht schuldlos, so doch freigesprochen. Der Priester, der in der christlichen Beichte den Sünden eine willkürliche Strafe auflegt,

legte seinem Beichtkinde zur Sühne die Pflicht auf, den Tod, den es zu erleiden im Begriffe stand, mit frommer Ergebung hinzunehmen und sein Blut zum Opfer darzugeben, den Thron von allen Sünden seines Geschlechtes reinzuwaschen. Er versprach dem Könige, ihm in der Communion zum Zeichen der Versöhnung und Hoffnung am folgenden Morgen den Leib des gekreuzigten Christ zu reichen. Dieses Gefühl der Reinigung der Seele, welches den Christen nach der Beichte durchdringt, hatte die Sinne des Königs beruhigt. Diese aufmerksame Erforschung der Schwächen seines Lebens hatte seine Gedanken von dem Augenblicke abgezogen. Seine Regierung war tadelloser in seinem Gewissen, als in der Geschichte. Selbst in seinen Fehlern fand er seine guten Absichten wieder. Indem er sich rein vor Gott fühlte, hielt er sich für schuldlos vor den Menschen. Er mußte an die Freisprechung der Nachwelt glauben, wie an die Freisprechung Gottes.

19.

Die Nacht war zur Hälfte verflossen. Der Verurtheilte legte sich zur Ruhe und fiel alsbald in einen so ruhigen Schlaf, als hätte dieser Nacht noch ein Morgen folgen sollen. Der Priester brachte die Stunden im Gemache Cléry's, das von dem Zimmer des Königs durch einen Bretterverschlag getrennt war, im Gebete zu. Von dort aus hörte man den gleichmäßigen und leichten Athem des schlafenden Königs und überzeugte sich dadurch von der Tiefe seiner Ruhe und der Regelmäßigkeit seiner Pulsschläge, die den Bewegungen einer nächstens ablaufenden Pendeluhr glichen. Um fünf Uhr mußte man ihn wecken. „Hat es fünf Uhr geschlagen?" fragte er Cléry. „Auf der Uhr des Thurmes noch nicht," antwortete dieser; „aber auf mehren Thürmen der Stadt." — „Ich habe gut geschlafen," antwortete der König, „es war mir Bedürfniß, der gestrige Tag hatte mich ermüdet." Cléry machte Feuer und kleidete

seinen Gebieter an. Er richtete einen Altar in der Mitte des Zimmers zu. Der Priester brachte daselbst das Opfer dar. Auf den Knieen liegend, ein Gebetbuch in der Hand, schien der König seine Seele in die ganze Bedeutung, in alle Worte jener Feier zu versenken, durch welche der Priester das Gedächtniß des letzten Mahles, der Todesangst, des Sterbens, der Auferstehung und der Verwandlung des sich seinem Vater zum Opfer, seinen Brüdern zur Speise dargebenden Christ begeht. Er empfing den Leib Christi unter der Gestalt des gesegneten Brodes. Er fühlte sich durch den Glauben, die göttliche Bürgschaft eines andern Lebens in seinem Herzen zu tragen, gegen den Tod gewaffnet. Nach der Messe ging der König, während der Priester seine Altargewänder ablegte, allein in das Thürmchen, um sich zu sammeln. Cléry trat zu ihm hinein, um auf den Knieen seinen Segen zu empfangen. Ludwig XVI. gab ihm denselben mit dem Auftrage, ihn in seinem Namen allen Denjenigen, die ihm ihre treuen Dienste gewidmet, und besonders denjenigen seiner Wächter zu geben, die wie Turgy Erbarmen mit seiner Gefangenschaft getragen und die Härte derselben gemildert hätten. Dann zog er ihn in die Fenstervertiefung und übergab ihm heimlich ein Petschaft, das er von seiner Uhr ablöste, ein kleines Packet, das er aus seinem Busen nahm und einen Trauring, den er von seinem Finger zog. — „Sie werden," sagte er zu ihm, „dieses Petschaft meinem Sohne, diesen Ring der Königin zustellen. Sagen Sie ihr, es falle mir schmerzlich, mich von demselben zu trennen, und ich thue es nur, damit er nicht mit meinem Körper entheiligt werde!... Dieses kleine Packet enthält Haare von meiner ganzen Familie; Sie werden es ihr ebenfalls zustellen. Sagen Sie der Königin, meinen geliebten Kindern, meiner Schwester, ich hätte ihnen zwar versprochen, sie diesen Morgen zu sehen, aber ich hätte ihnen den Schmerz der Erneuerung einer so grausamen Trennung ersparen wollen. Wie schwer fällt es

mir, zu scheiden, ohne ihre letzten Umarmungen empfangen zu haben!..." Schluchzen erstickte seine Stimme. „Ich ersuche Sie," fügte er mit einer Zärtlichkeit hinzu, welche die Worte in seiner Stimme brach, „ihnen mein Lebewohl zu bringen..." In Thränen zerfließend, zog sich Cléry zurück.

Einen Augenblick darauf trat der König aus seinem Kabinet und bat um eine Scheere, um sich von seinem Diener die Haare abschneiden zu lassen, das einzige Erbtheil, das er seiner Familie hinterlassen konnte. Man verweigerte ihm diese Gunst. Cléry bat die Munizipalbeamten um die Erlaubniß, seinem Gebieter zu folgen, um ihn auf dem Schaffote zu entkleiden, damit bei diesem letzten Dienste die Hand eines frommen Dieners die brandmarkende Hand des Henkers ersetze. „Der Henker ist gut genug für ihn," antwortete einer der Commissäre. Der König zog sich von Neuem zurück.

20.

Sein Beichtvater fand ihn beim Eintritte in das Thürmchen neben dem Ofen, wo er sich wärmte und mit trüber Freude über das endlich gekommene Ende seiner Leiden nachzudenken schien. — „Mein Gott!" rief der König, „wie glücklich bin ich, daß ich auf dem Throne meinen Glauben bewahrt habe! Wie stünde es jetzt mit mir ohne diese Hoffnung! Ja, es lebt in den Höhen ein unbestechlicher Richter, der mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, welche mir die Menschen hienieden verweigern!"

Das Morgengrau begann durch die Eisenstäbe und Bretter zu dringen, welche das Licht des Himmels abschnitten. Man hörte deutlich den Lärm der Trommeln, welche in allen Straßen den Rappell schlugen, um die Bürger unter die Waffen zu rufen, die Hufschläge der Pferde der Gendarmerie und das Gerassel der Räder der Kanonen und Munitionswagen, die man in den Höfen des Temple auffahren und abfahren ließ.

Der König hörte mit Gleichgültigkeit diese Geräusche und legte sie seinem Beichtvater aus. — „Wahrscheinlich die Nationalgarde, welche man zusammenruft,“ sagte er beim ersten Rappell. Einige Augenblicke darnach hörte man die Eisen der Pferde einer zahlreichen Reiterei über das Pflaster am Fuße des Thurmes klirren und die Stimmen der Offiziere ihre Schwadronen in Reihe und Glied rufen. — „Sie kommen,“ sagte er, das Gespräch unterbrechend und wieder aufnehmend. Er war ohne Ungeduld und ohne Furcht, wie ein Mensch, der zuerst an dem bezeichneten Orte einer Zusammenkunft erscheint und warten muß. Er wartete lange. Beinahe zwei Stunden lang pochte man von Zeit zu Zeit unter verschiedenen Vorwänden an die Thüre seines Kabinets. Jedesmal glaubte der Beichtvater, es sei der Ruf zum letzten Gange. Der König stand ruhig auf, öffnete die Thüre, antwortete und setzte sich wieder. Um neun Uhr lassen sich stürmische Tritte von Bewaffneten auf der Treppe vernehmen; die Thüren öffnen sich krachend. Santerre erscheint in Begleitung von zwölf Munizipalbeamten und an der Spitze von zehn Gendarmen, die er in zwei Reihen im Zimmer aufstellt. Der König öffnet bei diesem Geräusche die Thüre seines Kabinets. „Sie kommen, um mich abzuholen?“ sagte er mit festem Tone und gebieterischer Haltung zu Santerre; „ich stehe im Augenblicke zu Diensten, erwarten Sie mich dort!“ Er deutet auf die Schwelle seines Zimmers, schließt die Thüre wieder und fällt zu den Füßen des Priesters auf die Kniee. „Alles ist vollbracht, mein Vater!“ sagte er, „geben Sie mir Ihren letzten Segen, und bitten Sie Gott, daß er mich stärke bis an's Ende.“ Er steht auf, öffnet die Thüre und schreitet mit heiterer Stirne, die Majestät des Todes in Geberde und Miene, zwischen die Doppelreihe der Gendarmen hindurch. Er hat ein zusammengefaltetes Papier in der Hand, es ist sein Testament. Er wendet sich zu einem Munizipal, der ihm gegenübersteht, und sagt: „Ich bitte Sie, dieses Papier der

Königin!!!..." Eine Bewegung des Erstaunens, die er bei diesen Worten auf den republikanischen Gesichtern wahrnimmt, gibt ihm zu erkennen, daß er sich versprochen hat; „meiner Frau zuzustellen," verbesserte er. Der Munizipal tritt zurück: „Geht mich nichts an," antwortet er rauh, „ich bin hier, um Sie auf das Schaffot zu begleiten." Dieser Munizipal war Jacques Roux, ein ausgetretener Priester, der mit seinem Chorrocke auch die Barmherzigkeit ausgezogen. „Es ist gut," sagte leise der sichtlich bestürzte König. Dann die Gesichter betrachtend und sich an dasjenige wendend, dessen sanfterer Ausdruck ihm ein weniger erbarmungsloses Herz verrieth, näherte er sich einem Munizipal, Namens Gobeau und sagte: „Ich bitte Sie, dieses Papier meiner Frau zuzustellen; Sie können es lesen, es sind Verfügungen, von denen die Gemeinde Kenntniß nehmen soll." Der Munizipal nahm, mit Zustimmung seiner Kollegen, das Testament in Empfang.

Cléry, welcher wie der Kammerdiener Karl's I. fürchtete, sein Gebieter möchte vor Kälte zittern und dadurch den Schein auf sich laden, als zitterte er vor dem Blutgerüste, bot ihm seinen Mantel. „Ich bedarf dessen nicht," sagte der König, „geben Sie mir nur meinen Hut." Als er ihn empfing, ergriff er die Hand seines treuen Dieners und drückte sie stark zum Zeichen der Freundschaft und des Lebewohles; dann wandte er sich gegen Santerre, sah ihm in's Gesicht und sagte mit entschlossener Geberde im Tone des Befehlshabers: „Vorwärts!..."

Santerre und seine Truppe schienen mehr das Gefolge als das Geleite des Königs zu bilden. Letzterer stieg mit festem Schritte die Treppe des Thurmes hinab; und als er in der Vorhalle den Schließer des Thurmes, Namens Mathey traf, der ihm am Tage zuvor unartig begegnet war, und dem er seine Unverschämtheit zornig verwiesen hatte, näherte er sich ihm und sagte mit freundlicher Geberde zu ihm: „Mathey, ich war ge-

stern etwas lebhaft gegen Sie, verzeihen Sie mir um dieser Stunde willen.“ Statt ihm zu antworten, wendete Mathey das Gesicht von ihm ab und zog sich zurück, als wäre die Berührung des Sterbenden ansteckend gewesen.

Auf dem Wege durch den ersten Hof, den er zu Fuße zurücklegte, wendete sich der König zweimal nach dem Thurme um, warf einen Blick zu den Fenstern der Königin empor, worin seine ganze Seele Allem, was sie im Gefängnisse von sich zurückließ, ihr stummes Lebewohl zu bringen schien.

Ein Wagen erwartete ihn am Eingange des zweiten Hofes; zwei Gendarmen standen am Schlage. Der Eine von ihnen stieg zuerst ein und setzte sich rückwärts; nach ihm stieg der König ein und wies seinem Beichtvater den Platz zu seiner Linken an; der zweite Gendarme stieg zuletzt ein und schloß den Schlag. Der Wagen rollte fort.

Sechszig Trommeln schlugen den Wirbel an der Spitze der Pferde. Eine wandernde Armee, die aus Nationalgarde, aus Föderirten, aus Linientruppen, aus Reiterei, aus Gendarmerie und Batterien bestand, zog vor, hinter und zu beiden Seiten neben dem Wagen einher. Ganz Paris war in seine Wohnungen consignirt. Ein Tagsbefehl der Gemeinde verbot jedem Bürger, der nicht zur bewaffneten Miliz gehörte, über die Straßen zu gehen, welche nach den Boulevards führten, oder sich an den Fenstern zu zeigen, wenn der Zug vorüberkam. Die Märkte selbst waren gesäubert. Eine weit herabgedrückte, eisige Nebelluft ließ die Wälder von Piken und Bajonneten, die von dem Bastilleplatze an bis zum Fuße des Schaffotes auf dem Revolutionsplatze in regungslosen Spalieren aufgestellt waren, nur auf einige Schritte weit sehen. Von Strecke zu Strecke war diese doppelte Stahlmauer durch Abtheilungen Infanterie verstärkt, die dem unter den Mauern von Paris cantonirenden Lager angehörten und mit dem Tornister auf dem Rücken wie an einem Schlachttage ausgerüstet

waren. Schußfertige, mit Kartätschenkugeln geladene Kanonen mit rauchenden Lunten bewachten die Hauptmündungen der Straßen, die in die Zuglinie einliefen. Tiefe Stille herrschte in der schreckengelähmten Stadt. Keiner sagte seinem Nachbar, was er dachte. Selbst die Gesichter schienen theilnahmlos unter dem Auge des Angebers; etwas Mechanisches machte sich in den Zügen, in den Geberden, in den Blicken dieser Menge bemerklich. Es war, als hätte Paris seine Seele dahingegeben, um zu zittern und zu gehorchen. Der König im Hintergrunde des Wagens, verhüllt durch die Bajonnete und bloßen Säbel des Geleites, wurde kaum bemerkt. Er trug einen braunen Rock, kurze schwarzseidene Beinkleider, eine weiße Weste und weiße Strümpfe. Sein Haar war gerollt unter seinem Hute. Der Lärm der Trommeln, der Kanonen, der Pferde und die Gegenwart der Gendarmen im Wagen hinderten ihn, sich mit seinem Beichtvater zu unterhalten. Er bat den Abbé Edgeworth bloß, ihm sein Brevier zu leihen, und suchte dort mit dem Finger und dem Auge die Psalmen, deren Seufzer und Hoffnungen sich für seine Lage eigneten. Von seinen Lippen gestammelt und in seinem Herzen wiederhallend, entzogen ihm diese heiligen Gesänge auf dem ganzen Zuge von dem Gefängnisse bis zum Tode den Lärm und den Anblick des Volkes. Der Priester betete an seiner Seite. Die gegenübersitzenden Gendarmen trugen auf ihren Gesichtern das Gepräge des Erstaunens und der Bewunderung, welche ihnen die fromme Sammlung des Königs einflößte. Bei der Abfahrt des Wagens ließen sich einige Rufe „Gnade" aus der am Eingange der Tempelstraße versammelten Menge vernehmen. Diese Rufe erstarben ohne Wiederhall in dem Getümmel und dem allgemeinen Druck, der auf den Gefühlen des Publikums lastete. Keine Kränkung, keine Verwünschung stieg aus der Menge empor. Wenn man Jeden der zweimalhunderttausend Bürger, welche als Schauspieler oder Zuschauer diesem Leichen-

begängnisse eines Lebenden beiwohnten, gefragt hätte: Soll dieser Mensch, Einer gegen Alle, sterben? würde vielleicht nicht einer mit Ja geantwortet haben. Aber die Verhältnisse waren durch das Unglück und die Härte der Zeiten so verschoben, daß Alle ohne Bedenken vollführten, was Keiner hätte einzeln vollführen mögen. Diese Menge hinderte sich durch den wechselseitigen Druck, den sie auf sich selbst ausübte, ihrer Rührung und ihrem Entsetzen nachzugeben; ähnlich dem Gewölbe, bei dem jeder Stein einzeln zu weichen und zu fallen strebt, aber alle durch den Widerstand, den der Druck diesem Streben entgegensetzt, in der Schwebe erhalten werden!

21.

Beim Zusammenstoße der zahlreichen Straßen, welche zwischen den Thoren Saint-Denis und Saint-Martin auf den Boulevard münden, einem Platze, wo sich der Raum erweitert und ein jäher Abhang den Schritt der Pferde aufhält, hemmte eine plötzliche Bewegung den Zug auf einen Augenblick. Sieben oder acht junge Leute stürzten mit einander aus der Straße Beauregard, spalteten die Menge, durchbrachen die Reihe der Bewaffneten und warfen sich, den Säbel in der Hand, mit dem Rufe auf den Wagen: „Zu uns her, wer den König retten will!“ Unter ihnen befand sich der Baron von Batz, ein verwegener Verschwörer, und sein Sekretär Devaux. Dreitausend junge Leute, welche für diesen Handstreich heimlich geworben und bewaffnet worden waren, sollten auf dieses Signal antworten und nachher, von Dumouriez unterstützt, einen Aufstand in Paris hervorzurufen suchen. Als diese unerschrockenen Verschwörer, die sich in Paris verborgen hatten, sahen, daß ihnen Niemand folgte, brachen sie sich unter dem Schutze der Ueberraschung und Verwirrung durch die Reihen der Nationalgarde Bahn und verloren sich in den benachbarten Straßen. Eine Abtheilung Gendarmerie verfolgte sie und holte

Einige derselben ein, die ihren Versuch mit dem Leben bezahlten.

Einen Augenblick aufgehalten, setzte sich der Zug wieder in Bewegung und rückte durch das Schweigen des regungslosen Volkes bis zur Mündung der Königsstraße in den Revolutionsplatz. Da sah man bei einem Strahle der Wintersonne, der den Nebel durchbrach, den Platz mit hunderttausend Köpfen bedeckt, das Schaffot von den Regimentern der Garnison von Paris umringt, die Henker, die auf das Opfer warteten und das Werkzeug der Hinrichtung, das seine blutrothgefärbten Pfosten und Balken über die Menge emporreckte.

Dieses Werkzeug war die Guillotine. In Italien erfunden und durch die Menschlichkeit eines berühmten Arztes in der Versammlung, Namens Guillotin, nach Frankreich verpflanzt, hatte diese Maschine die rohen und scheußlichen Hinrichtungen verdrängt, welche die Revolution hatte abschaffen wollen. Sie hatte überdies in der Meinung der Gesetzgeber der constituirenden Versammlung den Vortheil, das Blut des Menschen nicht durch die Hand und unter dem oft unsichern Streich eines andern Menschen vergießen, sondern den Mord durch ein Werkzeug ohne Seele, unempfindlich wie das Holz, und unfehlbar wie das Eisen, vollführen zu lassen. Auf das Zeichen des Nachrichters fiel das Beil von selbst. Dieses Beil, dessen Schwere durch die unter dem Schaffote angebrachten Gewichte verhundertfacht wurde, gleitete zwischen zwei Rinnen, wie eine Säge in wagrechter und senkrechter Bewegung zugleich hinab und trennte mit der Schnelligkeit des Blitzes den Kopf durch das Gewicht seines Falls vom Rumpfe. Dem Schmerz war zur Empfindung des Todes die Zeit abgeschnitten. Die Guillotine war an diesem Tage mitten auf dem Revolutionsplatze vor der großen Allee des Gartens der Tuilerien, im Angesichte und wie zur Verhöhnung des Palastes der Könige, nicht weit von dem Orte aufgestellt, wo der Springbrunnen der Seine

am nächsten steht und jetzt ewig das Pflaster zu waschen scheint.

Seit dem Anbruche des Tages waren die Zugänge des Schaffots, die Brücke Ludwig's XVI., die Terrassen der Tuilerien, die Brustwehren am Flußufer, die Dächer der Häuser der Königsstraße, die entlaubten Aeste der Bäume der elysäischen Felder von einer unzähligen Menge Menschen bedeckt, welche mit dem Gewimmel und Lärm eines Bienenschwarmes auf das Ereigniß wartete, als hätte dieses Volk nicht an die Hinrichtung eines Königs glauben können, ehe es dieselbe mit eigenen Augen gesehen. Die unmittelbaren Zugänge des Schaffotes waren Dank der Gunst der Gemeinde und der Mitwirkung der Befehlshaber der Truppen von Blutmenschen der Cordeliers, der Jakobiner und der Septembertage besetzt, die des Schwankens oder Mitleidens unfähig waren. Sich selbst als die Zeugen der Republik um das Schaffot stellend, wollten sie die Hinrichtung vollendet und mit Jubel aufgenommen sehen.

Indessen wurden bei der Annäherung des königlichen Wagens diese Menge und selbst diese Menschen plötzlich von einer Art feierlicher Starrsucht befallen. Der Wagen hielt einige Schritte vor dem Schaffote an. Der Zug hatte zwei Stunden gedauert.

22.

Als der König bemerkte, daß der Wagen still stand, schlug er die Augen auf, die er auf das Buch gerichtet hatte, beugte sich, wie ein Mensch, der seine Lektüre für einen Augenblick unterbricht, an das Ohr seines Beichtvaters hinüber und sagte im Tone der Frage mit leiser Stimme: „Hier sind wir, glaube ich, an Ort und Stelle?“ Der Priester antwortete nur durch ein stummes Zeichen. Einer von den drei Brüdern Sanson, den Nachrichtern der Stadt Paris, öffnete den Schlag. Die

Gendarmen stiegen aus. Aber der König schloß den Schlag wieder und sagte, mit schützender Geberde die rechte Hand auf das Kniee seines Beichtvaters legend, zu den Behörden und zu den Henkern, zu den Gendarmen und zu den Offizieren: „Meine Herrn! ich empfehle Ihnen diesen Herrn hier! Tragen Sie Sorge, daß ihm nach meinem Tode keine Beschimpfung widerfährt. Ich mache es Ihnen zur Pflicht, darüber zu wachen." Niemand antwortete. Der König wollte seine Ermahnung mit größerem Nachdruck gegen die Henker wiederholen. Einer derselben schnitt ihm das Wort ab und sagte mit unheimlichem Tone: „Ja, ja, sei ruhig, wir werden dafür sorgen, laß uns machen." Ludwig stieg aus. Drei Henkersknechte umringten ihn und wollten ihn am Fuße des Schaffotes entkleiden. Er stieß sie mit Majestät zurück, legte selbst Rock und Halsbinde ab und streifte sein Hemde bis an den Gürtel zurück. Die Nachrichter warfen sich von Neuem auf ihn. „Was wollt Ihr?" murrte er mit Entrüstung. „Euch binden," antworteten sie und hielten ihm schon die Hände, um sie mit Stricken zu fesseln. „Mich binden!" erwiderte der König mit einem Tone, in welchem sich die ganze Ehre seines Geschlechts gegen die Schmach empörte. „Nein, nein! das werde ich nie dulden! Thut, was Eures Amts ist, aber binden sollt Ihr mich nicht; verzichtet darauf!" Die Nachrichter beharrten, schrieen, riefen um Hülfe, hoben die Hand auf, schickten sich an, Gewalt zu gebrauchen. Ein Ringkampf drohte das Opfer am Fuße des Schaffots zu beflecken. Aus Rücksicht auf die Würde seines Todes und die Ruhe seines letzten Gedankens warf der König einen Blick auf den Priester, als wollte er sich bei ihm Raths erholen. „Sire," sagte der göttliche Rathgeber, „unterwerfen Sie Sich ohne Widerstand diesem neuen Schimpf, als einem weitern Zuge der Aehnlichkeit zwischen Ihnen und dem Gotte, der Ihr Lohn sein wird." Der König schlug die Augen zum Himmel empor mit einem Blicke, welcher Frage und Ergebung

zugleich auszudrücken schien. „Sicherlich," sagte er, „bedarf es nichts Geringeres, als das Beispiel eines Gottes, um mich einer solchen Schmach zu unterwerfen!" Dann wandte er sich um und sagte, die Hände den Nachrichtern selbst hinstreckend: „Thut, was Ihr wollt, ich werde den Kelch bis auf die Hefen trinken."

Vom Arme des Priesters unterstützt, stieg er die hohen und schlüpferigen Stufen des Schaffotes hinan. Das Gewicht seines Körpers schien ein Erliegen seines Geistes anzudeuten; aber auf der letzten Stufe angekommen, machte er sich von den Händen seines Beichtvaters los, ging mit festem Tritte über die ganze Breite des Schaffots, betrachtete im Vorübergehen die Maschine und das Beil, wandte sich dann plötzlich links, seinem Palaste gegenüber, auf diejenige Seite, wo ihn die größte Masse Volks sehen und hören konnte, und winkte den Trommlern Stille. Mechanisch gehorchten diese. Da sprach Ludwig XVI. mit einer Stimme, welche im Schweigen wiederhallte, und am andern Ende des Platzes deutlich vernommen wurde: „Volk! ich sterbe unschuldig an allen Verbrechen, die man mir zur Last legt! Ich vergebe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, das Blut, das Ihr zu vergießen im Begriffe stehet, möge nie über Frankreich kommen!..." Er wollte fortfahren; ein Schauder durchlief die Menge. Der Chef des Generalstabs der unter den Mauern von Paris cantonirenden Truppen, der Graf von Beaufranchet d'Ayat, befahl den Tambours, den Wirbel zu schlagen. Ein unermeßlicher und anhaltender Lärm erstickte die Stimme des Königs und das Murren der Menge. Der Verurtheilte trat mit langsamem Schritte zur Guillotine zurück und gab sich den Henkern preis. In dem Augenblicke, in welchem man ihn auf das Brett band, warf er noch einen Blick auf den Priester, der am Rande des Schaffots auf den Knieen betete. Er lebte, er besaß seine ganze Seele bis zu dem Augenblicke, in welchem er sie durch

die Hände des Henkers seinem Schöpfer zurückgab. Das Brett schlüpfte, das Beil fiel, der Kopf lag.

Einer der Nachrichter faßte den Kopf des Enthaupteten bei den Haaren, zeigte ihn dem Volke und besprengte den Rand des Schaffots mit Blut. Föderirte und fanatische Republikaner stiegen auf das Gerüste, tauchten die Spitzen ihrer Säbel und die Lanzen ihrer Piken in das Blut und schwangen sie unter dem Geschrei: Es lebe die Republik! Das Entsetzliche dieser That erstickte diesen Ruf auf den Lippen des Volkes. Die Antwort glich vielmehr einem unermeßlichen Schluchzen. Die Salven der Artillerie verkündigten den entlegensten Vorstädten die Hinrichtung des Königthums mit dem Könige. Die Menge verlief sich schweigend. Man führte die irdischen Ueberreste Ludwig's XVI. auf einem bedeckten Karren in den Magdalenenkirchhof und warf Kalk in die Grube, damit die verzehrten Gebeine des Opfers der Revolution nicht einst die Reliquien des Königthums würden. Die Straßen leerten sich. Banden bewaffneter Föderirten durchzogen die Stadt, den Tod des Tyrannen verkündigend und den blutigen Schlußreim der Marseillaise brüllend. Keine Begeisterung antwortete ihnen, die Stadt blieb stumm. Das Volk verwechselte eine Hinrichtung nicht mit einem Siege. Die Bestürzung war mit der Freiheit in die Wohnung der Bürger zurückgekehrt. Die Leiche des Königs war noch nicht kalt auf dem Schaffote, als das Volk an der eben vollbrachten That zweifelte und sich mit einer an Gewissensangst grenzenden Bangigkeit fragte, ob das Blut, das es so eben vergossen, ein Flecken auf der Ehre Frankreichs, oder ein Siegel der Freiheit sei. Das Gewissen der Republikaner selbst wurde vor diesem Schaffote irre. Der Tod des Königs hinterließ der Nation ein Problem zur Auflösung.

23.

Dreiundfünfzig Jahre sind seit diesem Tage verflossen; dieses Problem beunruhigt noch das Gewissen des Menschengeschlechts und theilt die Geschichte selbst in zwei Parteien: Verbrechen oder Stoicismus, je nach dem Gesichtspunkte, von welchem man ausgeht, ist diese That ein Vatermord in den Augen der Einen, eine Gerechtigkeit in den Augen der Andern, welche die Freiheit sich heldenmüthig selbst verschaffte, ein politischer Akt, welcher die Rechte des Volkes mit dem Blute eines Königs schrieb, welcher das Königthum und Frankreich für immer zu unversöhnlichen Feinden machen sollte, und indem er dem schuldbeladenen Frankreich keine andere Wahl ließ, als sich der Rache der Despoten zu unterwerfen oder sie zu besiegen, die Nation durch das Ungeheure der Beschimpfung und die Unmöglichkeit der Vergebung zum Siege verdammte.

Wir, die wir dem Opfer Gerechtigkeit und Mitleiden, die wir aber auch den Richtern Gerechtigkeit schuldig sind, wir fragen uns am Schlusse dieser düstern Erzählung: Wen müssen wir anklagen, wen müssen wir freisprechen? Den König, seine Richter, die Nation, oder das Schicksal? Und wenn man unparteiisch bleiben kann, wenn man ergriffen ist, stellen wir die furchtbare Frage, bei welcher die Geschichte schwankt, die Gerechtigkeit zweifelt, die Menschlichkeit zittert, in unserem Innern dahin:

Hatte die Nation das Recht, Ludwig XVI. als recht- und regelmäßiges Tribunal zu richten? Nein; denn um Richter zu sein, muß man unparteiisch und uneigennützig sein, und die Nation war weder das eine, noch das andere. In jenem furchtbaren, aber unvermeidlichen Kampfe, den das Königthum und die Freiheit unter dem Namen Revolution zur Unterdrückung oder Emanzipation der Bürger mit einander bestanden, personifizirte Ludwig XVI. den Thron, die Nation die

Freiheit. Dies lag nicht in ihrer Schuld, dies lag in ihrer Natur. Die Versuche zu einem Vergleich waren fruchtlos. Die Naturen bekämpften sich wider Willen. Zwischen diesen beiden Gegnern, dem Könige und dem Volke, welche sich aus unwillkürlichem Drang um die Rechte der Nation stritten, — der eine sie zu behalten, der andere, sie zu erobern, — gab es kein anderes Tribunal, als den Kampf, keinen andern Richter, als den Sieg. Wir wollen damit nicht behaupten, daß es nicht über den beiden Parteien ein moralisches Prinzip der Sache und der Handlungen gebe, welches den Sieg selbst richte. Diese Gerechtigkeit geht auch in der Sonnenfinsterniß der Gesetze und in der Zertrümmerung der Reiche niemals unter; nur hat sie kein Tribunal, vor welches sie ihre Beklagten rechtmäßiger Weise laden könnte, sie ist die Gerechtigkeit des Staats, die Gerechtigkeit, die weder bestellte Richter, noch geschriebene Gesetze hat, sondern ihre Urtheile im Gewissen ausspricht und als Codex das Billigkeitsrecht zu Grunde legt.

Ludwig XVI. konnte politisch und billigkeitsrechtlich nur vermöge eines Staatsprozesses gerichtet werden.

Hatte die Nation das Recht, ihn also zu richten? Das heißt: hatte sie das Recht, ihn zu bekämpfen und zu besiegen? mit andern Worten: ist die Zwingherrschaft unverletzlich? ist die Freiheit Empörung? gibt es hienieden nur für die Könige Gerechtigkeit? gibt es für die Völker nur das Recht, zu dienen und zu gehorchen? Der bloße Zweifel ist eine Ruchlosigkeit gegen die Völker.

Die Nation, welche die unveräußerliche Souveränetät in sich hat, die in der Vernunft, in dem Rechte und in dem Willen eines Jeden der Bürger liegt, deren Gesammtheit das Volk bildet, hatte gewiß die Befugniß, die äußere Form ihrer Souveränetät zu ändern, ihrem Adel seine Vorrechte zu entziehen, ihre Kirche einzuschränken, ihren Thron zu erniedrigen oder gar zu stürzen, um die Zügel der Regierung in der Person

ihrer eigenen Beamten selbst in die Hand zu nehmen. Sobald aber die Nation das Recht hatte, zu kämpfen und sich frei zu machen, hatte sie auch das Recht, die Ergebnisse ihres Sieges zu hüten und zu befestigen. Wenn also Ludwig XVI., ein König, der mit dem ihm gebliebenen Theil der Regierung nicht zufrieden, auch den übrigen wieder an sich zu reißen strebte, der auf der einen Seite von einer anmaßenden Versammlung, auf der andern von einer unruhigen Königin, von einem erniedrigten Adel, von einer Geistlichkeit, die den Himmel für ihn in's Mittel treten ließ, von einer unversöhnlichen Emigration von Brüdern, welche ganz Europa in seinem Namen durchwanderten, um der Revolution Feinde zu erwecken, in's Kreuzfeuer genommen war; wenn Ludwig XVI., ein König, der Nation als lebende Verschwörung gegen ihre Freiheit erschien, wenn ihn die Nation im Verdacht hatte, er beklage in seinem Innern den Verlust der höchsten Gewalt, er lasse die neue Constitution absichtlich straucheln, um sich ihren Fall zu nutze zu machen, er führe die Freiheit in Fallstricke, er freue sich über die Anarchie, er entwaffne das Vaterland, er wünsche ihm insgeheim Unglück, er stehe im Briefwechsel mit seinen Feinden, so hatte die Nation das Recht, ihn selbst auf seinem Throne vorzuladen, ihn von demselben niedersteigen zu lassen, ihn vor ihre Schranke zu rufen und ihn im Namen ihrer eigenen Diktatur und ihrer eigenen Wohlfahrt abzusetzen. Wenn die Nation dieses Recht nicht hatte, so war das Recht, ungestraft die Völker zu verrathen, in der neuen Constitution eines der Vorrechte der Könige!

24.

Wir haben so eben gesehen, daß kein geschriebenes Gesetz auf den König angewendet werden konnte, und daß, weil seine Richter seine Feinde waren, das Gericht, das über ihn gehalten wurde, kein rechtmäßiges Gericht sein konnte, sondern

eine große Staatsmaßregel war, wobei nur das Billigkeitsrecht die Motive besprechen und das Urtheil diktiren konnte. Was sprach das Billigkeitsrecht und welche Strafe konnte es verhängen, wenn anders der Sieger das Recht hat, eine Strafe über den Besiegten zu verhängen?

Entthront, entwaffnet und gefangen, im Buchstaben vielleicht schuldig, — war Ludwig XVI. im Geiste schuldig, wenn man den moralischen und physischen Zwang seiner beklagenswerthen Stellung bedenkt? War er ein Tyrann? Nein. Ein Unterdrücker des Volks? Nein. Ein Gönner der Aristokratie? Nein. Ein Feind der Freiheit? Nein. Von seiner Thronbesteigung an gab seine ganze Regierung Zeugniß von der philosophischen Richtung seines Geistes und den volksfreundlichen Bestrebungen seines Herzens, das Königthum gegen die Versuchungen des Despotismus zu schützen, die Gesetze auf den Thron zu erheben, die Nation um Rath zu fragen, durch sich und in sich die Interessen des Volkes regieren zu lassen. Ein revolutionärer Fürst, hatte er selbst die Revolution zu Hülfe gerufen. Er hatte ihr viel geben, sie hatte noch mehr nehmen wollen: daher der Kampf.

Indessen war der König, politisch betrachtet, in diesem Kampfe nicht ohne Tadel. Das Unzusammenhängende und die häufige Zurücknahme der Maßregeln verriethen die Schwäche und dienten den Gewaltthaten und Angriffen des Volkes oft zum Vorwande. So berief Ludwig XVI. die Generalstaaten, und als er zu spät das Berathungsrecht beschränken wollte, brach ihm die moralische Insurrektion des Ballhauseides die Hand auf. Er wollte die constituirende Versammlung durch Zusammenziehung von Truppen in Versailles einschüchtern, und das Volk von Paris nahm die Bastille und warb die französische Garde. Er gedachte den Sitz der Nationalversammlung von der Hauptstadt wegzuverlegen, und der Pöbel von Paris zog nach Versailles, erstürmte seinen Palast, ermordete seine

Leibwache und setzte seine Familie in den Tuilerien gefangen. Er machte den Versuch, sich in den Schooß seiner Armee, vielleicht einer fremden Armee zu flüchten, und die Nation führte ihn gefesselt auf den Thron zurück und zwang ihm die Constitution von 91 auf. Er unterhandelte mit der Emigration und den Königen, seinen Rächern, und der Pöbel von Paris schuf den 20. Juni. Um seinem Gewissen Genüge zu thun, verweigerte er Gesetzen, welche der Wille des Volkes aufgestellt hatte, seine Bestätigung, und die Girondisten schufen in Verbindung mit den Jakobinern den 10. August. Je nach dem Geiste, in welchem man diese Wechselfälle seiner Regierung seit dem Anfange der Revolution betrachtete, hatte man einigen Grund, ihn anzuklagen oder zu bedauern. Er war weder ganz unschuldig, noch ganz schuldig; er war vor Allem unglücklich! Wenn das Volk ihm Schwäche und Heuchelei vorwerfen konnte, so konnte er dem Volke blutige Gewaltthat vorwerfen. Angriff und Widerstand, Schlag und Gegenschlag folgten sich wie bei einem Handgemenge auf beiden Seiten mit solcher Geschwindigkeit, daß es schwer zu bestimmen war, wer den ersten Streich führte. Die Fehler waren beidertheilig, das Mißtrauen gegenseitig, die Gefahren gleich. Welcher Theil hatte also das Recht, den Andern zu verdammen und gerechter und unparteiischer Weise zu ihm zu sprechen: Du mußt sterben? Keiner von beiden. Der König konnte im Falle des Sieges das Volk eben so wenig richten, als das Volk rechtmäßiger Weise den König richten konnte. Es konnte hier nicht von einem Beklagten die Rede sein, man hatte einen Besiegten vor sich; das war Alles. Das Gerichtsverfahren war eine Justizheuchelei, das Beil allein war Logik. Robespierre hatte es gesagt. Aber das Beil nach dem Kampfe, und wenn es einen entwaffneten Menschen im Namen seiner Feinde trifft, was ist es in allen Sprachen? Ein kaltblütiger Mord, der

nicht zu entschuldigen ist, sobald ihn die Nothwendigkeit nicht gebietet, mit einem Worte ein Mord.

25.

Ludwig XVI. abzusetzen, ihn vom Nationalboden zu verbannen, oder ihn der Mittel zur Verschwörung beraubt und unschädlich gemacht auf demselben zurückzuhalten, dies war es, was dem Convente die Wohlfahrt der Republik, die Sicherheit der Revolution geboten. Der Ermordung eines Gefangenen und Entwaffneten war nur eine That des Zornes oder der Furcht. Rache hier, Feigheit dort, Grausamkeit überall. Einen Besiegten fünf Monate nach dem Siege schlachten, mochte dieser Besiegte schuldig sein, mochte er gefährlich sein, war eine erbarmungslose Handlung. Die Barmherzigkeit ist kein leeres Wort unter den Menschen. Sie ist eine Stimme der Natur, welche der Stärke zuruft, ihre Hand nach Maßgabe der Schwäche und des Unglücks der Opfer weniger schwer auffallen zu lassen. Sie ist eine großmüthige Gerechtigkeit des menschlichen Herzens, welche tiefer auf den Grund sieht und weniger trügt, als die unbeugsame Gerechtigkeit des Geistes. Darum haben auch alle Völker eine Tugend aus ihr gemacht. Wenn der Mangel an aller Barmherzigkeit ein Verbrechen am Despotismus ist, warum sollte er eine Tugend in den Republiken sein? Tauschen Laster und Tugend ihre Namen mit der Partei? Sind die Völker der Pflicht der Großmuth überhoben? Nur ihre Feinde würden dies zu behaupten wagen, um sie zu entehren. Ihre Stärke macht ihnen sogar die Großmuth noch mehr zur Pflicht, als ihren Tyrannen!

26.

Endlich, war die Ermordung des Königs als Sicherheitsmaßregel für die öffentliche Wohlfahrt nothwendig? Wir möchten vor Allem fragen, war diese Ermordung gerecht? Denn

nichts, was an sich ungerecht ist, kann für die Sache der Nationen nothwendig sein. Was das Recht, die Schönheit und die Heiligkeit der Völker ausmacht, ist die vollendete Moralität ihrer Handlungen. Wenn sie die Gerechtigkeit ablegen, haben sie keine Fahne mehr. Sie sind nur Freigelassene des Despotismus, welche alle Laster ihrer Gebieter nachahmen. Der Tod oder das Leben des entthronten oder des gefangenen Ludwig XVI. wog in der Wage der Geschicke der Republik nicht so viel, als ein Bajonet mehr oder weniger. Sein Blut war eine bestimmtere Kriegserklärung, als seine Absetzung. Sein Tod war im Staatsrathe der revolutionsfeindlichen Höfe ein überzeugenderer Vorwand zu Feindseligkeiten, als seine Gefangenschaft. Ein Fürst, durch einen vierjährigen ungleichen Kampf mit der Nation erschöpft und verhaßt, zwanzigmal dem Volke preisgegeben, ohne allen Einfluß auf die Soldaten; ein Charakter, der sich schon so oft als furchtsam und unentschieden erwiesen, von Demüthigung zu Demüthigung und von Stufe zu Stufe von der Höhe seines Thrones bis in die Tiefe des Kerkers hinuntergestiegen, war Ludwig XVI. der einzige Fürst seines Geschlechtes, dem es nicht möglich war, an die Herrschaft zu denken. Im Auslande hatte er sich durch seine Zugeständnisse um allen Glauben gebracht; im Inlande wäre er der geduldige und stille Geisel der Republik, die Zierde ihres Triumphes, der lebendige Beweis ihrer Großmuth gewesen. Sein Tod dagegen entfremdete der französischen Sache jenen unermeßlichen Theil der Bevölkerungen, der die menschlichen Ereignisse nur nach dem Herzen beurtheilt. Die menschliche Natur ist gefühlvoll; die Republik vergaß es; sie drückte dem Königthum den Stempel des Märtyrerthums, der Freiheit den Stempel der Rache auf. Sie bereitete dadurch eine Reaktion gegen die republikanische Sache vor und stellte das Gefühl, die Theilnahme, die Thränen eines Theiles der Völker auf die Seite des Königthums. Wer kann läugnen, daß die

Theilnahme an dem Loose Ludwig's XVI. und seiner Familie nicht für Viele einer der Gründe war, aus denen sie einige Jahre später zum Königthume zurückkehrten? Eine verlorene Sache kommt oft wieder zur Geltung, und häufig liegt der Grund davon nur in dem Blute der Opfer, die von der Gegenpartei gehässiger Weise geschlachtet wurden. Das öffentliche Gefühl, wenn es einmal durch eine Ungerechtigkeit aufgeregt ist, ruht nicht eher, als bis es sich so zu sagen durch irgend eine glänzende und unerwartete Vergütung von der Schuld gereinigt hat. In allen Verträgen, welche die Mächte Europa's mit einander schlossen, um die Republik anzuklagen und zu ersticken, waren einige Tropfen von dem Blute Ludwig's XVI.; in dem Oele, welches so kurz nach den Eiden auf die Freiheit Napoleon salbte, waren einige Tropfen von dem Blute Ludwig's XVI.; in der Begeisterung für die Monarchie, welche durch die Rückkehr der Bourbonen bei der Restauration wieder in Frankreich erwachte, waren einige Tropfen von dem Blute Ludwig's XVI.; selbst noch 1830 in dem Widerwillen gegen den Namen der Republik, welcher die unentschiedene Nation einer andern Dynastie in die Arme warf, waren einige Tropfen von dem Blute Ludwig's XVI. Die Republikaner sind es, welche dieses Blut am meisten zu beweinen haben, denn über ihre Sache ist es ohne Unterlaß gekommen, und dieses Blut ist es, was sie um die Republik gebracht hat.

27.

Was die Richter betrifft, Gott allein sieht in das Gewissen der Einzelnen. Die Geschichte sieht nur in das Gewissen der Parteien. Die Absicht allein bildet das Verbrechen oder die Erklärung solcher Thaten. Die Einen stimmten für den Tod, weil sie es in ihrer Ueberzeugung für nothwendig hielten, wenn sie das Königthum selbst abschafften, auch die lebendige Fahne des Königthums zu vernichten; die Andern,

weil sie den Königen Europa's, von denen sie ihres Erachtens nicht für republikanisch genug gehalten wurden, so lange sie nicht einen König hingerichtet hätten, unerschrocken den Handschuh hinwerfen zu müssen glaubten; Diese, weil sie den geknechteten Völkern ein Signal und Beispiel geben wollten, das ihnen den Muth verliehe, den Aberglauben an die Könige abzuschütteln; Jene, weil sie fest von dem Verrathe Ludwig's XVI. überzeugt waren, den ihnen die Presse und die Tribüne der Klubs seit dem Anfange der Revolution als Verschwörer schilderten; Einige aus Ungeduld über die Gefahren des Vaterlands; Andere, wie die Girondisten, mit Widerstreben und nur weil sie aus Ehrgeiz mit ihren Nebenbuhlern wetteiferten, wer den unwidersprechlicheren Beweis von seiner republikanischen Gesinnung geben würde; Andere, weil sie von der Strömung fortgerissen wurden, welchen die schwachen Charaktere in den öffentlichen Versammlungen erliegen; Andere aus jener Feigheit, welche mit einem Male das Herz befällt und das Leben eines Andern dahingibt, wie man sein eigenes dahingibt; ein größerer Theil endlich stimmte für den Tod mit Ueberlegung aus einem stoischen Fanatismus, der sich weder über die Unzulänglichkeit der Verbrechen, noch über die Unregelmäßigkeit der Formen, noch über die Grausamkeit der Strafe, noch nur über die Rechenschaft zu täuschen suchte, welche die Nachwelt von ihrem Gedächtnisse fordern würde. Ihm war die Freiheit heilig genug, um durch ihre Gründung, was ihrem Votum an Gerechtigkeit abging, zu ersetzen, und unversöhnlich genug, um ihr das eigene Mitleiden zum Opfer zu bringen.

28.

Alle betrogen sich. Indessen kann die Geschichte, selbst als Anklägerin, bei allen politischen, der Billigkeit zuwiderlaufenden, dem Gefühle peinlichen, der Freiheit verderblichen Folgen

der Hinrichtung Ludwig's XVI. nicht verkennen, daß eine Macht in diesem Schaffote lag. Es war die Macht der Verzweiflung und des unwiderruflichen Entschlusses. Diese Hinrichtung gab Frankreich der Rache der Throne preis und verlieh dadurch in grausamer Weise der Republik die krampfhafte Stärke der Nationen: die Stärke der Verzweiflung. Europa stand auf; Frankreich antwortete. Die Unentschiedenheit hatte ein Ende, die Unterhandlungen wurden abgebrochen; und der Tod, in der einen Hand das königsmörderische Beil, in der andern die dreifarbige Fahne, übernahm allein die Unterhandlung und das Gericht zwischen der Monarchie und der Republik, zwischen der Knechtschaft und der Freiheit, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft der Nationen.

Sechsunddreißigstes Buch.

Eindruck des Todes Ludwig's XVI. — Lepelletier Saint-Fargeau — Europäische Kabinette — Custine — England — Pitt — Fox — Herr von Talleyrand — Coalition des Auslandes — Aushebung — Das Heer — Pache Kriegsminister — Dumouriez in Belgien — Die Fräulein Fernig — Jemmappe — Der Herzog von Chartres — Dumouriez Sieger.

1.

Die großen Katastrophen der Geschichte bringen Wirkungen auf die öffentliche Einbildungskraft hervor, die besonders lebhaft von gewissen Menschen empfunden werden, welche so zu sagen die Fähigkeit besitzen, die Gefühle Aller in sich zusammenzufassen und die Aufregung, welche durch diese Katastrophe in ihnen hervorgerufen wird, bis zum Wahnsinn, zuweilen bis zum Verbrechen zu steigern. Der Tod Ludwig's XVI., die Bestürzung, die Entweihung, der Schmerz brachten diese Erschütterung der Gemüther im ganzen Reiche hervor. Alle Diejenigen, welche den Stoicismus der Richter nicht theilten, wurden von Schrecken und Entsetzen ergriffen. Es war ihnen, als rufe eine furchtbare Schuld die Rache des Himmels auf die Nation herab, welche das Verbrechen begangen oder geduldet, und als fordere diese Rache für das Blut eines Gerechten das Blut eines ganzen Volkes. Männer wurden durch den Schmerz getödtet, Andere des Gebrauchs der Vernunft beraubt, als sie die Vollendung des Mordes erfuhren. Weiber stürzten sich zum Dach hinaus auf die Straße, und von den Brücken der Hauptstadt in die Seine. Schwestern, Töchter,

Gattinnen, Mütter von Conventsmitgliedern machten ihren Gatten oder ihren Söhnen die bittersten Vorwürfe. Die Hinrichtung selbst war noch nicht vollzogen, als das Todesurtheil Ludwig's XVI. bereits im Blute eines seiner vornehmsten Richter gerochen war.

Michel Lepelletier von Saint-Fargeau, Nachkomme einer alten, in den ersten Aemtern stehenden Familie und Besitzer eines ungeheuern Vermögens im Departement der Yonne, ein Mann von mehr Ehrgeiz als Geist, vertheidigte zuerst in den Generalstaaten die königliche Gewalt. Nach der constituirenden Versammlung zog er sich in der Voraussicht des Sturzes der Monarchie auf seine Güter zurück und ging mit einem Aufwande von Eifer und Gefälligkeit, wie ihn Derjenige für nöthig findet, welcher viel in Vergessenheit zu bringen hat, zur Volkspartei über. Mittelpunkt der Agitationen seines Departement, Seele der Klubs, Anstifter der Volksbewegungen, wurde er in Sens zum Mitgliede des Nationalconventes gewählt. Der Erzbischof von Sens, Loménie von Brienne, früher Minister Ludwig's XVI., ein Mann, der den Uebertritt aus der Kirche in die Philosophie mit Gepränge zur Schau trug, wohnte in bürgerlicher Tracht und die rothe Mütze auf dem Kopfe, der Wahl Michel Lepelletier's bei. Geistlichkeit und Aristokratie legten damit, den Fuß im Blute, ihre Macht in die Hände des Volkes nieder. Der Erzbischof von Sens, der den furchtbaren Umschwung einer Popularität voraussah, welche solche Opfer verlangte, trug damals schon ein von Cabanis bereitetes und ihm von Condorcet zugeschicktes Gift bei sich, dessen er sich einige Monate später bedienen sollte. Lepelletier von Saint-Fargeau ahnete den Dolch eines Royalisten: Beide nächstens Märtyrer ihrer neuen Sache, der Eine durch seine eigene Hand, der Andere durch die Hand eines Meuchelmörders.

Von größerer Bedeutung durch Geburt und Vermögen, als durch Beredsamkeit, genoß Lepelletier von Saint-Fargeau

im Convent und bei den Jakobinern jenen Einfluß, welchen Namen, die man zu achten gewohnt ist, eine Zeitlang in den Parteien bewahren, zu welchen diese Namen niedersteigen. Er führte bisweilen den Vorsitz bei den Jakobinern; er kam dem Willen Robespierre's entgegen. Niemand weiß den Ministern des Volks besser zu schmeicheln, als ein Aristokrat, der an den Höfen in der Schmeichelkunst unterrichtet worden ist. Er war ein fleißiger Gast des Herzogs von Orleans und ging, wie das Gerücht sagte, mit dem Plane um, seine einzige Tochter mit dem ältesten Sohne dieses Fürsten zu vermählen. Die ungeheure Größe der Mitgift sollte die zwischen den Namen bestehende Kluft ausfüllen und die Uebereinstimmung der revolutionären Grundsätze die Verschiedenheit des Rangs ausgleichen. Sein Vermögen und seine Schirmherrschaft in den Departementen von Burgund schaarten zehn bis zwölf Conventsmitglieder um ihn, welche die Augen auf ihn richteten, um sich nach seiner Stimme zu richten. Wenn diese zwölf Stimmen auf einen Wink von Saint-Fargeau auf die andere Seite traten, so machte dies einen Unterschied von vierundzwanzig Stimmen im Prozesse des Königs aus. Durch die Unentschiedenheit und das Gleichgewicht der Stimmen konnte die Verantwortlichkeit für das Leben oder den Tod Ludwig's XVI. auf Lepelletier fallen. Die Royalisten wußten es. Geheimnißvolle Winke gelangten an Saint-Fargeau: er versprach eine milde Abstimmung. Die Jakobiner, die von diesen Unterhandlungen in Kenntniß gesetzt wurden, verlangten, er solle dieselben durch einen Akt Lügen strafen, der seinen Kopf verpfändete: er versprach eine unbeugsame Abstimmung. In der Stunde der Entscheidung hielt er den Jakobinern Wort und stimmte für den Tod. Die Royalisten verabscheuten diese Abstimmung zweimal. Der Königsmord war überdies in ihren Augen ein Verrath.

2.

Unter diesen Royalisten befand sich ein junger Mensch Namens Pâris, der Sohn eines Mannes, welcher bei der Verwaltung der Güter des Grafen von Artois angestellt war. Pâris war in die constitutionelle Garde Ludwig's XVI. getreten, als eben der Eifer alle noch übrigen Vertheidiger des Königs in diesem Corps vereinigte. Mit der Einführung der constitutionellen Garde war er in Paris geblieben und erlauerte alle Gelegenheiten, seine Sache zu verfechten. Mit kecker Haltung, unerschrockenem Herzen, gewandter Hand, erschien er bewaffnet an allen öffentlichen Orten, ermuthigte die Royalisten, trotzte den Jakobinern, schalt das Volk, hetzte die Weiber und entkam durch die Wucht seines Säbels und das Geheimniß seines Verstecks stets glücklich dem Hasse der Jakobiner. Dieser junge Mann war einer von denen, welche die Escorte des Königs auf dem Wege zur Hinrichtung angreifen sollten und einen Aufstand zur Erstürmung des Temple anzettelten. Er hatte bis zum letzten Augenblicke gehofft, der Convent werde den Königsmord nicht vollenden. Auf die Nachricht von der Verurtheilung zum Tode und der Verweigerung des Aufschubes steigerte sich seine Wuth und sein Schmerz bis zum Wahnsinn. Er fühlte jenes unwiderstehliche Bedürfniß in sich, von dem bisweilen die Begeisterung ergriffen wird, allein gegen ein Volk zu protestiren. Er umarmte seine Geliebte, eine junge Gewürzhändlerin im Palais Royal, welche ihm Obdach gab, wie zu einem letzten Lebewohl, barg seinen Säbel unter seinen Mantel und ging, ohne zu wissen, welchen Streich er führen sollte, aber entschlossen, einen merkwürdigen Streich zu führen.

In dieser Gemüthsverfassung irrte Pâris lange in der Säulenhalle, in den Höfen umher. Er hoffte, der Zufall werde ihm den Herzog von Orleans als Opfer in den Weg führen. Der Zufall täuschte seine Erwartung. Der Fürst er=

schien nicht. Pâris trat in Begleitung eines seiner Freunde bei einem Restaurateur des Palais Royal, Namens Février, ein. Die unterirdischen Salons dieses Restaurateur glichen Gewölben, welche durch Kellerlöcher schlecht erleuchtet werden. Ein Schein der Dürftigkeit, den man sich zu jener Zeit, wo der Reichthum der aristokratischen Gesinnung verdächtig machte, gewöhnlich gab, hatte an diesem Tage den reichen Lepelletier in Février's Gewölbe geführt. Er speiste allein in einem dunkeln Saale an einem kleinen Tische, in dessen Nähe Pâris saß. Das Fieber ließ diesen jungen Mann nicht essen. Er unterhielt sich in halblauter Stimme mit seinem Freund über die Abstimmung des vorhergehenden Tages, über die Hinrichtung des folgenden Morgens, über die Erbärmlichkeit des Volkes. Die schlecht verhehlte Wuth seines Innern sprach sich im Ton seiner Stimme und im Ausdruck seiner Züge aus. Seine Nachbarn betrachteten ihn und ahneten den Wahnsinn oder das Verbrechen. Sein Gefährte sprach leise mit ihm, aber nicht sowohl wie ein Freund, welcher abräth, als vielmehr wie ein Mitschuldiger, welcher zuspricht. Ein paarmal stand Pâris während der Mahlzeit mit krampfhafter Aufregung auf, entfernte sich und kehrte wieder wie ein Mensch, der auf Jemand lauert. Nach dem Essen kreuzte er seine Arme über der Brust, senkte den Kopf und schien nachzusinnen. Sein irres Auge durchlief mechanisch die Gesichter der Gäste, deren Jeder an einem besondern Tische saß. Als Jemand Lepelletier bei Namen nannte, trat Pâris, dem weder das Gesicht, noch die Abstimmung des Abgeordneten von Sens bekannt war, auf denselben zu und redete den Deputirten mit den Worten an: „Sind Sie Derjenige, den man Saint-Fargeau nennt?“ — „Der bin ich,“ antwortete Saint-Fargeau, „was wollen Sie von mir?“ — „Sie sehen aus wie ein redlicher Mann; Sie haben nicht für den Tod des Königs gestimmt, nicht wahr?“ — „Sie täuschen sich, mein Herr,“ erwiderte Saint-

Fargeau mit einer Miene des Bedauerns und der Entschiedenheit; „ich habe für denselben gestimmt, weil mir mein Gewissen diese Abstimmung gebot.“ — „Du hast für den Tod gestimmt! Gut! hier empfange Deinen Lohn!“ — Bei diesen Worten macht Pâris eine Bewegung, die Schöße seines Mantels auseinander zu schlagen und den Griff seines Säbels zu suchen. Saint-Fargeau erhebt sich, ergreift ein Messer und hält die Hände vor, um sich zu decken. Aber Pâris, schneller, als der Gedanke, zieht seinen Säbel, bohrt ihn Lepelletier ins Herz und entflieht durch einen Gang. Saint-Fargeau wird sterbend auf ein Bett getragen, fragt, wer der Mensch sei, der ihn erstochen, und haucht sein Leben aus.

Man lieh seinen letzten Augenblicken die erhabene Freude und die aufopfernden Worte des Märtyrerthums. Man verbreitete diese Worte des Gepränges unter dem Volke, um die Apotheose des Opfers zu dem Abscheu vor dem royalistischen Mörder zu gesellen. Pâris hatte mit seinem Dolchstoße Lepelletier zum großen Manne gemacht. Ein Dekret schloß seinem Sarge das Pantheon auf. Man stellte ihm eine nationale Leichenfeier an, weniger, um seinem Andenken zu huldigen, als vielmehr, um feierliche Rache an der Meinung zu nehmen, die ihm den Tod gegeben.

Abends drängten sich wüthende Rotten ins Palais Royal, an die Thüre des Restaurateur, an die Bahre, auf welcher man den entseelten Körper Lepelletier's wegtrug. Volksredner verherrlichten die Umstände seines Todes in der Erzählung und stellten ihn als den ersten Akt einer ungeheuren Verschwörung dar, welche allen volksgetreuen Abgeordneten nach dem Leben trachte. Das Palais Royal funkelte von bloßen Säbeln, welche zur Rache für Saint-Fargeau gezückt waren. Mitten unter dieser Menge, welche beim Namen des Mörders knirschte und mit großem Geschrei sein Blut forderte, ging Pâris mit seinem Freunde im Garten auf und ab. Einer der Royalisten, welcher

die Mordthat mit angesehen hatte, begegnete ihm, erkannte ihn und machte ein Zeichen des Schreckens und Erstaunens gegen ihn. Pâris sagte ganz leise zu ihm: „Mein Tagewerk ist noch nicht vollbracht, ich werde Denjenigen, den ich suche, hier oder im Convente finden und ihn dem Andern nachschicken.“ Die Polizei, welche den Mörder überall, nur nicht auf dem Schauplatze des Verbrechens selbst, suchte, ließ ihn diese ganze Nacht über und während aller Nächte der folgenden Woche ungestraft im Palais Royal sich zeigen.

Er verließ Paris acht Tage nach seinem Verbrechen mit seiner Geliebten und seinem Bruder, einem Kinde von zwölf Jahren. Er hatte dieselbe Kleidung beibehalten, die er am Tage des Mordes getragen. Er hoffte, sich in Dieppe nach England einzuschiffen. Seine Geliebte und sein Bruder begleiteten ihn bloß bis Gisors; von dort aus ging er allein und zu Fuße auf Nebenwegen nach dem Städtchen Forges-les-Eaux. Er trat in eine Herberge in der Vorstadt und verlangte ein Nachtessen und ein Bett. Während er das Mahl erwartete, ging er in den gemeinschaftlichen Saal und trat ans Feuer. Einige wandernde Krämer unterhielten sich dort mit einander über die Ereignisse des Tages. Pâris mischte sich in das Gespräch und fragte mit anscheinender Gleichgültigkeit: „Was denkt man hier von der Verurtheilung und Hinrichtung des Königs?“ — „Man denkt,“ antwortete ihm ein Handelsmann, „daß man recht daran gethan hätte, ihn aus der Welt zu schaffen, und daß es nöthig gewesen wäre, mit demselben Streiche alle Tyrannen aus der Welt zu schaffen.“ Pâris' Entrüstung, welche stärker war, als seine Klugheit, verrieth sich bei dieser Antwort durch eine unwillkürliche Bewegung. „Ich soll also überall nur Mörder meines Königs treffen,“ murmelte er laut genug, um gehört zu werden, und zog sich in das Zimmer zurück, das man ihm zurecht gemacht hatte. Dort aß er in Ruhe zu Nacht. Die Leute, welche ihn durch

das Glasfenster einer Thüre beobachteten, sahen ihn mehre Male seine rechte Hand küssen, als wollte er ihr für die Gerechtigkeitspflege danken, die sie ausgeübt. Nachdem er gespeist hatte, verlangte er Tinte und Feder. Er schrieb einige Zeilen auf den Bestallungsbrief, den er zum Eintritte in die königliche Leibwache erhalten hatte, barg eine Pistole unter sein Kopfkissen und legte sich zur Ruhe.

Indessen gingen die Handelsleute und der Wirth in aller Frühe weg, brachten den Maire und die Gendarmerie von Forges auf die Beine und theilten ihnen die Muthmaßungen mit, welche am vorhergehenden Abend durch die Geberden und Worte eines verdächtigen Reisenden in ihnen geweckt worden seien. Die Gemeindebeamten traten, mit ihren dreifarbigen Schärpen angethan und die Gendarmen mit dem bloßen Säbel in der Hand, in Pâris' Zimmer. Er lag in tiefem Schlafe. Man weckte ihn. Er betrachtete die Gendarmen ohne Unruhe. „Sie sind es?“ sagte er zu ihnen; „ich erwartete Sie.“ — „Zeigen Sie uns Ihren Paß.“ — „Ich habe keinen.“ — „Folgen Sie uns auf das Rathhaus.“ — „Ich folge Ihnen.“ Bei diesen Worten läßt er seine Hand unter das Kopfkissen gleiten, zieht seine Pistole hervor und schießt sich vor die Stirne, ehe die Gendarmen seine Bewegung bemerken und verhüten können. Man fand seinen Bestallungsbrief als königlicher Leibwächter auf seiner Brust. Er hatte Abends zuvor die Worte darauf geschrieben: „Dies ist mein Ehrenbrief. Man beunruhige Niemand. Ich hatte keinen Mitschuldigen bei dem glücklichen Tode des verruchten Saint-Fargeau. Wäre er mir nicht in die Hände gelaufen, so hätte ich noch eine schönere That vollbracht; ich hätte Frankreich von dem Vatermörder Orleans befreit. Alle Franzosen sind Elende.“

Auf die Nachricht von dieser Verhaftung und diesem Selbstmorde wurden Legendre und Tallien vom Convente nach Forges-les-Eaux geschickt, um sich von der Identität der Leiche zu

überzeugen. Legendre wollte sie nach Paris geführt und geschleift wissen. Tallien widersetzte sich. Der Convent wurde befragt; dieser sträubte sich gegen diese Rache an einem Leichnam. Man warf ihn wie ein wildes Thier in eine Grube, die man in der Nähe der Stadt im Schoße eines Waldes gegraben hatte.

3.

Drei Tage nach der Ermordung feierte der Convent das Leichenbegängniß des Opfers. Chénier's Kunstsinn für das Tragische hatte nach dem Musterbilde der Heldenbegräbnisse des Alterthums den Riß zu diesem Schauspiele entworfen. Oben auf einem Katefalk, der auf einem lebenden Piedestal von hundert Föderirten ruhte, lag die Leiche Lepelletier's halbnackt auf einem Paradebette. Einer dieser Arme hing herab, als wollte er um Rache flehen. Die große Wunde, durch welche das Leben entströmt war, öffnete sich blutroth auf der Brust. Der bloße Säbel des Mörders war über dem Leibe des Opfers aufgehängt. Die blutgetränkten Kleider wurden, auf einer Pike in Bündeln hängend, wie eine Fahne einhergetragen. Der Präsident des Convents stieg die Stufen des Katafalkes hinauf und legte einen mit Sternen von Immortellen besäeten Eichenkranz auf das Haupt des Todten. Der Zug setzte sich unter dem Trauerschlag umflorter Trommeln und unter den Tönen einer Leichenmusik in Bewegung, deren gedämpfte Instrumente eher in die Luft hinaus zu klagen, als in sie hinaus zu hallen schienen. Die Familie Lepelletier's folgte in Trauerkleidern zu Fuß der Leiche des ermordeten Vaters, Bruders, Gatten. Aus der Mitte der siebenhundert Mitglieder des Convents erhob sich flatternd eine Fahne, auf welcher in goldenen Buchstaben die letzten Worte zu lesen waren, die man Saint-Fargeau in den Mund legte: „Ich sterbe glücklich in dem Bewußtsein, mein Blut für das Vaterland zu vergießen; ich hoffe, es werde

dazu dienen, die Freiheit und Gleichheit zu befestigen und die Feinde des Volkes kenntlich zu machen." Das ganze Volk begleitete die Leiche. Die Männer trugen Immortellenkränze, die Frauen Cypressenzweige in der Hand. Man sang Hymnen auf die Glorie des Märtyrers der Freiheit und auf die Ausrottung der Tyrannen.

Im Pantheon angekommen, fand der Zug den Tempel der Revolution bereits von der Menge besetzt. Von den Wogen der Masse emporgetragen, welche dem Convente den Raum streitig machte, wäre die Leiche beinahe auf die Stufen der Vorhalle gerollt. Der Bruder des Ermordeten, Felix Lepelletier, stieg auf die Estrade, hielt mitten im Getümmel eine Rede an das Volk, verglich seinen Bruder dem ältern Gracchus und schwur, ihm zu gleichen. Am andern Tage führte Felix Lepelletier die Tochter seines Bruders, ein Kind von acht Jahren, im Trauergepränge an der Hand in den Convent, sie ihm vorzustellen. Von der Nation an Kindesstatt angenommen, wurde sie durch einen begeisterten Beschluß zur Adoptivtochter der Republik erklärt.

4.

Die Departemente waren getheilter Meinung über den Tod Ludwig's XVI. Die Vendée, deren Erhebung wir bald schildern werden, fand in diesem Ereignisse die Verzweiflung, welche die Völker zum Bürgerkrieg treibt. Das Calvados, die Cevennen, die Gironde schienen die Unentschiedenheit, die patriotischen Aufwallungen und die Reueanfälle ihrer Vertreter zu theilen. Der Lärm des Krieges übertäubte bald die wechselseitigen Vorwürfe. Die Weissagungen Salles', Brissot's, Vergniaud's verwirklichten sich. Europa, das durch die Lehren der Freiheit angelockt worden war, bebte beim Anblicke des Schaffots eines Königs insgesammt zurück; es beurtheilte diese Hinrichtung mit der Unparteilichkeit der Entfernung. Die

von Dumouriez, Brissot, Danton und dem Minister Lebrun so geschickt eingefädelten und von Preußen so gefällig aufgenommenen Unterhandlungen wurden, ehe sie völlig geknüpft waren, durch das Eisen des Fallbeiles zerhauen.

Werfen wir einen Blick auf den Stand dieser Unterhandlungen und die Gesinnungen der europäischen Kabinette gegen die französische Revolution, wie wir sie in dem Augenblicke finden, in welchem der Tod Ludwig's XVI. die zweite Coalition entschied.

Wir haben nach dem Kampfe von Valmy und der Abreise Dumouriez' nach Paris die verbündete Armee unter dem Könige von Preußen und dem Herzog von Braunschweig in den Päßen der Argonne verlassen, durch die sie sich gegen Verdun und Longwy zurückzog. Alles deutete auf ein geheimes Einverständniß zwischen den Preußen und Franzosen. Kellermann, welcher verfolgen wollte, erhielt zweimal die Weisung von den Commissären, seine Reihen zu öffnen und den Feind durchzulassen.

Jeder Marsch der französischen Armee war nach dem Marsche der preußischen berechnet und immer unterhandelten die Führer der entgegenstehenden Truppenabtheilungen mit einander. Eine halbe Stunde von Verdun fand in offenem Felde eine Conferenz zwischen den Generalen Laborillière und Galbaud einer-, dem General Kalkreuth und dem Herzog von Braunschweig andererseits statt. Der Vorwand war die zu treffende Uebereinkunft, Verdun ohne Kampf an die französische Armee zurückzugeben. Unsere Generale zeigten sich von dem stolzen Bewußtsein einer nationalen Sache durchdrungen, der Geist des Conventes war in die Heere übergegangen. „Staunen erregende Nation!" sagte der Herzog von Braunschweig ganz laut; „kaum hat sie sich zur Republik erklärt, so führt sie auch schon die Sprache der Republikaner des Alterthums!" Als Galbaud erwiderte, daß die Völker sich angehören und die

Regierung wählen können, die sie am höchsten hebe oder am besten schütze, entschuldigte sich der Herzog demüthig wegen der Ausdrücke seines Manifestes und erklärte dieselben für papierene Drohungen, die man den Völkern entgegenschleudere, um sie vor dem Kampfe einzuschüchtern, deren Werth aber Leute von Einsicht zu würdigen wissen. „Ich mache der französischen Nation," fuhr er fort, „das Recht, ihre Angelegenheiten zu regeln, durchaus nicht streitig. Allein ob sie die Form gewählt, die ihrem Charakter am besten entspricht, das ist die Unruhe und der Zweifel Europa's. Indem ich in Frankreich einrückte, hatte ich keinen andern Wunsch, als zur Wiederherstellung der Ordnung mitzuwirken." Galbaud antwortete, die Wiederherstellung der Ordnung durch das Ausland heiße bei allen Völkern Unterjochung. Man kam dahin überein, die Befehle des Königs von Preußen über die Zurückgabe von Verdun abzuwarten. Man brachte sich gegenseitig die Ausgewanderten zum Opfer; sie waren dem einen Theile ein Abscheu, dem andern ein Argwohn. „Fahren Sie Beide fort, Ihrem Vaterlande gut zu dienen," sagte der Herzog von Braunschweig zu den beiden Generalen, als er sie verließ; „und glauben Sie, daß man trotz der Ausdrücke und Manifeste nicht umhin kann, Krieger zu achten, welche die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes sichern." Verdun wurde zurückgegeben. Der General Valence zog daselbst ein. Auf der Höhe von Longwy trennten sich die Hessen und Oesterreicher, welche einen Theil der verbündeten Armee ausmachten, von den Preußen und wendeten sich nach Luxemburg, nach Coblenz und den Niederlanden, die von Dumouriez bedroht waren. Die Coalition war thatsächlich aufgelöst und das französische Gebiet geräumt.

5.

Dies war nicht genug. Der Herzog von Braunschweig,

der in der Nähe von Luxemburg lagerte, ließ den General Dillon um eine Zusammenkunft ersuchen und bestimmte zum Orte derselben das Schloß Dambrouge zwischen Longwy und Luxemburg, um Friedensvorschläge zu hören. Von den Commissären des Convents ermächtigt, begab sich Kellermann dahin. Er fand dort den Herzog von Braunschweig, den Fürsten von Hohenlohe, den Fürsten von Reuß, Botschafter des Kaisers, und den Marchese von Lucchesini, einen italienischen Diplomaten im Dienste Preußens, versammelt. „General," sagte der Herzog von Braunschweig zu Kellermann, „wir haben Sie zu dieser Zusammenkunft eingeladen, um vom Frieden zu sprechen; bestimmen Sie selbst die Grundlagen." — „Erkennen Sie die Republik an, geben Sie den König und die Ausgewanderten auf, mischen Sie sich weder unmittelbar noch mittelbar in unsere innern Angelegenheiten, und der Friede wird leicht sein," antwortete Kellermann. „Wohlan!" sagte der Herzog, „so gehen wir Beide wieder nach Hause!" — „Aber wer wird die Kriegskosten bezahlen?" fragte Kellermann stolz. „Ich für meine Person denke, da der Kaiser der angreifende Theil war, daß die österreichischen Niederlande Frankreich schadlos halten sollten." Der Fürst von Reuß, als Gesandter des Kaisers, machte eine Bewegung des Erstaunens über so viel Kühnheit. Der Herzog von Braunschweig stellte sich, als bemerke er es nicht. „Melden Sie dem Convent," sagte er zu Kellermann, „daß wir zum Frieden geneigt seien und daß er nur Bevollmächtigte aufzustellen und den Ort der Conferenzen zu bestimmen habe."

Solches Entgegenkommen nach der Demüthigung eines Rückzuges und gegen eine von allem diplomatischen Verkehr ausgeschlossene Nation war eine hinreichende Andeutung, daß der König von Preußen eine verwegene Kundgebung bereute und an ein Bündniß mit der Republik dachte. Sein Minister Haugwitz, sein Geheimschreiber Lombard, seine Mätresse, die

Gräfin von Lichtenau, und vor Allem Lucchesini, der alle Grazie des Hofmanns und alle Gewandtheit der List in die Rathssitzungen brachte, vereinigten sich, ihn für die Partei der Unterhandlungen zu gewinnen. Die Unterhandlungen sind das Feld der Intrigue. Lucchesini, der immer mehr Einfluß in Preußen gewann und den Geist der italienischen Diplomatie hatte, mußte die Gelegenheiten suchen, ihn anzuwenden. Wenn die deutsche Geduld der Charakter des österreichischen Kabinets ist, so war der machiavellische Geist, der durch Friedrich nach Deutschland verpflanzt wurde, schon oft die Leuchte des preußischen Kabinets. In Toscana geboren, in Berlin erzogen, von Kindheit auf in den Heucheleien der Diplomatie gewandt, von der Natur mit der Gabe, zu gefallen und zu bestechen, ausgestattet, war Lucchesini derjenige Mann, der sich vermöge der Verhältnisse am meisten dazu eignete, zwischen eine republikanische Revolution und die Monarchien hineinzuschlüpfen und die Fäden des preußischen Egoismus an alle Politiken anzuknüpfen, ohne sich einer entschieden hinzugeben.

Diese Unterhandlungen verriethen den Schrecken, den der Rückzug der Armee in ganz Deutschland verbreitet hatte. Dieser Rückzug vor so ungleichen Kräften und nach so drohenden Manifesten fand seine Erklärung nicht in sich selbst. Er glich mehr einem Kabinets-, als einem Kriegsmanöver. Von zwei Dingen eines: man mußte entweder an dem Feldherrngeiste oder an der Aufrichtigkeit des Herzogs von Braunschweig zweifeln. Man zweifelte nicht an seinem Geiste. Man forschte nach den verborgenen Ursachen seiner Umtriebe und seiner Zögerungen, die zu viel Aehnlichkeit mit dem Verrathe hatten. Ein ernsteres und geheimeres Motiv scheint auf die unerklärlichen Entschlüsse des Herzogs von Braunschweig eingewirkt zu haben. Pitt wollte den Krieg nicht. Der Herzog von Braunschweig hatte sich mit der Prinzessin Auguste, einer Schwester des Königs Georg III. von England, vermählt. Er war somit ein Schütz-

ling von Großbritannien. Er hoffte mit der Leidenschaft eines Vaters und dem Ehrgeize eines Fürsten seine Tochter mit dem Erben des englischen Thrones zu vermählen. Pitt, der diesen Ehrgeiz des Hofes von Braunschweig kannte, schmeichelte demselben. Er machte diese Vermählung zum Preis politischer und militärischer Willfährigkeit gegen das Londoner Kabinet. Der Herzog gab nach, verzögerte den Krieg, lieh das Ohr dem Frieden, benahm dem Könige von Preußen den Muth und machte sich auf diese Art selbst zum Ulysses der Coalition, die ihn ihren Agamemnon genannt hatte. Seine Ränke verloren die Sache, welcher sein Schwert den Sieg versprochen hatte.

6.

Während diese dumpfen Unterhandlungen Oesterreich aus der Fassung brachten, und das rheinische Deutschland auf den Gedanken vorbereiteten, sich bald mit Frankreich zu verbrüdern, bedeckte die glückliche, aber unzeitige Verwegenheit eines französischen Generals die Waffen der Republik mit Ruhm, setzte Preußen in Schrecken und nöthigte das noch unentschiedene deutsche Reich zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich. Wir wollen von dem Feldzuge Custine's reden.

Der Graf Adam Philipp von Custine war einer jener Generale der alten Armee, welche in Amerika die Luft der Freiheit getrunken hatten und mit Lafayette als Republikaner von Gesinnung, obgleich Aristokraten von Geburt, zurückgekommen waren. Nahezu Deutscher, geboren zu Metz von einem erlauchten Geschlechte, Besitzer eines ungeheuern Vermögens, Dragoneroberst mit einundzwanzig Jahren, Zögling des großen Friedrich in seinen letzten Kriegen, Schwämer für die preußische Taktik, rauher Eiferer für die Mannszucht, sah er mit Entzücken, wie die Revolution, indem sie Europa in zwei Lager theilte, einem Soldaten von seinem Range und Wissen Gelegenheit bot, den Helden des Alterthums als

Rett des Vaterlandes gleichzukommen. Custine war überdies von jener Art Schwärmerei für die republikanische Sache durchdrungen, welche der deutsche Charakter den politischen Meinungen aufdrückt. Die Revolution war ihm ein erhabenes Ideal, nach welchem alle Nationen streben sollten, und dessen Fahne auf der Spitze seiner Bajonette zu tragen ein Ruhm für Frankreich war. Seine persönliche Tapferkeit vereinigte die germanische Kälte mit der französischen Hitze. Das Feuer war sein Element, das Pferd sein Ruhebett, der Angriff seine Erholung. Als ihm eines Tags sein Adjutant Baraguay-d'Hilliers mitten im Feuer zu Pferde eine Depesche vorlas, fliegt eine Kugel durch das Papier. Der Adjutant betrachtet seinen General und hält inne. „Fahren Sie fort," sagt Custine, „die Kugel wird nur ein Wort weggerissen haben."

Vom Adel von Metz als Abgeordneter in die constituirende Versammlung gewählt, trat Custine schon am ersten Tage auf die Seite des Volks. Vom Beginne des Krieges an diente er unter Biron im Norden und am Rhein. Nach dem 10. August endlich zum Obergeneral ernannt, verlor er die Geduld über den Lagerkrieg, der dem Talente so wenig Gelegenheit, sich Bahn zu brechen, und dem Ehrgeize so wenig Gefahr bot, sich auszuzeichnen. Er glaubte, die Bewegung mache den größeren Theil der Kriegskunst aus, und statt den Sieg der Revolution an der Grenze zu erwarten, müsse Frankreich denselben auf dem Gebiete und in den Hauptstädten seiner Feinde suchen. Geborener General, wie Dumouriez, ahnete er, wie Napoleon, das Wesen des Revolutionskriegs.

Biron befehligte im Elsaß fünfundvierzigtausend Mann. Er erwartete überdies zwanzigtausend Freiwillige aus den östlichen und südlichen Departementen, die in der Rheinebene zerstreut waren. Diese Armee bildete mehre kleine Lager, welche sich mehr zum Beobachten, als zum Handeln eigneten. Die Oesterreicher und die Ausgewanderten, unter den Befehlen

Erbach's, Esterhazy's und des Prinzen von Condé, bildeten ihnen gegenüber einen Cordon ohne Einheit und Mittelpunkt, der das Breisgau besetzt hielt und die Befestigung der Stadt Mainz, des Schlüssels von Deutschland, versäumte.

Custine sah auf einen Blick die Lücke, die er in diese Provinzen reißen konnte. Er lagerte unter Landau mit siebzehntausend Mann. Zu Paris mit den Häuptern der Jakobinerpartei verbündet, während Dumouriez sich auf die Girondisten stützte, war er überzeugt, daß es ihm leicht fallen würde, sich durch die Klubs Verzeihung für die Verwegenheit eines Unternehmens zu erwerben, das ihrer Ungeduld weit mehr entsprach, als die berechnete Zögerung Dumouriez'. Er dachte an einen Handstreich, an den Ruhm, mit welchem der Erfolg eines plötzlichen Einfalls seinen Namen bedecken, an die Popularität, welche er durch die Wegnahme einiger fremden Hauptstädte dem Kriege verschaffen, an den Schrecken, den ein aus so großer Ferne geführter Streich dem Herz Deutschlands einflößen und an die Verbreitung der revolutionären Ideen, welche die erste französische Patrone aus der Asche, unter der sie in den Kurfürstenthümern glommen, zu hellen Flammen anfachen würde.

Eine Unvorsichtigkeit des Feindes entschied. Der Graf von Erbach, welcher zehntausend Oesterreicher gegenüber der französischen Armee befehligte, erhielt die Weisung, die Truppenabtheilung des Fürsten von Hohenlohe vor Thionville abzulösen. Durch diese Bewegung wurde Speyer, das Magazin der Verbündeten entblößt; es war nur noch von tausend Oesterreichern und zweitausend Mainzern unter dem Obersten Winkelmann vertheidigt. Custine wirft sich auf Speyer. Winkelmann stellt seine dreitausend Mann in Schlachtordnung vor der Stadt auf und sucht diese zu decken. Vergebens. Custine's Artillerie zersprengt diese Vertheidiger ohne Mauern. Sie rennen in wilder Flucht nach dem Rhein, wo Winkelmann Fahrzeuge vorbereitet hat, um sie über den Strom zu schaffen. Aber voll Schrecken über

die Kanonade, haben die Schiffleute ihre Barken im Stich gelassen und sind auf das andere Ufer entflohen. Von den Franzosen umzingelt, den Fluß im Rücken, werden Winkelmann und seine dreitausend Soldaten zu Gefangenen gemacht. Dies war die schönste Frucht, die der Krieg den Franzosen getragen, seitdem er erklärt war. Custine rückt in Speyer ein, bemächtigt sich der Kriegs= und Mundvorräthe des Feindes, zieht gegen Worms, und die Tribüne des Conventes und die Klubs der Jakobiner im ganzen Reiche wiederhallen von dem Lärme seiner Eroberungen. Die Revolution, welche den Namen der eroberten Städte leichter versteht, als die ungeheuern und überdachten Pläne Dumouriez', ruft Custine zum General ihrer Eroberungen aus. In drei Tagen ist sein Name um ein Jahrhundert in der Popularität gestiegen. Er berauscht sich selbst in diesem Lärm, den ihm die Adressen der Jakobiner zutragen. Er verschmäht es, zu gehorchen oder seine Operationen mit Biron und Kellermann zu vereinigen; er sondert sich ab, er vertieft sich in die Pfalz, er wagt es, von der Eroberung von Mainz zu träumen. Die Propaganda öffnet ihm dessen Thore vor seinen Kanonen.

Dieser Theil Deutschands war unter den Fußtritten der Kirchenfürsten, die ihn besaßen, von der französischen Philosophie unterwühlt. Die Theokratie der souveränen Bischöfe und die Aristokratie jener geheiligten Lehre häuften auf diese Regierungen den doppelten Haß der Völker gegen eine doppelte Zwingherrschaft. Der Wiederhall der französischen Tribüne hatte die Einbildungskraft der deutschen Jugend auf den Universitäten erschüttert. Alle Ideen waren für Frankreich. Die Sache der Revolution fördern, hieß für die deutschen Denker die Sache der Menschheit fördern. Jene Fürsten, die Zwingherren der Intelligenz und des Volkes, verrathen, hieß die Ketten des menschlichen Geistes zerbrechen und die Freiheit emancipiren. Die Eroberung selbst demüthigte nicht, sie war

Befreiung. Die dreifarbige Fahne war die Standarte der Philosophie für die ganze Welt. Dies war die öffentliche Meinung, welcher Custine in der Pfalz entgegen sah.

Mit Ausnahme des Erzbischofs von Trier hatten die schwäbischen und die fränkischen Fürsten, welche diese Stimmung ihrer Völker kannten, bis dahin eine kluge Neutralität gegen Frankreich beobachtet. Der Kurfürst von Baiern, der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden, hatten den Versammlungen der Ausgewanderten ihr Gebiet verschlossen. Der Kurfürst von Mainz hatte seine Truppen dem Kaiser gelehnt. Er regierte milder als seine Nachbarfürsten, und seine Regierung war deßwegen nicht so sehr vom Volke verabscheut. Aber Mainz, eine durchaus geistliche Stadt, gleichsam ein deutsches Rom, wo eine unzählige müßige Geistlichkeit in öffentlicher Ueppigkeit und Ausschweifung lebte, gab mehr als jede andere Hauptstadt, Stoff zu Anschuldigungen gegen das Kirchenregiment und ließ das Volk den Untergang dieser Oberherrlichkeit glühender wünschen. Auf die ersten Schritte Custine's zwischen der Mosel und dem Rheine waren die Vorkämpfer der neuen Ideen nach seinem Hauptquartiere geströmt und hatten dem französischen General die geheimen Wünsche der Bevölkerungen und die ersten Fäden der revolutionären Einverständnisse gebracht, welche die deutschen Patrioten schon aus der Ferne mit seiner Armee anknüpften.

Der Oberst Houchard, ein athletisch gebauter und mit Narben bedeckter Mann, wurde an den Gouverneur von Mainz geschickt, um ihn unter Androhung der Beschießung zur Uebergabe der Stadt aufzufordern. „Wählen Sie," sagte Custine in seiner Botschaft, „zwischen Tod und Verbrüderung. Ich bin es der Ehre meiner Republik, welche die Ausrottung der Despoten will, schuldig, die Kampfbegier meiner Soldaten nicht länger zu zügeln." Mainz forderte die Anerkennung seiner Neutralität als Preis seiner Uebergabe. Custine weigerte

sich, den Entschließungen der Republik in irgend etwas vorzugreifen; aber er schwur, daß Frankreich keine andere Eroberung wolle, als die Eroberung der Freiheit der Völker. Die Thore öffneten sich.

7.

Die Einnahme von Mainz machte in Deutschland und im Lager des Königs von Preußen einen Lärm, als wäre ganz Deutschland zusammengestürzt. Custine, der in seinen Berichten an den Convent die militärischen Hindernisse, die er zu überwinden hatte, übertrieb und die Unterhandlungen in Angriffe verwandelte, steigerte unter den Jakobinern einen Triumph, welcher weit mehr unsern Ideen gehörte, als seinen Waffen, bis zur Trunkenheit. Er zog in Mainz mehr als Apostel, denn als General ein; er schürte dort das revolutionäre Feuer, womit er Deutschland in Brand stecken wollte; vergaß sich im Uebermuthe seiner Eroberung und versäumte die Wegnahme von Coblenz und der damals unvertheidigten furchtbaren Festung Ehrenbreitstein. Diese Saumseligkeit Custine's hinderte Frankreich, in der Vernichtung oder Gefangennehmung einer ganzen Armee die Frucht des Gedankens Dumouriez' zu ernten. Statt auf die Rathschläge seines Stabes zu hören, der ihm Ehrenbreitstein und Coblenz als die Caudinischen Päße der Coalition zeigte, ließ sich Custine durch die Lockung starker Contributionen, die in der Hauptstadt der Handelsschätze Deutschlands zu erheben wären, zur Besetzung von Frankfurt verleiten. Ohne alle Kriegserklärung erschien am 22. Oktober ein Lieutenant Custine's an der Spitze einer Vorhut vor den Thoren von Frankfurt und begehrte Einlaß. Der Stadtrath unterhandelte und wich der Gewalt. Custine erhob eine Contribution von vier Millionen. Frankfurt, eine neutrale und republikanische Stadt, lieh zu dieser Gewaltthat keinen andern Vorwand, als seine Schwäche. Diese Plünderung

brandmarkte die Popularität unserer ersten Waffen jenseits des Rheines.

Nach der Besetzung von Frankfurt schleuderte Custine seine Truppencorps und seine Proklamationen gegen die Besitzungen des Landgrafen von Hessen. „Völker Deutschlands!“ sagte der französische General in seinen Manifesten, „erklärt Euch, daß die Vereinigung beider Nationen ein Schrecken erregendes Beispiel für alle Despoten, eine tröstende Hoffnung für alle Völker sei, welche unter der Tyrannei schmachten! Und du, Ungeheuer!“ sagte er, sich an den Fürsten wendend, „Ungeheuer, über dem sich schon seit Langem gleich schwarzen Wolken, als Vorgefühle des Sturmes, die Verwünschungen der deutschen Nation angehäuft, deine Soldaten, mit denen du einen schändlichen Mißbrauch getrieben, werden dich der gerechten Rache der Franzosen ausliefern! Du wirst ihnen nicht entrinnen! Wie wäre es möglich, daß sich ein Volk finden sollte, um einem Tyrannen, wie du bist, eine Freistätte zu gewähren!“ Es war die Tribüne der Jakobiner, die auf diese Art jenseits des Rheines durch die Stimme eines französischen Generals ihre Donner vernehmen ließ. In seiner Kühnheit, in seiner Sprache, in seinem kriegerischen und volksmäßigen Aeußern gerirte sich Custine als bewaffneter Apostel der republikanischen Grundsätze. Die Plünderung Frankfurts raubte seinen Worten ihre hinreißende Kraft. Deutschland, das seine Arme dem Befreier öffnete, wollte keinen Eroberer, noch weniger einen Plünderer. Die Begeisterung, welche die französischen Doktrinen hervorriefen, erstarb unter den Tritten seiner Soldaten. Der König von Preußen, der mit Recht über den Einfall in Deutschland bestürzt war, sagte sich mit Gewalt von jedem Gedanken los, die Coalition zu verlassen und einen Vergleich mit Frankreich zu schließen. Er setzte sich mit dem ebenfalls durch so viel Kühnheit erbitterten Herzog von Braunschweig und mit den Fürsten des deutschen Reiches ins Einverständniß. Fünfzig-

tausend Preußen und Hessen wurden in aller Eile auf dem rechten Lahnufer zusammengezogen, um gemeinschaftlich gegen Custine zu operiren und Frankfurt zu befreien.

8.

Das ganze Reich erhebt sich. Die republikanischen Proklamationen Custine's, das Dekret des Conventes, erscheinen als ebenso viele Kriegserklärungen an alle Fürsten Deutschlands. Der Reichstag beantwortet sie mit einer einstimmigen Kriegserklärung an Frankreich. Er ordnet die Aushebung eines dreifachen Contingentes von hundert und zwanzigtausend Mann an. In seiner Eigenschaft als Kurfürst von Brandenburg erklärt der König von Preußen drei Tage darauf, daß er eine zweite Armee an den Rhein schicken werde. Auf diesen Ausbruch der deutschen Fürstengewalten wirkt Custine, der durch die Jakobiner Alles über den Convent vermag, den Befehl an Biron aus, ihm eine Verstärkung von zwölftausend Mann aus dem Elsaß zu schicken. Zugleich läßt er an Beurnonville, welcher Kellermann an der Mosel abgelöst, die Weisung ergehen, durch das Kurfürstenthum Trier ihm zuzuziehen. Während diese Maßregeln ausgeführt werden, stellen sich die preußische Armee und eine französische Truppenabtheilung unter den Mauern Frankfurts in Schlachtordnung, als wollten sie sich um diese Beute streiten. Zweitausend Mann bleiben unthätig und preisgegeben in der Stadt. Man macht sich auf einen Kampf gefaßt; aber der Herzog von Braunschweig, der die Preußen und Hessen befehligt, behält immer noch das System der dumpfen Unterhandlung bei und kommt jedem entscheidenden Zusammenstoße zuvor. Der junge Diplomat, Philipp von Custine, Sohn des Obergenerals, hat eine geheime Zusammenkunft mit dem Herzog von Braunschweig. Dieser Fürst und der Unterhändler kennen sich schon lange. Der junge Custine war es, der ein Jahr zuvor dem Herzog von Braunschweig aus

höherem Auftrage den Oberbefehl über die französischen Heere angeboten hatte. Der Eine wie der Andere wußten geheime Gedanken unter öffentlichen Rollen zu verbergen. Ein ernstes Zusammenstoßen zwischen Preußen und Frankreich lag nicht in der Absicht des Herzogs von Braunschweig. Custine, ein klügerer Unterhändler, als sein Vater, wollte, wie Danton und die Girondisten, immer die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Preußen und der Republik retten. Die Ergebnisse dieser Zusammenkunft zeugen von dem Gedanken der beiden Unterhändler.

Frankfurt wurde von den Franzosen geräumt. Dieser Rückzug von einem selbstgewählten und verschanzten Schlachtfelde und dieses Aufgeben Frankfurts ohne Schwertstreich erklärt sich aus diesen geheimen Einverständnissen. Stets zum Frieden mit Frankreich geneigt, wollte der König von Preußen nur immer so viel thun, um sich nicht den Anschein zu geben, als verrathe er die Sache der Throne und die Sache Deutschlands. Die Franzosen wollten ihn schonen, während sie ihn bekämpften.

9.

England hatte bis dahin die revolutionäre Bewegung mit seinen Segenswünschen begleitet. Das englische Volk und die brittische Regierung schienen die Gründung der constitutionellen Freiheit in Paris gleich gern zu sehen: das englische Volk, weil Freiheit seine Natur ist und ihm die Sache der Völker in der ganzen Welt als seine eigene gilt; die brittische Regierung, weil die Freiheit mit Stürmen einhergeht, und weil die Stürme, welche die Gründung der Freiheit unvermeidlich in Frankreich und durch Frankreich auf dem ganzen Continente hervorrufen mußte, der diplomatischen Intervention Englands nothwendig einen umfassendern Spielraum und einen entscheidendern Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's eröffneten.

Ohne Zweifel empfand auch das Londoner Kabinet eine gewisse Befriedigung der Nationalrache beim Anblicke der Unruhen von Paris, der Verlegenheiten des Thrones und des jähen Sturzes der Bourbonen. Abgesehen von der langjährigen Rivalität, welche seit drei Jahrhunderten aus England und Frankreich die beiden entscheidenden Gewichte der Welt machte, lag es in der Natur des menschlichen Herzens, daß das Londoner Kabinet mit Freuden in der Person Ludwigs XVI. einen Monarchen fallen sah, der Amerika in seinem Unabhängigkeitskriege unterstützt hatte.

Zu dieser geheimen Schadenfreude des englischen Kabinets muß man als neues Motiv noch die Besorgnisse rechnen, welche die französische Seemacht den Engländern in den Meeren und in ihren ostindischen Besitzungen einflößte. Die französische Seemacht mußte während einer revolutionären Krisis darniederliegen, welche alle Streitkräfte und Geldmittel Frankreichs auf das Festland zog. Indessen hatte das Londoner Kabinet bis jetzt eine beobachtende und neutrale Stellung behauptet, welche die Revolution eher begünstigte als angriff. Diese Stellung war ihm nicht nur durch die Furcht, eine große Coalition der Monarchien des Festlandes möchte ohne dieselbe über Frankreich triumphiren und es aus der Liste der Nationen streichen, sie war ihm auch durch jene Macht der öffentlichen Meinung geboten, welche in den freien Ländern eine größere Herrschaft ausübt, als die Könige, und welche laut die Partei des Volkes gegen die unumschränkte Monarchie und die Kirche nahm, die vom Throne stiegen. Der Haß gegen den Katholicismus war in England nicht weniger allgemein, als die Liebe zur politischen Freiheit. Dieses Volk von Denkern betrachtete eine Revolution, welche Gottesdienst und Vernunft freigab, als die Sache Gottes und des Menschengeistes. Die englische Aristokratie begann jedoch seit dem Tode des Königs mit der französischen Emigration zu fraternisiren. Zwei Parteien bildeten sich im brittischen Parlamente.

Diese beiden Parteien waren durch zwei Häupter vertreten, mittelst derer sie an Beredsamkeit im Parlamente wetteiferten: es waren Pitt und Fox. Ein dritter Redner, der durch den Geist, die Feder und das Wort eben so mächtig war, hatte einige Zeit zwischen Beiden die Wage gehalten; er begann sich von der Sache des Volkes abzulösen und auf die Seite der Aristokratie und des Königthums zu treten, je mehr sich diese Sache mit Anarchie und Blut befleckte: es war Burke. In den wahrhaft freien Ländern ist der persönliche Einfluß der Einzelnen so groß, daß diese drei Männer England mit einer einzigen Bewegung ihres Gedankens aufregten oder beruhigten.

10.

Pitt, der damals dreiunddreißig Jahre zählte, regierte sein Land schon seit zehn Jahren. Sohn des beredtesten der neueren Staatsmänner, Lord Chatham's, hatte Pitt, wie wir gesehen haben, gleichsam durch das Geisteserbrecht seiner Familie eben so große Fähigkeiten empfangen, als sein Vater. Wenn der Erstere, Chatam, die Inspiration, so besaß der Letztere den Charakter der Regierungskunst. Weniger hinreißend, mehr leitend; weniger beredt, mehr überzeugend, als sein Vater, personificirte Pitt mehr als Jemand jenen stolzen, geduldigen, anhaltenden Willen einer herrschenden Aristokratie, welche mit einer Ausdauer, die an die Ewigkeit des römischen Senates erinnert, ihre Macht vertheidigt und ihre Größe verfolgt. Pitt hatte die Zügel der Regierung in einem jener verzweifelten Augenblicke ergriffen, in welchem der Ehrgeiz, der nach der Gewalt strebt, dem Patriotismus gleicht, welcher sich auf die Mauerlücke schwingt, um unterzugehen, oder das Vaterland zu retten. England stand auf der letzten Stufe der Erschöpfung und der Demüthigung. Es hatte so eben einen schmählichen Frieden mit Europa unterzeichnet. Die Franzosen waren seine Nebenbuhler in Indien; Amerika entschlüpfte ihm, unsere

Geschwader machten ihm die Meere streitig; die Mehrheit des Unterhauses, von den vorhergehenden Ministern bestochen, hatte weder den genügenden Patriotismus, um sich selbst zu retten, noch die erforderliche Disciplin, um sich einem Gebieter zu unterwerfen. Pitt, der es nicht hinreißen konnte, hatte die Kühnheit, zu bekämpfen, und das Glück, es durch eine Berufung an die Nation zu besiegen. Die neue Kammer unterwarf sich ihm. Binnen zehn Jahren gab er Indien den Frieden, eroberte Amerika diplomatisch und commerziell, dämpfte die aufrührerische Bewegung in Irland, stellte die Finanzen wieder her, schloß mit Frankreich einen Handelsvertrag, welcher der Hälfte des Festlandes den Zoll der englischen Waaren auflegte, entriß endlich Holland der Protektion Frankreichs und machte aus den Vereinigten Provinzen ein Anhängsel der brittischen Politik auf dem Continente. Sein dankbares Vaterland zollte seiner Verwaltung Beifall; das Vertrauen ruhte unbedingt in einer Hand, durch welche die Nation von einem so tiefen Falle wieder aufgerichtet wurde. Die persönlichen Gefühle Pitt's gegen die französische Revolution waren zwar den demokratischen Bewegungen, diesen Stürmen der Staatsmänner, wenig günstig, aber sie hatten bis jetzt keinen Einfluß auf seine Politik geäußert. Die Leidenschaften trübten nie seine Intelligenz, oder vielmehr er hatte alle seine Leidenschaften in eine einzige verwandelt: die Größe seines Landes. Georg III., ein Freund Ludwigs XVI., hätte es seinem Ministerium nicht gestattet, Frankreich in einem Augenblicke den Krieg zu erklären, in welchem der Krieg die Lage des Königs, den er liebte, verschlimmern konnte. Es ist falsch, daß die englische Regierung die revolutionären Unruhen von Paris durch Gold erregte. Die französische Freiheit bedurfte selbst in ihren fürchterlichsten Krämpfen nie des englischen Soldes. Georg III., Lord Stafford, der Kanzler Thurlow, Pitt selbst würde es verschmäht haben, so schmähliche Aufreizungen gegen einen Souverän anzuwenden, der in der

Gewalt seines Volkes war. Nur hätte Pitt seinem Mitleiden mit Ludwig XVI. keine Minute oder keine Gelegenheit geopfert, die sich dem Glücke seines Landes dargeboten hätte. Er sah diese Gelegenheit voraus, er ahnete den mehr oder weniger nahen Umsturz eines von so vielen entfesselten Leidenschaften untergrabenen Thrones. Er wußte, daß die Grundsätze der französischen Revolution dem Könige und der Masse der Aristokratie von England eben so viel Besorgnisse als Antipathie einflößten. Er bereitete sich zum Kriege auf die Stunde, in welcher ihm dieselbe im Geiste des Königs zu schlagen schien, ohne sie herbeizusehnen oder ihr voranzueilen. Diese Stunde nahte. Burke hob schon den Hammer zu ihrem Schlage im Parlament.

Man hat gesehen, daß die Constitutionellen und die Girondisten, Brissot und Narbonne, in einem und denselben Gedanken vereinigt, achtzehn Monate vor dieser Epoche Herrn von Talleyrand nach London geschickt hatten, um an die Erinnerungen der Revolution von 1688 zu appelliren und Pitt die Erneuerung des Handelsvertrages von 1786 anzubieten. Um diesen Preis hofften Ludwig XVI., die Constitutionellen, die Girondisten, wo nicht das Bündniß, doch wenigstens Neutralität des englischen Kabinets zu erkaufen. Diese beiden Parteien, die Constitutionellen und die Girondisten, welche damals den Krieg mit dem Continente wollten, um die Stürme, welche die Constitution von Paris bedrohten, auf die Grenzen abzuleiten, hatten das Bedürfniß, England zu neutralisiren. Sie hatten zur Unterhandlung mit Pitt den größten Aristokraten und Verführer gewählt, den sie unter den Diplomaten finden konnten, welche die gemäßigte Partei der Revolution ergriffen. Frau von Staël hatte diese Wahl geleitet. Sie war glücklich.

11.

Herr von Talleyrand trat damals die Geschäfte an, die er seitdem länger als ein halb Jahrhundert ohne Unterbrechung geleitet, angeknüpft, abgeknüpft und erst mit seinem Tode abgegeben. Er zählte achtunddreißig Jahre. Sein zartes und feines Gesicht verrieth in seinen blauen Augen einen klaren, aber kalten Verstand, dessen hellen Blick die Bewegungen des Gemüthes niemals trübten. Sein schlanker schöner Wuchs wurde kaum durch einen körperlichen Fehler entstellt. Er hinkte. Aber dieses Gebrechen glich einem freiwilligen Schwanken seiner Haltung. Seine Gewandtheit wußte selbst die Fehler der Natur in Reize umzuwandeln. Dieses Körpergebrechen allein hatte ihn von der kriegerischen Laufbahn zurückgehalten, zu der ihn seine hohe Geburt rief. Sein Geist war die einzige Waffe, die ihm gestattet war, um seinem Namen Bahn zu brechen. Er hatte ihn bereichert, verfeinert, geschärft für die Kämpfe des Ehrgeizes oder die Eroberungen der Intelligenz. Seine Stimme war ernst, sanft, fein, wie die verschleierte Aufgeregtheit einer zarten Mittheilung. Wenn man sie hörte, fühlte man, daß er der Mann sei, der allen Mächten, Völkern, Tribunen, Frauen, Kaisern, Königen am sichersten ins Ohr flüstern konnte. Wenn er lächelte, mischte sich etwas Sardonisches auf seinen Lippen in den sichtbaren Wunsch, zu verführen; dieses Lächeln deutete auf den Hintergedanken, die Menschen zum Besten zu haben, indem er sie bezauberte oder beherrschte.

Aus einem Geschlechte geboren, das vor der Einheit des Reiches eine Provinz Frankreichs als souverän unter sich gehabt hatte und jetzt zu den Zierden des Königthums gehörte, war Herr von Talleyrand als des Hofes unwürdig in die Kirche geworfen worden, um in ihr die höchsten Würden des Episkopats und des Cardinalats zu erwarten. Bischof von Autun,

den Trümmern einer in den Wäldern von Burgund versteckten römischen Stadt, verabscheute der junge Prälat seinen Bischofssitz, sträubte sich wider den Altar und lebte zu Paris im Schoße der Zerstreuung und der Genüsse, worin die meisten Geistlichen seines Alters und Rangs die ungeheuern Einkünfte ihrer Kirchen verzehrten. Mit allen Philosophen in Verbindung, Freund Mirabeau's, und vom Vorgefühle einer nahen Revolution durchdrungen, deren erste Erschütterungen die Religiou zertrümmern mußten, worin er Prälat war, legte er sich auf die Politik, welche alle hohen Intelligenzen zum Umsturz und Neubau der Reiche zu berufen im Begriff stand.

Als Mitglied in die constituirende Versammlung gewählt, verließ er zu rechter Zeit, aber mit Schonung die umgestürzten politischen und religiösen Meinungen und ging zur Partei der Kraft und der Zukunft über. Er fühlte, daß ein aristokratischer Name und volksthümliche Meinungen eine doppelte Macht waren, die er nur mit Gewandtheit in seiner Person vereinigen müsse, um den Einen durch seinen Rang, den Andern durch seine Popularität zu imponiren. Er hatte sein Priesterthum wie eine ungelegene Erinnerung und einen unbehaglichen Rock abgestreift. Er suchte durch eine Hinterthüre in die Revolution hineinzuschlüpfen. Das Maß und die etwas schüchterne Zurückhaltung seines Geistes, der nur im Kabinette und zum Entwurf von Geduldsplänen Kühnheit besaß, schloß ihn von der Tribüne aus. Das große Wort führte damals den Scepter darauf. Herr von Talleyrand hatte sich der Diplomatie zugewendet, wo die Gewandtheit und das Geschick immer den Scepter führen mußten. Die Freundschaft des sterbenden Mirabeau warf jenen Wiederschein aus dem Grabe auf Herrn von Talleyrand, welchen große Namen auf Allem zurücklassen, was in ihre Nähe gekommen ist. Sein nachdenkliches und geheimnißvolles Schweigen drückte gleich dem Schweigen Sieyès, in der Nationalversammlung seiner Person das Gepräge

eines gewissen Zaubers auf. Es war die Macht des Unbekannten, es war der Reiz des Räthselhaften für die Menschen, welche gern rathen. Herr von Talleyrand wußte diesen Zauber trefflich auszubeuten. Sein Wort zerriß nur in seltenen und flüchtigen Blitzen den umschleierten Horizont seines Geistes. Er erschien deßhalb nur um so tiefer. Die halben Worte sind die Beredsamkeit des Schweigens. Sie waren die Beredsamkeit des Herrn von Talleyrand.

Seine Meinung war oft nichts, als seine Stellung; seine Wahrheiten waren nichts, als die Gesichtspunkte seines Glücksstandes. Wie sein ganzes Leben bewies, im Grunde gleichgültig gegen das Königthum, die Republik, die Sache der Könige, die Form der Institutionen der Völker, das Recht oder den Thatbestand der Regierungen, sah er in den Regierungen nur die veränderlichen Formen, welche der Geist der Zeit oder der Nationalgedanke der Gesellschaften nach einander annimmt, um diese oder jene Phase ihrer Existenz zu durchlaufen. Throne, Nationalversammlungen, Convent, Direktorium, Consulat, Kaiserreich, Restauration oder Dynastienwechsel waren für ihn nur Mittel des Verhängnisses. Er schenkte sich diesen Mitteln keinen Tag länger, als das Schicksal. Er bereitete sich in seinem Geiste die Rolle des glücklichen Dieners der Ereignisse vor. Schmeichler des Geschickes, begleitete er das Glück. Er diente dem Starken, er verachtete den Ungeschickten, er verließ den Unglücklichen. Diese Theorie erhielt ihn fünfzig Jahre lang auf der Höhe der menschlichen Entwicklungen; sie bewirkte, daß er der Vorläufer aller Erfolge war, daß er nach allen Schiffbrüchen oben schwamm, daß er alle Umstürze überlebte. Dieses System scheint eine übernatürliche Gleichgültigkeit zu sein, welche den Staatsmann über die Unbeständigkeit der Ereignisse stellt und ihm die Miene gibt, als beherrsche er, was ihn erhebt. Es ist im Grunde nur die Sophistik der wahren Geistesgröße. Diese scheinbare Verhöhnung der Ereignisse muß mit

der Verzichtleistung auf sich selbst anfangen. Denn um diese Rolle der Unparteilichkeit bei allen Schicksalswechseln anzunehmen und durchzuführen, muß der Mensch die beiden Dinge ablegen, welche die Würde des Charakters und die Heiligkeit der Erkenntniß bilden: die Treue gegen seine Wahl und die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung; das heißt den besten Theil seines Herzens und den besten Theil seines Geistes. Wer allen Ideen dient, gibt Zeugniß, daß er an keine glaubt. Wem dient derselbe unter dem Namen der Ideen? Seinem eigenen Ehrgeize. Er scheint an der Spitze der Dinge zu sein, er ist in ihrem Gefolge. Diese Leute sind die Schmarotzer, nicht die Gehülfen der Vorsehung. Indessen sah Herr von Talleyrand schon an der Morgenröthe der Revolution, daß der Friede die erste der wahren revolutionären Ideen ist, und diesem Gedanken blieb er bis zu seinem letzten Tage treu.

12.

Das Dekret der Nationalversammlung, welches ihren Mitgliedern verbot, in den ersten vier Jahren, nachdem sie einen Theil der Nationalvertretung gebildet haben, Aemter der vollziehenden Gewalt anzunehmen, schloß Herrn von Talleyrand von dem Titel eines Geschäftsträgers aus. Die Beglaubigungsschreiben erhielt Herr von Chauvelin, ein Hofmann, der sich durch lärmenden Eifer gegen den Hof die Gunst des Volkes erworben hatte; das Geheimniß, die Instruktionen, das Unterhandlungsgeschäft erhielt Herr von Talleyrand. Ein vertrauliches Schreiben von der Hand Ludwig's XVI. an den König von England sagte zu Georg III.: „Neue Verbindungen müssen zwischen unsern beiden Ländern hergestellt werden. Es geziemt sich zwei Königen, die ihre Regierung durch ein beständiges Streben nach dem Glücke ihres Volkes bezeichnet haben, Bande zwischen einander zu knüpfen, welche um so fester sein werden, je mehr sich das Interesse der Nationen zu klären im Begriffe

steht." Herr von Talleyrand wurde Herrn Pitt vorgestellt. Er wandte alle Kräfte der Gefallsucht an, welche die verschleierte Schmeichelei und die gefügige Grazie verwenden konnte, um den Geist dieses großen Mannes für das Bündniß zu gewinnen, das er von ihm zu erlangen wünschte. Er schilderte ihm mit Enthusiasmus den Ruhm des Staatsmannes, dem die Nachwelt für diese Vereinigung zweier Völker verpflichtet sein würde, welche der Welt die Bewegung oder die Unbeweglichkeit mittheilen. Pitt hörte ihn halb günstig, halb ungläubig an. „Er wäre sehr glücklich, dieser Minister!" antwortete er dem jungen französischen Diplomaten mit einem Seufzer. „Ich wollte, ich wäre zu jener Zeit noch Minister!" — „Kann also ein Pitt diese Epoche noch so ferne glauben?" erwiderte Herr von Talleyrand. Pitt sammelte sich und sagte: „Dies hängt von dem Augenblicke ab, in welchem Ihre Revolution beendigt sein wird und Ihre Verfassung ihren Gang nehmen kann." Pitt gab Herrn von Talleyrand deutlich zu verstehen, daß das englische Kabinet seine Hand nicht in einer Revolution preisgebe, die noch im Kochen begriffen sei, und deren ununterbrochen auf einander folgende Krisen den Verpflichtungen, die man mit ihr austauschen würde, weder Gewißheit noch Sicherheit gäben. Nach Frankreich zurückgekehrt, theilte Herr von Talleyrand diese Gesinnungen dem girondistischen Ministerium der Herren Roland und Dumouriez mit, welche auf Narbonne und de Lessart gefolgt waren. Dumouriez schickte Herrn von Talleyrand von Neuem nach London mit dem Auftrage, die Vermittlung Englands zwischen dem Kaiser und Frankreich nachzusuchen. Diesmal wurden Herr von Talleyrand und Herr von Chauvelin Herrn Pitt nicht nur lästig, sondern auch verdächtig. Dieser Minister bemerkte, daß die beiden französischen Geschäftsträger ein doppeltes Geschäft betrieben: das eine mit ihm, um Frankreich den Frieden zu verschaffen, das andere mit den Häuptern der Opposition, um England aufzuwiegeln. Man beschuldigte

sie in den ministeriellen Blättern ganz laut einer geheimen und innigen Verbindung mit Fox, mit Lord Grey und selbst mit Thomas Payne und dem Demagogen Horn-Tooke, dem Gründer einer Volkspartei, welche nicht allein die Minister, sondern die Aristokratie, das Eigenthum, die Kirche, den Geist der britischen Verfassung und die ganze Grundlage der Gesellschaft angriff.

Fox, Pitt's Nebenbuhler auf der Tribüne, ein Mann, welcher mehr Fähigkeit besaß, die Völker durch das Wort aufzuregen, als durch die Staatskunst zu leiten, gab sich umsonst Mühe, in Reden, in welchen die Schläge der französischen Revolution selbst auf dem Throne Georg's III. wiederklangen, die Bewegungen von Paris zu bemänteln; er stellte umsonst die Sache der französischen Freiheit als solidarisch mit der Sache der brittischen dar: der Geist seiner Nation entfernte sich von ihm, um sich mehr und mehr an Pitt anzuschließen. Beliebter auf der Straße, als im Unterhause waren Foxens Motionen nur durch schwache Minderheiten von fünfzig bis sechszig Stimmen unterstützt. Der 20. Juni und der 10. August antworteten Schlag auf Schlag auf seine Verheißungen der Gründung einer constitutionellen Freiheit in Frankreich, und der zahlreiche Theil des Volkes, welcher der Einführung der Constitution anhing, zitterte oder schauderte. Lord Gower, englischer Botschafter in Paris, wurde unmittelbar nach der Absetzung Ludwig's XVI. unter dem Vorwande abberufen, daß seine Beglaubigungsschreiben von Rechtswegen mit dem Souverän fallen, an den sie gerichtet seien. Herrn von Talleyrand's und Herrn von Chauvelin's Aufenthalt in London wurde von Pitt nur noch als eine Duldung von Seiten seiner Regierung angesehen. Die Septembertage, in den Schriften und Reden Burke's mit Blutzügen geschildert, warfen eine unheimliche Tinte auf Foxens Worte. Der Friede und das Bündniß mit Frankreich erschienen der englischen Nation als Mitschuld mit den Urhebern

dieser ungestraften Hinschlachtungen. Die Gefangenschaft des Königs, der Königin, zweier Kinder, die von jedem Verbrechen rein waren, gesellte noch Mitleiden zum Entsetzen. Die Verurtheilung des Königs ohne Gerichtsformen und ohne Richter gab Herrn Pitt das ganze öffentliche Gefühl zur Hülfsmacht.

13.

Der König wurde hingerichtet. Alle Throne zitterten, alle Völker bebten voll Schrecken und Entsetzen vor dieser Tempelschändung des Königthums, dem man einen göttlichen Charakter beilegte. Bei der Ankunft des Boten, der diese unheilvolle Nachricht nach London brachte, erhielt Herr von Chauvelin Befehl, England binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Von der Opposition um die Beweggründe dieser Vertreibung von dem freien Boden Englands befragt, ließ Pitt der Kammer antworten: „Nach Ereignissen, auf denen die Einbildungskraft nicht ohne Entsetzen verweilen kann, und seitdem sich eine höllische Parteiung der Gewalt in Frankreich bemächtigt hat, konnten wir die Anwesenheit Herrn von Chauvelin's nicht länger dulden, denn es gibt kein Mittel der Bestechung, das Herr von Chauvelin nicht durch sich oder seine Emissäre versucht hätte, um das Volk zu verführen und gegen die Regierung und die Gesetze dieses Landes aufzuwiegeln." Maret, der an diesem Tage zu Dover an's Land stieg, empfing den Befehl, ungesäumt umzukehren; es wurde ihm nicht gestattet, nur bis London zu gehen. Herr von Talleyrand, der keine offizielle Sendung von der französischen Regierung hatte und Herrn Pitt nicht dieselben Vorwände und Verdachtsgründe lieh, wie Herr von Chauvelin, blieb in London und behielt den letzten Faden der Unterhandlungen noch in der Hand.

Nach Paris zurückgekehrt, verbreitete Herr von Chauvelin dort das Gerücht von einer gewaltigen Gährung der englischen Nation; er meldete, daß das Volk von London an dem Tage,

an welchem Pitt die Kühnheit hätte, Frankreich den Krieg zu erklären, auf das Signal der republikanischen Vereine sich in Masse erheben werde und Georg III. in seinem eigenen Palaste nicht mehr sicher sei. Im Vertrauen auf Hern von Chauvelin's Nachrichten bestig Brissot die Tribüne des Convents im Namen des diplomatischen Ausschusses. Er glaubte Pitt mit der Erklärung einzuschüchtern, daß der Krieg, welcher ausbräche, Irland von dem Joche Englands befreien würde. Taub gegen die hellsehendern Rathschläge Dumouriez' sagte er: „Holland macht gemeinschaftliche Sache mit dem Kabinet von Saint-James, von dem es mehr Unterthan als Bundesgenosse ist; es möge sein Los theilen!" Und der Krieg gegen England und den Statthalter von Holland wurde nach geschehener Abstimmung einhellig erklärt. „Wir werden auf ihrer Insel landen", schrieb der Minister Monge an die französische Flotte; „wir werden fünfzigtausend Freiheitsmützen ans Ufer werfen, wir werden den heiligen Baum daselbst aufpflanzen und unsern republikanischen Brüdern die Arme entgegenstrecken. Diese tyrannische Regierung wird bald vernichtet sein." Auf die Nationaleifersucht, sowie auf das Entsetzen gestützt, welches die Hinrichtung des Königs einflößte, ließ sich Pitt durch diese Drohungen nicht stören. Er zählte unsere Schiffe, nicht unsere Proklamationen. Er wußte, daß die Mannschaft der französischen Seemacht durch die Emigration decimirt war. Frankreich hatte auf dem Meere oder in seinen Häfen nur 66 Linienschiffe, und 93 Fregatten oder Corvetten. England hatte 158 Linienschiffe, 22 Schiffe mit 50 Kanonen, 125 Fregatten und 110 leichte Fahrzeuge. Ueberdies konnte Holland, sein Bundesgenosse, mehr denn 100 Kriegsschiffe verschiedener Größe bemannen. Auf seiner von einem solchen schwimmenden Wall umgebenen Insel konnte Pitt die Ereignisse des Festlandes mit unerschütterlicher Ruhe erwarten und beherrschen. Seine Finanzen waren nicht weniger furchtbar als seine Flotten. Er konnte

Europa in den Sold Englands nehmen. Rüstungsminister wie man ihn zehn Jahre zuvor zum Spotte genannt hatte, schien er mit seinem weiten Blicke die Unermeßlichkeit des Werkes vorausgesehen zu haben, das eine zehnjährige Coalition seinem Vaterlande auferlegen würde.

14.

Mit ebenso furchtbaren Folgen bedrohte uns der Wiederhall des Beiles, unter welchem Ludwig XVI. fiel, in Rußland. Katharina II. zerriß im Augenblicke die Handelsverträge von 1786, kraft deren die Franzosen in ihrem Reiche als die begünstigteste Nation behandelt worden waren, und verbot ihren Unterthanen sogleich allen Verkehr mit unsern Landsleuten. Sie befahl allen Franzosen, die nicht förmlich die Grundsätze der Revolution ihres Landes abschwören würden, Rußland binnen zwanzig Tagen zu verlassen. Obgleich sie seit ihrem Frieden mit der Türkei unermeßliche Armeen zur Verfügung hatte, die sie gegen Frankreich schleudern konnte, hatte sie bis dahin dieselben noch nicht in Bewegung gesetzt und Oesterreich und Preußen allein gegen eine Revolution zu Felde ziehen lassen, welche sie mit dem ganzen Abscheu haßte, den die Zwingherrschaft vor der Freiheit hat. Sie hatte lange gehofft, König Gustav von Schweden, dessen contrerevolutionäre Schwärmerei sie aufmunterte, werde allein hinreichen, Frankreich zu bändigen und zu beruhigen. Seine Ermordung betrog ihre Hoffnungen. Seit dem Tode dieses Fürsten war ihr Herz zwischen zwei Sorgen getheilt, von denen die eine den Ehrgeiz, die andere ihren Stolz als unumschränkte Monarchin betraf: Polen und Frankreich. Ihre Truppen besetzten Warschau und erdrückten in Polen die Bewegungen einer Revolution, welche mit der Revolution von Paris fraternisirte. Der König von Preußen besetzte aus demselben Beweggrunde Danzig und Großpolen. Dieses unglückliche Land hat es seinen mächtigen Nachbarn

nie an Vorwänden zu Intervention fehlen lassen. Polen war nur zu gewöhnlich eine constituirte Annarchie. Die Kaiserin und der König von Preußen fädelten mit einander die Eroberung und Theilung Polens ein, während der Kaiser mit der Vertheidigung Deutschlands gegen Frankreich beschäftigt wäre. Dies war das Geheimniß der Langsamkeit der doppelten Diplomatie des Königs von Preußen und der Schlaffheit der ersten Coalition. Der König von Preußen sah rückwärts, und die Kaiserin wollte die russischen Armeen nicht am Rheine bloßstellen, aus Furcht, sie möchte Polen aus dem Auge verlieren.

Aber am Tage nach dem Tode Ludwig's XVI. befahl Katharina ihrem Gesandten zu London, dem Grafen Woronzoff, ein Schutz- und Trutzbündniß mit England abzuschließen. Dieses Bündniß war kaum unterzeichnet, als sie England, Holland, Preußen und den Kaiser allein das Gewicht des Krieges auf dem Ozean, in den Niederlanden, am Rheine tragen ließ und in Masse in Polen einfiel. Also trug im Herzen Katharina's die Politik des Ergeizes den Sieg über die Politik des Prinzipes davon. Sie lärmte fürchterlich gegen die französische Anarchie. Sie stachelte aus der Ferne ihre Bundesgenossen zum Kampf auf, aber sie kämpfte nicht. Preußen seinerseits war unruhig über die in seinem Rücken stehenden Russen und eifersüchtig auf die Erhaltung seines Antheils von Großpolen und ließ sich nur halb ein. Oesterreich ergriff die Rolle, welche Preußen bei der ersten Coalition gespielt hatte, bot das Deutsche Reich auf, sammelte die Contingente und nahm es über sich, den Angriffskrieg in den Niederlanden in erster Linie zu unterhalten. Man kam dahin überein, daß die Streitkräfte der Mächte jede ihren besondern Anführer haben sollten. Dadurch wurde die Einheit der Armeen und der Operationen den Einflüssen der Eifersucht preisgegeben. Der Kaiser gab den Oberbefehl dem Prinzen von Koburg, der die Kaiserlichen

gegen die Türken befehligt und mit Suwarow den Ruhm der Siege von Fokschani und Rimnik getheilt hatte. Er war ein Zauderer aus der Schule des Herzogs von Braunschweig, derjenige Feldherr, der am wenigsten geeignet war, den wilden Andrang einer französischen Armee zu werfen, oder zu umgehen. Kaum ernannt, kam der Prinz von Koburg nach Frankfurt, um sich mit dem Generalissimus der preußischen Truppen, dem Herzog von Braunschweig, zu besprechen und einen Plan mit ihm zu verabreden, der ebenso unzusammenhängend und kleinmüthig war, als derjenige, der kaum erst die Champagne geleert, Ludwig XVI. dem Untergange geweiht und den Rhein bloßgelegt hatte.

15.

So war diese neue Coalition beschaffen, bei welcher von fünf Mächten drei zusahen und zwei bloß in so weit in den Kampf gingen, als sie einander ängstlich beobachteten, sich nur mit Vorbehalt einließen, insgeheim das Gewicht des gemeinschaftlichen Krieges einander gegenseitig zuzuschieben suchten und unter der divergirenden Leitung zweier Generale manöverirten, die sich nur in dem Bestreben verstanden, dem Feind aus dem Wege zu gehen.

Wir verließen Dumouriez als Sieger bei Valmy, Kellermann als Begleiter mehr denn als Verfolger beim Rückzuge des Königs von Preußen, Custine zu Mainz, Dillon im Elsaß, Montesquiou bei der Zusammenziehung von dreißigtausend Mann aus den Garnisonen unserer Südstädte, um in Savoyen einzufallen.

Savoyen, die Mauer der Alpen lehnt sich mit seinem höchsten Theile an den Montblanc und Mont-Cenis. Auf der einen Seite fällt es jählings in die reichen Ebenen Piemonts gegen Turin ab: auf der andern furcht es sich in vier große und tiefe Thäler, deren jedes mit einem Bergstrome in seinem Bette

vom Fuße der Gletscher bis zur Mündung dieser Schlünde hinabzieht. Dort werden diese Ströme, deren Fall abnimmt oder aufhört, zu Seen, wie der See von Genf, von Annecy, von Bourget, oder verlieren sich in die Hauptflüsse Isère und Rhône, mit welchen sie durch die Provinzen des mittäglichen Frankreichs in das Mittelmeer ziehen. Diese Ströme wälzen unablässig die von den Abhängen der Berge losgerissenen Lawinen und Felsen in ihrem Schaume. Man hört sie in einer unermeßlichen Tiefe brausen. Sie machen es oft durchaus unmöglich, von einem Ufer zum andern zu gelangen. In den Becken, in welche sich ihre Gründe erweitern, strecken sich einige Flecken mit niedern Mauern, mit schwarzen Lavadächern auf dem grauen Sande oder den Kieseln hin, die von diesen Gewässern angeschwemmt worden. Da und dort tragen auch die jähen Abhänge kleine Dörfer oder einzelne Hütten, die an den schmalen und senkrecht abfallenden Stufen der Berge hängen, als wären sie mit Klammern befestigt. Wo die Gehänge weniger steil sind, dehnen sich einige Wiesen, oder steigen etliche Reben empor, die sich zwischen Nußäumen durchwinden und von dem raumkargen Landmanne an hohen Stangen gezogen werden.

An diesen Hauptthälern verzweigen sich mit jedem Augenblicke kleinere Thäler, um sich ohne Ausgang in Schlünde zu verlieren, welche plötzlich schließen und in Schneemassen aufgehen. Das Thal von Faucigny, das nächste an Wallis und an der Schweiz, läuft vom Fuße des Montblanc aus und mündet bei Genf. Das Thal La Maurienne, das vom Mont-Cenis herabkommt, weitet sich plötzlich bei seiner Annäherung an Frankreich zwischen den beiden Savoyer Städten Conflans und Montmélian. Dort verbindet es sich mit dem Thale der Tarentaise, worin die Isère fließt. In einiger Entfernung von Montmélian spaltet sich die Maurienne in zwei Thäler, wovon das eine rechts gegen Chambéry, der Hauptstadt Savoyens,

das andere links gegen Grenoble, der in eine Bucht der Alpen eingekeilten Hauptstadt der französischen Provinz Dauphiné, läuft. Montmelian, das zugleich den Eingang der Maurienne, der Tarentaise, der Ebene von Chambéry und des Thales Grésivaudan, der Straße von Grenoble, hütet, ist also der Schlüssel von Savoyen.

16.

Das Volk, welches diese Höhen, diese Thäler und diese Ebenen bewohnt, ist zwar einer Herrschaft unterworfen, die in Italien haust, hat aber nichts von diesem Lande, als seine Regierung. Es ist von den latinischen und den helvetischen Stämmen gänzlich verschieden. Es spricht weder deutsch noch italienisch, es spricht französisch. Charakter, Sitten, Gewohnheiten und Industrie knüpfen es vermöge der Natur an Frankreich. Sobald das gezwungene Band, das es mit Piemont vereinigt, erschlafft oder zerreißt, neigt sich Savoyen zu Frankreich. Die Kriege, welche es unter der sardischen Fahne gegen Frankreich führt, sind widernatürliche, beinahe bürgerliche Kriege. Mit Ausnahme des Adels und der Geistlichkeit, welche durch die Erbherrrschaft und Hofgunst mit schwärmerischer Liebe an das regierende Haus von Savoyen gefesselt sind, hat die ganze Nation ein französisches Herz. Das piemontesische Joch drückt sie; die Oberherrlichkeit des Namens Piemont demüthigt sie; die Ehrenrechte des Adels peinigen sie; die Zwingherrschaft ihrer Geistlichkeit, welche die Einführung der Ideen in diese Berge fürchtet, macht ihr Licht und Luft der Welt streitig. Das Haus Savoyen ist zwar väterlich gesinnt und wohlthätig und sucht für die drei Staaten, die es regiert, die Verwaltung zu verbessern, hält sie aber fortwährend in einer Art klösterlicher Zucht, welche an das spanische System erinnert. König, Adel, Priester, Soldat, sind das ganze Volk.

Indessen waren doch die revolutionären Ideen durch die

Gemeinschaft der Sprache, die Angrenzung der Länder, die Beziehungen des Handels, die zahlreichen Auswanderungen der Savoyarden nach Frankreich in diese Berge gedrungen. Jean Jacques Rousseau hatte seine Jugend in dem Städtchen Annecy und in der Einsamkeit der Charmettes bei Chambéry zugebracht. Voltaire war in Ferney an der Pforte Savoyens alt geworden. Genf, die Veste der protestantischen Freiheit und nach den Tagen Calvin's die Hauptstadt der neuern Philosophie, stieß mit seinen Vorstädten an das savoyische Gebiet. Diese Erinnerungen, diese Einflüsse, diese Nachbarschaften hatten der Bevölkerung Verachtung gegen die zwar milde, aber zurückstehende Regierung und den Wunsch der Vereinigung mit Frankreich eingegeben.

Trotz der häufigen Verschwägerungen der Häuser Savoyen und Bourbon hatte der, 1741 zwischen Karl Emanuel und Maria Theresia geschlossene, Vertrag von Worms die sardische Monarchie politisch auf Oesterreich gepfropft. Viktor Amadäus, der in dem Augenblicke regierte, in welchem die Revolution in Frankreich ausbrach, ein Fürst, den seine Völker liebten, besaß die zaudernde Bedächtlichkeit des Alters und erschöpfte seine Weisheit in Worten und die Zeit in Rathschlägen. Man nannte ihn den Nestor der Alpen. Ungeachtet der Besorgnisse, die ihm die Neigung Savoyens einflößte, sich von dem Kleeblatte seiner drei Fürstenthümer abzulösen und der Revolution in die Arme zu werfen, würde ihn sein Charakter zur Neutralität hingezogen haben. Aber der Einfluß, den seine Geistlichkeit auf sein Gemüth ausübte, hatte ihn mit Abscheu gegen eine Republik erfüllt, welche ebensowohl den Gott seines Glaubens als den Thron seiner Väter bedrohte. Zahlreiche französische Geistliche, die durch Verweigerung des Eides auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit aus ihren Pfarreien vertrieben worden waren, hatten sich zu ihren Amtsbrüdern in Savoyen geflüchtet. Sie verbreiteten daselbst das Geschrei

über die Verfolgungen gegen die Kirche und das Verdammungsurtheil über das Schisma. Chambéry war voll von flüchtigen Bischöfen und Edelleuten, welche die Leiden, die Hoffnungen und die Täuschungen der Flüchtlinge aller Zeiten und aller Länder auskramten. Turin war die Hauptstadt der Contrerevolution im Auslande. Die Royalisten von Lyon, von Grenoble und vom mittäglichen Frankreich unterhielten einen stillen Verkehr mit Turin über die Grenzen von Savoyen und die Grafschaft Nizza. Der König von Sardinien hatte seinen Botschafter von Paris abgerufen und dadurch deutlich genug erklärt, daß er Ludwig XVI. als Gefangenen betrachte und mit der französischen Nation nicht mehr verhandle. Herr von Sémonville, der von Dumouriez nach Turin gesandt worden war, um freundschaftliche Erklärungen auszuwirken, war in Alessandria verhaftet worden; man hatte ihn verdächtigt, er wolle den Geist der Aufwieglung in Italien verbreiten. Die Girondisten, welche Ministerum und Nationalversammlung beherrschten, ließen den Beschluß der Eröffnung von Feindseligkeiten fassen.

17.

Montesquiou, welcher die Südarmee befehligte, erhielt Befehl, sich zum Einfalle bereit zu machen. Vierzig Bataillone wurden von der müßigen Pyrenäenarmee abgelöst und ihm zugeschickt. Seine Operationsbasis erstreckte sich auf eine Linie von mehr als hundert französischen Meilen, vom Jura, welcher Genf beherrscht, bis zum Var, welcher Nizza deckt. Montesquiou brannte vor Ungeduld, die französische Fahne Völkern zu zeigen, welche nur eine Gelegenheit von ihm verlangten, sich Frankreich hinzugeben, und welche in der Eroberung die Freiheit erblickten. Er errichtete ein Lager auf seiner äußersten Rechten, am Var, ein anderes zu Tournoux, im Mittelpunkte der Niederalpen. Er sammelte auf seiner Linken zehntausend Mann im Fort Barreaux bei Grenoble; endlich warf er zehntausend

seiner besten Soldaten nach Cessieux und einige Detachements nach Seyssel und nach Gex, am Eingange der Thäler Savoyens.

Der Glaube an die militärischen Traditionen des Marschalls von Berwick hatte Montesquiou gesagt, daß ein Feldzug nach Piemont, diesem engen und kreisförmigen Becken, von welchem jeder bedrohte Punkt in drei Tagmärschen Verstärkungen aus seinem Waffenplatze, der Hauptstadt Turin, erhalten kann, mit so schwachen Kräften, als die seinigen waren, unausführbar sei; daß aber die Grafschaft Nizza und Savoyen, zwei lange, von der sardischen Monarchie abgelösten Arme, vom Körper getrennt und für Frankreich erobert werden können, ohne daß Piemont sie zu retten vermöchte. Er operirte nach diesem Plane. Er ordnete am 4. September insgeheim die Besetzung der Grafschaft Nizza durch seine Truppen am Var an und befahl zugleich seiner Flotte, von Toulon auszulaufen und zu Wasser anzugreifen, während die Armee unter General Anselm über die Berge rücken sollte. General Casabianca sollte Chambéry von Saint-Genis aus bedrohen. Er selbst begab sich mit der Masse der Armee nach dem Fort Farreaux, um den Engpaß zu nehmen, welcher Savoyen verschließt.

18.

Die piemontesische Armee zählte achtzehntausend Mann. Sie standen unter den Befehlen des Generals Lazary. Dieser General zog sich nach einigen Kanonenschüssen, die zwischen Montesquiou und seiner Vorhut am Eingange des Passes gewechselt wurden, mit seinen Truppen nach Montmélian zurück. Statt Montmélian zu befestigen und Montesquiou dadurch den Eingang der drei Thäler zu verschließen, deren Ausgangspunkt von dieser Stadt beherrscht wird, brach Lazary die Brücke ab und zog sich nach Conflans zurück. Alle in Annecy, Chambéry und im Faucigny zerstreuten piemon-

tesischen Corps wichen einzeln und beinahe ohne Schwertstreich zurück, um wieder zum Hauptkern der sardischen Armee zu stoßen und nach Piemont zu rücken. Die französischen Kolonnen folgten ihnen ungehindert unter dem Jubel des eroberten Volkes. Montesquiou zog triumphirend in Chambéry ein, empfing aus den Händen des Gemeinderathes die Schlüssel der Hauptstadt Savoyens und überließ die Verwaltung derselben den Einwohnern. Am Tage dieses Triumphes setzten die Jakobiner zu Paris den General Montesquiou ab. Die Nachricht von seinem Siege und das Geschrei der öffentlichen Entrüstung über den Undank der Jakobiner bewirkten die Zurücknahme seiner Absetzung für einen Augenblick. Montesquiou organisirte seine Eroberung und warf seine Truppen an die Grenze von Genf.

Während dieser Operationen vereinigte der General Anselm die Bataillone der Freiwilligen von Marseille mit den achttausend Mann, die er befehligte, und befestigte sich auf der Linie des Var, indem er die Grafschaft Nizza mit einem Einfalle bedrohte und sich selbst gegen einen Einfall in das mittägliche Frankreich sicher stellte. Der Graf von Saint-André befehligte die Piemontesen. Seine Armee bestand aus achttausend Mann Linientruppen und zwölftausend Freiwilligen aus den Milizen des Landes.

Die Grafschaft Nizza, ein kleines aber wunderschönes natürliches Amphitheater, welches stufenweise von dem Gipfel der Alpen gegen das Mittelmeer abfällt, ist eine italienische Schweiz, wo der Oel- und der Citronenbaum an die Stelle der Buche und Tanne treten, aber die engen, steilen, von Bergströmen, die oft trocken liegen, durchrissenen Thäler dem Einfalle dieselben Schwierigkeiten entgegensetzen, wie in Savoyen. Der ligurische Volksstamm, der sie bewohnt, ein Hirtenvolk auf den Gebirgen, ein See- und Handelsvolk am Meeresufer, aber überall kriegerisch, an Sitten und Sprache von uns verschieden, war weit entfernt, dieselbe Neigung zu Frank-

reich zu haben, als die Savoyarden. Das Meer und die Berge geben den Völkern das Gefühl einer doppelten Unabhängigkeit. Die Nähe von Genua bot den Bewohnern dieser Küsten von jeher das Beispiel einer republikanischen Individualität, die das Joch der benachbarten großen Monarchien abgeschüttelt. Der genuesische Geist war der öffentliche Geist der Grafschaft Nizza, es war die Liebe zu den französischen Grundsätzen, der Abscheu vor dem französischen Joch. Die Gebirgsbewohner kamen in Schaaren von ihren Alpdörfern herab, Sandalen mit ledernen Riemen an die Füße gebunden, die Jagdflinte in der Hand, unfähig zu einem langen Feldzuge und einer eigentlichen Mannszucht, aber flink, unermüdet, unerschrocken, geschaffen für den Gebirgskrieg, den Ueberfall und das Plänkeln.

Der Graf von Saint-André hatte mit Geschick die Position von Saorgio, eine uneinnehmbare Höhe, welche Nizza und die Straßen von Frankreich und von Piemont beherrscht, zum Mittelpunkte und zur Citadelle der Provinz gewählt, die er zu vertheidigen hatte. Er hatte zum Voraus ein befestigtes Lager und mit Mauern verkleidete Schanzen daselbst errichtet. Der Admiral Truguet erschien am 28. September mit einem aus neun Schiffen bestehenden Geschwader vor Nizza und drohte der Stadt mit Beschießung. Der General Anselm rückte zu Land heran, um den Uebergang über den Var zu versuchen. Abends zog sich der Befehlshaber der Sadt, General Courten, mit seinen Truppen nach Saorgio zurück. Dreitausend französische Ausgewanderte, welche in Nizza Zuflucht gesucht hatten, wiegelten, über den feigen Rückzug der Besatzung erbittert, einen Theil der Bevölkerung auf und flogen theils zu den Batterien am Meere, theils zu den Batterien am Var; aber von der Bürgerschaft bedroht, welche in diesem verzweifelten Kampfe nur einen Vorwand zum Niederbrennen der Stadt sah, zogen sie sich von selbst in der Nacht zurück und wurden vom wilden Pöbel der Küstenbewohner auf dem Wege nach Saorgio ver-

folgt, beschimpft, beraubt, erschlagen. Dieser Pöbel drohte, die Stadt selbst zu plündern. Die Bürgerschaft ließ den General Anselm flehentlich bitten, den Platz auf das Schleunigste zu besetzen. Anselm setzte, an der Spitze von viertausend Franzosen, über den Var und zog unter dem einhelligen Jubel der Bevölkerung in die Hauptstadt der Grafschaft ein.

19.

Indessen empörten die Greuel, welche sich die Revolutionsmänner von Nizza unter dem Schutze der Bajonette und der Fahne Frankreichs gegen ihre persönlichen Feinde erlaubten, die Gebirgsbewohner, welche anhänglicher an die alten Sitten und treuer gegen die alten Herrschaften waren, als die Bevölkerungen der Ebenen, der Stromufer oder des Meeresstrandes. Voll Furcht, die Ideen, welche soeben die Kirche in Frankreich entrechtet hatten, mit bewaffneter Hand in ihr Reich eindringen zu sehen, verschmolzen die Priester und Mönche ihre Sache mit der Sache der Religion und riefen das Volk, nicht durch seinen Patriotismus, sondern durch sein Gewissen, unter die Waffen. Die Jüngsten und Unerschrockensten stellten sich selbst an die Spitze und schossen die französischen Vorposten und Detachements überall nieder, wo sie dieselben von der Masse des Armeecorps getrennt fanden. Hinter den Felsen und Baumstämmen versteckt, feuerten sie ihre Büchsen ab und retteten sich über die Felsen, deren steile Wände die Flüchtlinge mit der Gewandtheit des Jägers erkletterten. Der Krieg war nichts als ein anhaltender Meuchelmord.

Der französische General Anselm sah seine Truppen decimiren. Der Mittelpunkt dieses heiligen Krieges war Oneille. Diese kleine See- und zugleich Gebirgsstadt, der Hauptort eines von Sardinien abhängigen Fürstenthums, war der Heerd aller dieser Auflehnungen gegen die Herrschaft der Franzosen. Ihr Hafen war der Zufluchtsort und Waffenplatz einer Menge

sardischer, genuesischer und neapolitanischer Piraten und Korsaren, deren leichte Fahrzeuge und bemannte Feluken nächtliche Landungen an der Küste bewerkstelligten oder auf dem Meere dieselben Räubereien verübten, wie die Gebirgsbanden im Thale von Nizza. Die Mönche mehrer Klöster, welche die eigentlichen Beherrscher der Stadt waren, unterhielten diesen heiligen Krieg und gaben diesen nutzlosen und blutigen Expeditionen durch ihre aufreizenden Predigten die Weihe. Anselm und Truguet beschlossen, mit einander den Fanatismus in seinem Heerde zu ersticken. Truppen wurden zu Villefranche auf den Fahrzeugen des Geschwaders eingeschifft. Am 23. Oktober erschienen sie vor Oneille. Der Admiral Truguet schickte seinen Flaggencapitän du Chaila ab, um die Bewohner aufzufordern, sie möchten den Schrecken einer Beschießung durch Unterwerfung zuvorkommen. Das Boot, welches du Chaila trug, fuhr unter der Parlamentärflagge und den friedlichen Zeichen und Einladungen der Bevölkerung, welche das Ufer bedeckte, heran. Aber kaum berührte es die Landungsstelle, als eine Salve von hundert Schüssen die Schaluppe durchlöcherte, einen Offizier und vier Matrosen tödtete und mehre Mann und du Chaila selbst verwundete. Mit Todten und Verwundeten angefüllt, legte sich das Boot auf die Seite und erreichte bei jedem Stoße von einem Hagel von großen und kleinen Kugeln verfolgt und getroffen, nur mit Mühe das Geschwader wieder, unter dessen Augen der Verrath der Einwohner sich dieses Zeugniß ausstellte. Die empörte Mannschaft schrie nach Rache. Truguet stellte seine Schiffe auf und beschoß die Stadt bis Sonnenuntergang. Die Burg von Oneille stürzte unter den Bomben zusammen. Ihr Feuer erlosch. Zwölfhundert Soldaten unter den Befehlen des Generals Lahoulière schifften sich während der Nacht auf den Schaluppen des Geschwaders ein und erwarteten die ersten Morgenstunden, um ihre Landung unter dem Feuer zweier Fregatten zu bewerkstelligen.

Bei diesem Anblicke flüchten die Bewohner mit ihrer besten Habe in die Gebirge und überlassen ihre Häuser der Plünderung und Feuersbrunst. Bloß die Mönche bleiben, an die Unverletzlichkeit des Priesterthums gewöhnt, die bis dahin in den Kriegen Italiens geachtet worden war, in ihrem Kloster eingeschlossen. Die Franzosen erstürmen diese Schlupfwinkel und hauen die Mönche, welche durch die Verschwörungen, deren Anstifter sie gewesen, und durch die feige Ermordung du Chaila's ihre Rache herausgefordert, ohne Auswahl der Schuldigen oder Unschuldigen nieder. Mord und Brand zerstören als furchtbare Repressalien die scheußliche Räuberhöhle. Die Franzosen lassen bei ihrem Einschiffen nichts mehr von Oneille hinter sich, als einen Haufen Asche und die Leichen der Mönche unter den Trümmern ihrer Klöster.

Weit entfernt, die Insurrektion in den Gebirgen der Grafschaft Nizza zu ersticken, rief die Zerstörung von Oneille und die Niedermetzelung seiner Priester die Barbets in Masse unter die Waffen. Mit den Piemontesen und einer österreichischen Truppenabtheilung vereinigt, welche der König von Sardinien vom Kaiser erhalten hatte, griffen sie die Franzosen zu Sospello, dem höchsten Punkte, an, den wir besetzt hielten. Sechstausend Mann und achtzehn Geschützstücke warfen den General Brunet aus diesem Platze. Anselm zog mit der ganzen Besatzung von Nizza, die aus zwölf Grenadiercompagnien, aus fünfzehnhundert Mann Kerntruppen und vier Geschützstücken bestand, zur Wiedereroberung dieser wichtigen Position aus. Er nahm sie mit dem Bajonet und kehrte nach Nizza zurück. Wegen der Milde seiner Verwaltung beim Convente angeklagt und in den Augen der Jakobiner schuldig, den Mordthaten und der Rache der Nizzaer Einhalt gethan zu haben, wurde er mitten unter seiner siegreichen Armee verhaftet und nach Paris geführt, um den ersten Glanz unserer Waffenthaten im Kerker zu büßen.

20.

Zu gleicher Zeit forderte ein französisches Geschwader unter dem Oberbefehl des Admirals Latouche den König von Neapel auf, sich für oder gegen die Republik zu erklären und seinen Botschafter zu Constantinopel zu verläugnen, der den Sultan aufreizte, der dreifarbigen Flagge seine Anerkennung zu versagen. Das aus sechs Kriegsschiffen bestehende Geschwader bot den fünfhundert Geschützstücken der Dämme und Burgen von Neapel trotz und fuhr am 27. Dezember in seinen Meerbusen. Nachdem er unter den Fenstern des königlichen Palastes Anker geworfen und seinen Schiffen das Signal zum Kampfe gegeben, schickte Latouche einen Grenadier der Marine mit einer Botschaft an den König selbst. Dieser Botschafter hatte keine andere Auszeichnung als die Uniform eines französischen Soldaten, kein anderes Beglaubigungsschreiben, als die brennenden Lunten der Kanonen der Flotte, welche der König vom Dache seines Palastes aus rauchen sah. Der Admiral verlangte in seinem Schreiben, daß der Gesandte der Republik empfangen, die Neutralität Neapels den Franzosen verbürgt, der freche Botschafter, welcher in Constantinopel der Regierung des französischen Volkes die Rechtmäßigkeit abgesprochen hätte, zurückgerufen und ein Botschafter vom Hofe von Neapel nach Paris geschickt werden sollte. Die Zurückweisung einer einzigen dieser Bedingungen sollte das Feuersignal für die Schiffe sein.

Der eingeschüchterte König empfing den französischen Grenadier mit den Ehrenbezeigungen, die er dem Gesandten der französischen Republik erwiesen haben würde; er gewährte Alles, was man von ihm verlangte, er bot überdies seine Vermittlung zwischen der Republik und ihren Feinden an. „Die Republik," antwortete ihm der Grenadier, „will keine andere Vermittlung zwischen sich und ihren Feinden als den Sieg oder den Tod." Der von einer stolzen und feindlich

gegen die Franzosen gesinnten Königin beherrschte Hof von Neapel fügte sich dieser Demüthigung ohne Murren. Er ging scheinbar auf die Friedensbedingungen ein, die ihm Latouche's Haltung vorschrieb, und kehrte mit um so größerem Haß im Herzen wieder auf seinen Platz in der Verschwörung der Höfe zurück.

21.

Während unsere Bataillone Savoyen und die Grafschaft Nizza unterwarfen, unsere Geschwader die Ufer des Mittelmeeres beherrschten und Dumouriez langsam die Champagne säuberte, suchten die Oesterreicher, durch die Abwesenheit der Masse unserer von Dumouriez in der Argonne zusammengezogenen Truppen ermuthigt, den Norden Frankreichs aufzuwiegeln. Die Ausgewanderten hatten den Statthalter der Niederlande, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, überredet, die Bewohner des nördlichen Frankreichs und besonders die Bevölkerung von Lille warten nur auf einen Vorwand, um gegen den Convent aufzustehen und ihrem gefangenen König eine Treue zu erklären, welche der Charakter dieser Provinzen sei. Beurnonville legte, indem er Dumouriez sechstausend Mann von der Nordarmee zuführte, Lille bloß. Diese Stadt hatte nur zehntausend Mann Besatzung, eine Streitmacht, welche zu gering war, um die ausgedehntesten Festungswerke zu vertheidigen und zugleich eine Bevölkerung von siebzigtausend Seelen im Zaum zu halten. Der Herzog Albrecht zog fünfundzwanzigtausend Mann zusammen, borgte aus den Zeughäusern der Niederlande fünfzig Stücke Belagerungsgeschütz, erschien am 25. September vor den Wällen von Lille und eröffnete die Laufgräben.

Nachdem in der Nacht vom 29. fünf Batterien von dreißig Stück vollendet waren, forderte der Baron von Aspre die Stadt zur Uebergabe auf. Mit den Rücksichten, die den Gesetzen des Krieges angemessen sind, auf das Stadthaus geführt, richtete

der Parlamentär seine Aufforderung an den General Ruault, welcher die Stadt befehligte. Der General antwortete als ein Mann, der seiner selbst, der Tapferkeit seiner schwachen Besatzung und der Begeisterung des Volkes sicher ist. Die Menge, welche sich um die Thore des Stadthauses drängte, führte den Parlamentär unter dem Geschrei, Es lebe die Republik! Es lebe die Nation! bis zu den österreichischen Vorposten zurück. Das Feuer begann im Augenblick. Sieben Tage und sieben Nächte lang flogen die Kugeln und Bomben ununterbrochen gegen die Stadt, tödteten sechstausend Einwohner, steckten achthundert Häuser in Brand. Die Keller, in welchen die Weiber, die Greise und die Kinder Zuflucht suchten, brachen in mehren Theilen der Stadt unter dem Gewichte der Bomben zusammen und begruben Tausende von Schlachtopfern unter ihren Trümmern. Eine unerschrockene Bevölkerung verwandelte sich in eine feuergehärtete Armee und schwankte nicht einen Augenblick. Der Krieg schien das stehende Gewerbe dieses Grenzvolkes zu sein. Alle Städte des Nordens, von denen Lille noch nicht durch vollständige Occupation abgeschnitten war, schickten ihm Lebensmittel, Kriegsbedarf und Bataillone, die sich aus der Blüte ihrer Jugend gebildet hatten. Sechs Mitglieder des Convents, Duhem, Delmas, Bellegarde, Daoust, Doulcet und Duquesnoy, schlossen sich in seine Mauern ein, um den Muth der Belagerten zu beleben und den Grenzen zu zeigen, daß die Nation in der Person ihrer Vertreter mit ihnen kämpfe. Vergebens regneten hundertundfünfzig Stunden lang ununterbrochen dreißigtausend glühende Kugeln und sechstausend Bomben von hundert Pfund auf diesen unablässig erlöschenden, unablässig neuaufflammenden Feuerheerd; vergebens zündete, um die Standhaftigkeit der Belagerer zu beleben, die Erzherzogin von Oesterreich, Maria Christina, Gemahlin des Herzogs Albrecht, mit eigener Hand das Feuer einer neuen Batterie an: die Liller bemerkten, daß die Oesterreicher ihre

Geschütze mit Eisenstücken, Ketten und Steinen luden. Sie schlossen daraus, daß den Belagerern die Munition ausging, und verharrten mit größerem Vertrauen bei ihrer heldenmüthigen Ausdauer unter dem Feuer. Der Herzog Albrecht, der an Truppen und an Kriegsvorräthen litt und die Erfolge Dumouriez' in der Champagne erfuhr, fürchtete, unsere Truppen möchten den Norden überschwemmen, und hob die Belagerung auf, ohne verfolgt zu werden.

Lille hatte eine ganze Vorstadt verloren; mehre Viertel waren nur noch Haufen von Backsteinen, welche Haufen von Leichen zum Grabe dienten. Seine Trümmer rauchten noch, und die Narben seiner Monumente gaben Zeugniß von dem Ruhme einer von ihren eigenen Einwohnern vertheidigten und zugleich aufgeopferten Kriegsstadt.

Züge kamen vor, wie wir sie am Alterthume bewundern. Ein freiwilliger Kanonier aus der Stadt bediente ein Stück auf den Wällen. Man meldet ihm, eine Bombe sei auf seinem Hause zerplatzt; er wendet sich um und sieht die Flamme aus dem Dache seiner Wohnung emporschlagen. „Hier ist mein Posten," sagt er. „Man hat mich hieher gestellt, nicht um mein Haus, sondern um mein Vaterland zu vertheidigen. Feuer um Feuer!" Und er ladet und brennt los. Die Befreiung Lille's weckte die Begeisterung der Nation. Die Schmach von Verdun und Longwy war gerochen.

Die Belagerung von Lille war kaum aufgehoben, als Beurnonville sich mit sechszehntausend Mann von der Armee Kellermann's ablöste und gegen die Nordgrenze rückt, um zu dem von Dumouriez schon so lange entworfenen und durch den Feldzug gegen den König von Preußen so glorreich unterbrochenen Plane eines Einfalles in Belgien mitzuwirken.

22.

Man hat gesehen, daß Dumouriez, voll Ungeduld, diesen

Plan wieder aufzunehmen, unmittelbar nachdem der Herzog von Braunschweig seinen Rückzug angetreten hatte, nach Paris geeilt war. Er wollte dort weniger triumphiren, als neue Triumphe vorbereiten, indem er sich durch den Einfluß eines siegreichen Feldherrn alle zu diesem Einfalle erforderlichen Mittel verschaffte. Angebetet vom Volke, gefürchtet von den Jakobinern, vertraut mit Danton, berücksichtigt von den Girondisten, erlangte er durch seinen Ruhm, seine Gewandtheit, seine militärische Persönlichkeit alle Befehle und alle Hülfsquellen, die in der Macht der vollziehenden Gewalt standen. Der Stoß des 10 August, die Bestürzung der Septembertage, die Verkündigung der Republik, die Betäubung der Einen, der Wahnwitz der Andern im Angesichte des Schaffots des Königs, endlich der Stolz von Valmy, der Ruhm, das Gebiet wieder erobert zu haben, trieb die gesammte Jugend der Nation unter die Fahnen. Es fehlte an Waffen für die Arme, nicht an Armen für die Waffen. Man verfertigte sie in Eile in allen Werkstätten der Republik. Vom Convente ernannte und von den Jakobinern aufgestellte Commissäre, die einen mit dem Gesetz, die andern mit der Diktatur der öffentlichen Meinung bewaffnet, durchflogen die Departemente, um auf allen Punkten Frankreichs die Hüttenwerke in Thätigkeit zu setzen, die Requisitionen anzuordnen, die Werbungen zu betreiben. Die Ortsbehörden, die wie von selbst aus dem Volke hervorgingen und aus den Männern bestanden, welche die öffentliche Stimme als die glühendsten Patrioten bezeichnet hatte, besaßen eine Gewalt des Vertrauens, des Impulses und der Ausführung über das Land, wie sie noch nie ein Gemeinderath in gewöhnlichen Zeiten erlangt hatte. Man gehorchte ihnen, wie man seiner eigenen Leidenschaft gehorcht. Sie waren nur die Lenker einer allgemeinen Bewegung.

Leute von jedem Stande, jedem Vermögen, jedem Alter drängten sich zu den Bataillonen herbei, welche jedes Departement an die Grenzen schickte. Die Bürgerwehren gaben ihre kampf-

fertigsten Leute an diese Bataillone und verwandelten sich dadurch auf ihrem eigenen Grund und Boden in eine aktive Macht. Die jungen Leute, die sich in der Bürgerwehr am meisten durch Eifer und Patriotismus ausgezeichnet hatten, wurden von ihren Waffengefährten zu Befehlshabern dieser Bataillone ernannt. Diese Freiwilligen, aus denselben Städten, denselben Dörfern, denselben Bezirken, Brüder, Verwandte, Freunde, Landsleute, die einander kannten und ihre Führer unter den Tapfersten, Verständigsten, Beliebtesten wählten, bildeten auf diese Art gleichsam eben so viele Soldatenfamilien, als das Departement Bataillone stellte. Sie zogen in den Kampf, indem sie sich gegenseitig beobachteten, sich anspornten und sich versprachen, von ihrem Patriotismus, ihrer Tapferkeit oder ihrem Tode Zeugniß zu geben.

Bei der Verkündigung eines großen Ereignisses in Paris, bei der Nachricht von der Kriegserklärung gegen einen weitern Feind, bei der Erzählung der Unfälle oder Erfolge, welche die ersten Schritte unserer Heere in der Champagne, in Savoyen, im Süden, im Norden bezeichneten, entbrannte, durch die Gefahr oder den Ruhm mit größerer Stärke erwacht, die Begeisterung für das Vaterland im Herzen der Bürger. Glühende Proklamationen des Conventes, der Behörden, der Jakobiner, der Volksvertreter, welche diese Sendung hatten, riefen die Vertheidiger der Freiheit zu den Waffen. Ihre Stimme, im Augenblicke gehört, war das einzige Aushebungsgesetz; die Begeisterung warb, der Wille disciplinirte, die patriotischen Gaben kleideten, waffneten, besoldeten, nährten diese Söhne des Vaterlandes.

23.

In den Städten, in den Flecken, in den Dörfern erhob sich an den Tagen, an welchen die Kirchenfeste und die Jahrmärkte die Menschen in größern Massen vereinigen, ein hölzernes

Amphitheater auf dem Marktplatze, auf dem Exerzirplatze, vor der Rathhausthüre. Ein militärisches Zelt, über welchem dreifarbige Fahnen wehten, wurde auf Bündeln von Piken über dieses Gerüste gespannt. Dieses Zelt, dessen Leinwand vorn von einem Grenadier und einem Reiter auseinandergehalten wurde, öffnete sich gegen das Volk. In der Mitte desselben befand sich ein Tisch, auf welchem die Einschreibebücher lagen. Der Volksvertreter, der diese Sendung hatte, führte das Verzeichniß und trug die Namen ein. Er war mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet und trug einen umgestülpten Hut mit Federbusch. Der Maire, die Gemeindebeamten, die Bezirkspräsidenten, die Vorstände der Volksvereine standen um ihn her. Jeden Augenblick öffnete sich die wogende Menge, um die Reihen der Vaterlandsvertheidiger durchzulassen, welche die Stufen der Estrade hinanstiegen, um den Commissären ihre Namen anzugeben. Das Beifallsgeschrei des Volkes, die patriotische Ansprache der Vertreter, die Thränen der Rührung, welche die Familienmütter weinten, die Tusche der kriegerischen Musik, das Wirbeln der Trommeln, die im Chor gesungenen Strophen der Marseillaise spornten, berauschten zu diesen Thaten der Aufopferung für das Wohl der Republik.

Jene ansteckende Begeisterung, welche die Massen ergreift, bemächtigte sich oft der Zuschauer und drängte Leute, die bis dahin gleichgültig oder furchtsam gewesen, zur Nachahmung der Thaten, deren Zeugen sie waren. Verheirathete Männer rissen sich aus den Armen ihrer Weiber los, um zum Altare des Vaterlandes zu eilen. Aeltere Personen, selbst Greise, die sich noch frisch und kräftig fühlten, boten den Rest ihrer Tage dem Wohle des Landes dar. Man sah sie ihre Westen oder Röcke vor den Vertretern ausziehen und ihre Brust, ihre Schultern, ihre Arme, ihre Handgelenke entblößen, um zu zeigen, daß ihre Glieder noch kräftig genug seien, Tornister und Flinte zu tragen und die Strapatzen des Lagers auszuhalten.

Väter, die sich mit ihren Kindern hingaben, boten ihre Söhne selbst dem Vaterlande an und verlangten mit ihnen zu ziehen. Frauen legten, um ihren Männern oder ihren Geliebten zu folgen, oder selbst von dieser Schwärmerei für Freiheit und Vaterland, der edelsten und aufopferndsten Liebe, ergriffen, die Kleider ihres Geschlechtes ab, zogen die Uniform der Freiwilligen an und ließen sich in die Bataillone ihrer Departemente einschreiben.

Diese Freiwilligen erhielten eine Marschroute, um sich zu dem vom Kriegsminister bestimmten Depot zu begeben und dort ausgerüstet, geschult und organisirt zu werden. Sie traten ihren Marsch in mehr oder weniger zahlreichen Gruppen unter dem Schalle der Trommel und den Tönen des vaterländischen Hochgesangs an. Bis auf eine große Entfernung von ihren Städten oder Dörfern wurden sie von Müttern, Brüdern, Schwestern, Bräuten begleitet, welche Tornister und Waffen trugen und sich nicht eher von ihnen trennten, als bis die Ermüdung ihre Kräfte erschöpft hatte. Ueberall an den Verzweigungen der Straßen, auf der Höhe der Steigen, an den Eingängen oder Ausgängen der Städte, an den Thüren der einzeln stehenden Wirthshäuser, wo diese Detachements Halt machten, waren die Reisenden Zeugen einer solchen Trennung, eines solchen Lebewohls. Durch diese letzten Umarmungen aufgehalten und zurückgeblieben, trockneten sich die Freiwilligen die Augen, während sie mit beschlennigten Schritten dem Kerne der Bataillone nacheilten, und wiederholteu, ohne sich umzuwenden, weil sie von Reue und Rührung überfallen zu werden fürchteten, mit dumpfer aber entschlossener Stimme den Vers der Marseillaise, den ihre Kameraden sangen: „Auf, Söhne des Vaterlandes, herbei!“

Die Bevölkerung der Städte und Flecken, die sie durchzogen, trat an die Schwelle ihrer Häuser, um sie zu sehen und ihnen Brod und Wein anzubieten. An den Orten, wo sie

übernachteten, stritt man sich, wer sie wie eigene Kinder beherbergen dürfe. Die patriotischen Vereine gingen ihnen entgegen oder führten sie Abends in ihre Sitzungen. Der Präsident hielt eine Ansprache an sie; die Redner des Clubs machten Brüderschaft mit ihnen und entflammten ihren Muth durch Erzählungen von Waffenthaten aus der Geschichte des Alterthums. Man lehrte sie die Hochgesänge der beiden Tyrtäen der Revolution, der Dichter Lebrun und Chénier. Man berauschte sie mit der heiligen Raserei der Vaterlandsliebe, mit dem Fanatismus der Freiheit.

24.

Dies waren die Elemente der Armee, welche auf all unsern Straßen aus der Mitte des Landes nach den Grenzen zog. Dumouriez organisirte sie auf dem Marsche.

Dieser General verließ Paris, wo er vier Tage in geheimen Unterredungen mit Danton und in militärischen Conferenzen mit Servan, dem damaligen Kriegsminister, zugebracht hatte, am 20. Oktober, um sich in sein Hauptquartier Valenciennes zu begeben. Ehe er dort erschien, sammelte er sich vorher zwei Tage lang in einem Landhause, das er in den Umgebungen von Péronne besaß. Er hatte über zwei Dinge nachzudenken: seinen Feldzug, um Belgien den Händen der Oesterreicher zu entreißen, und sein Benehmen, um den Convent zu ködern oder einzuschüchtern und der Republik zu dienen, wenn sie sich eine Regierung zu geben verstände, oder sie zu beherrschen und zu vernichten, wenn sie, wie er argwohnte, durch die Hände aller Parteien von einer Anarchie in die andere überginge. Der General war voll Verachtung gegen die Girondisten, voll Vertrauen auf Danton's Genie abgereist. Der unentschiedene Horizont seiner Laufbahn bot ihm zwei Aussichten, auf welchen seine Einbildungskraft gleich gern verweilte: eine Diktatur für sich selbst, in den innern Angelegenheiten mit Danton ge-

theilt, oder die Rolle Monk's, modificirt durch die Verschiedenheit der Zeiten und der Menschen, das heißt die Wiederherstellung einer constitutionellen Monarchie, wobei er den Herzog von Chartres im Auge hatte, durch die Hände der Armee.

Während Dumouriez also die Verhältnisse erwog, welche der Krieg oder die Revolution herbeiführen konnte, trat Servan vom Ministerium zurück. Pache ersetzte ihn.

25.

Pache, eine untergeordnete Persönlichkeit, auf einmal aus der Dunkelheit hervorgetreten, durch die Girondisten zum Kriegsminister erhoben, war ein Freund Roland's, einer von jenen Menschen, deren Ehrgeiz sich unter einer Bescheidenheit birgt, welche über ihre Ansprüche beruhigt. Man wußte kaum, woher er stammte und welchen Weg er bis jetzt im Leben gegangen oder gekrochen war. Man vermuthete bloß, er sei der Sohn eines Pförtners des Herzogs von Castries. Durch die Sorge dieser erlauchten Familie erzogen, war er in der Folge mit der Erziehung eines der Söhne dieses Hauses betraut worden. Unterrichtet, fleißig, schweigsam, ließ Pache im Gespräche nur die seltenen und bestimmten Worte fallen, welche die Klarheit und Allseitigkeit seines Wissens andeuteten, und schien deßhalb im höchsten Grade geeignet, eines jener nützlichen Räder im Mechanismus der Verwaltung zu werden, welche nie daran denken, sich zu Lenkern desselben emporzuschwingen. Er war eine erheuchelte Uneigennützigkeit, die ihre Herrschsucht unter der Lebensweise und Einfalt des Philosophen barg. Diese antike Strenge hatte Madame Roland verführt, welche für Alles schwärmte, was sie an die Charaktere Plutarch's erinnerte. Sie hatte Pache ihrem Gemahle zum Direktor seines Privatkabinets im Ministerium des Innern und zum Vertrauten und Gehülfen bei seinen schwierigsten und geheimsten Arbeiten gegeben. Sie sah in Pache einen jener Weisen, welche die Vor-

sehung den Staatsmännern an die Seite stellt, um ihnen mit ihrem Rathe beizustehen.

In dem Augenblicke, in welchem Servan in das Kriegsministerium berufen wurde, trat Pache mit demselben Titel und derselben Verstellung, wie bei Roland, in seine Verwaltung ein; er entwickelte in ihr dieselbe Hingebung an seine Pflichten und dieselbe Gewandtheit in den Geschäften. Beim Rücktritte Servan's schlug Roland im Ministerrathe Pache für den Krieg vor. Die Girondisten, welche auf das Wort Roland's in Pache einen treuen Freund ihres Schicksals und ihrer Sache erblickten, nahmen ihn vertrauensvoll an. Sie glaubten, der Geist Roland's würde nun beide Ministerien beseelen. Aber kaum war Pache im Staatsrathe eingekleidet, als er jede Abhängigkeit, sowie jede Dankbarkeit gegen seinen alten Schirmherrn als eine ungelegene Erinnerung abschüttelte und anfangs insgeheim, bald aber offen mit den Jakobinern die Gewebe anzuzetteln begann, welche Roland von der Gewalt verdrängen und seine Frau auf das Blutgerüste führen sollten. Pache gab den Jakobinern die Verwaltung des Kriegsministerims zum Pfande, die er ihren Kreaturen vertraute. Vinzent und Hassenfratz herrschten in derselben unter seinem Namen: der Eine, ein junger Cordelier, Zögling und Nacheiferer Marat's; der Andere ein nach Paris geflüchteter Patriot von Metz. Einzig darauf bedacht, sich in der Gunst des Volkes zu befestigen, machte Pache aus seinen Bureaux eben so viele Clubs, worin man Tracht, Sitten und Sprache der zügellosesten Demagogie annahm. Die rothe Mütze und die Carmagnole traten an die Stelle der Uniform. Pache's Töchter legten, wenn sie bei den Bürgerfesten erschienen, überall die Ueberspannung des Patriotismus zur Schau. Ein solches Ministerium konnte den Absichten Dumouriez', den man als den Kriegsminister der Girondisten bezeichnete, nicht entsprechen. Pache's Ernennung war ein Donnerschlag für ihn, und schon damals hatte er

eine dunkle Ahnung, daß er durch die Feindschaft der Jakobiner bald zu der Alternative gedrängt sein werde, sich entweder vor ihnen zu beugen, oder sie zittern zu machen.

26.

Zu Valenciennes angekommen, entwarf Dumouriez den Plan zu seinem Einfalle in Belgien und sandte jedem der unter seinen Befehlen stehenden Generale den ihm zur Ausführung übertragenen Theil dieses Planes, von welchem Dumouriez allein das Ganze kannte und die vereinigten Bewegungen leitete. Seine Streitkräfte beliefen sich auf achtzigtausend Kämpfer. Die Begeisterung welche seine Bataillone an die Grenzen getrieben hatte, stieg noch durch die Hoffnung auf eine Eroberung im Namen der Republik. Sie hatten jenes Vertrauen auf ihren Obergeneral, welches der Sieger von Valmy und der Befreier der Champagne den Streitern einflößte. Wo Dumouriez war, da waren für sie Gesetz und Vaterland. Etwas Diktatorisches sprach aus seiner Physiognomie, aus seinen Worten, aus seinen Tagsbefehlen an die Armee. Er schien sich wenig um die Commissäre und Dekrete des Conventes oder die Ansichten des Kriegsministers zu kümmern und die Regierung bei sich zu tragen.

Der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen befehligte die Oesterreicher in Belgien. Er war vom Kaiser und von Preußen einer Verlassenheit übergeben worden, welche die Sicherheit Belgiens auf dieser Seite bloßstellte. Die zerstreuten Kriegsvölker des Herzogs von Sachsen-Teschen bestanden kaum aus dreißigtausend Kämpfern, worunter viertausend französische Ausgewanderte bei Namur, unter dem Befehle des Herzogs von Bourbon, eines Sohnes des Prinzen von Condé. Seine Truppen bedeckten in großen Detachements die ganze französische Grenze. Im Mittelpunkte dieser zerstreuten Kriegsvölker stand der Herzog von Sachsen-Teschen mit einer

schwachen Besatzung zu Brüssel, bereit zu ihnen hinauszurücken oder sie an sich zu ziehen.

27.

Hätte Dumouriez damals den Neuerungsgeist der Kriegskunst gehabt, welcher die Stärke der Armee durch Concentration vervielfacht, so hätte er, in einer Kolonne gegen das Herz Belgiens vorrückend, mit der ganzen Masse seiner Truppen jedes dieser vereinzelten Corps der Oesterreicher angreifen, abschneiden, verstümmeln oder auseinanderstäuben können. Das schwache Vertrauen, das der General noch auf seine Freiwilligenbataillone hatte und besonders der Mangel an Material, an Wagen, an Lebensmitteln, dem man nicht durch militärische Requisitionen abhelfen wollte, hinderten ihn an der Ausführung dieses Gedankens. Das Herkommen hemmte noch den Geistesflug der größten Feldherren. Dumouriez theilte seine Armee nach dem Beispile des Herzogs von Sachsen-Teschen in vier Abtheilungen. Der General Valence, sein rechter Arm und sein Lieblingszögling, befehligte die Armee der Ardennen, welche von Valmy zurückkam, um Clairfayt entgegenzutreten. Valence erhielt Befehl, sich nach Namur zu wenden, um, wenn es noch Zeit wäre, die Vereinigung Clairfayt's mit der belgischen Armee unter den Mauern von Mons zu verhindern; aber es war zu spät. Die ersten Kolonnen Clairfayt's waren bereits in Mons eingezogen. Die zweite Abtheilung, zwölftausend Mann stark, unter dem Befehl des Generals von Harville, bedrohte Charleroi. Die dritte, unter den Befehlen des Generals La Bourdonnaye, der die achtzehntausend Mann starke sogenannte Nordarmee führte, sollte gegen Tournay rücken. Dumouriez selbst endlich, an der Spitze von zwei Corps, welche das Centrum dieser Armee bildeten und fünfunddreißigtausend Mann stark waren, sollte gegen Mons ziehen, dort der vereinigten Armee Claifayt's und des Herzogs von Sachsen-Teschen

ein entscheidendes Treffen liefern, diese Armee durchbrechen und durch diese Lücke gegen Brüssel vorrücken, dabei rechts und links die belgischen Provinzen aufwiegeln und den drei Heeresabtheilungen Valence's, Harville's und La Bourdonnaye's zur Vorhut dienen. Proklamationen im gemäßigten Revolutionsstyle, welche Belgien zur Unabhängigkeit einluden und dazu geeignet waren, in diesen Provinzen den alten Sauerteig ihrer Revolution wieder zur Gährung zu bringen, waren von Dumouriez selbst mit großer Kunst entworfen. Diese Proklamationen, Meisterwerke der Gewandtheit, erinnerten an die Klugheit der Diplomaten, an die Hand des Revolutionsmannes und an das Schwert des Kriegers. Dumouriez stellte sich darin weniger als Eroberer, denn als Befreier dar. Die Franzosen redeten darin als Brüder zu den Völkern, denen sie gegen ihre Unterdrücker beistehen wollten. Der echte Geist der Revolution sprach darin durch die Stimme ihres ersten Feldherrn. Hätte sie immer im Sinne Dumouriez' gesprochen und gehandelt, so hätte ihre Propaganda, friedfertig gegen die Nationalitäten, drohend bloß gegen die Zwingherrschaften, von welchen diese unterdrückt wurden, mehr als ihre Armeen für sie gekämpft. Einige belgische Patrioten, die es nicht erwarten konnten, bis ihr Land von dem österreichischen Joche befreit wäre, gingen bei der Annäherung und auf den Ruf des französischen Generals über die Grenze und bildeten sich zu Freischaarenbanner. Dumouriez führte diese Banner mit sich. Sie waren die Kohlen, womit er den Brand des Patriotismus und der Insurrektion anzufachen hoffte, der seinen Vorläufer bilden sollte.

28.

Auf diese Art entworfen und vorbereitet, beruhte dieser ganze Feldzugsplan auf einer ersten Schlacht unter den Mauern von Mons zwischen den von den Heeresabtheilungen der Generale Valence und Harville unterstützten Armee Dumouriez'

einer-, und der in einem befestigten Lager verschanzten und rückwärts von einer bedeutenden Stadt gedeckten Armee des Herzogs von Sachsen-Teschen und Clairfayt's andererseits. Alles rückte von diesem Augenblicke an rasch und planmäßig gegen diesen Punkt, die Stadt Mons vor, wo Belgien erobert oder verloren werden sollten. Die Absichten Dumouriez', welche sich in der Stellung seiner Heeresabtheilungen und in dem Marsche seiner Kolonnen deutlich aussprachen, waren Clairfayt's militärischem Blicke nicht verborgen geblieben. Vor Mons in eine Masse von dreißigtausend Kämpfern vereinigt, hatten der Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfayt Zeit gehabt, das Terrain zu wählen, das Schlachtfeld abzustecken, die Höhen zu besetzen, die Pässe zu verschließen, die Gehänge abschüssig zu machen, die Schanzen zu bemannen, wo sie immer angegriffen werden konnten.

Das Schlachtfeld, welches sie auf diese Art mit Hügeln verschanzt, mit Wäldern verrammelt, mit Sümpfen, Kanälen und Bächen umzäunt und in eine unermeßliche Festung umgewandelt hatten, ist eine wellenförmige Kette von Hügeln, die kaum an ihren Berührungspunkten einige Einbiegungen haben. Diese Höhenlinie erstreckt sich eine halbe Meile weit vor Mons hinaus und ist auf dem Gipfel mit einem Walde gekrönt. Auf der rechten Seite bildet den Endpunkt dieser Hügelkette das auf ihren letzten Stufen liegende Dorf Jemmappe; auf der linken senkt und verliert sie sich in das Dorf Cuesmes. Der zwischen diesen beiden Dörfern, aus denen die Oesterreicher zwei Citadellen gemacht hatten, eingeschlossene Raum bildet vermöge der natürlichen Anordnung des Terrains zwei oder drei zurücktretende Winkel, welche die Aufpflanzung von Batterien gestattet hatten, die Kolonnen, welche die Höhen zu erklimmen suchen würden, durch Kreuzfeuer niederzuschmettern.

Vorn dehnt sich, wie das Becken eines abgelaufenen See's, eine tiefe, schmale Ebene, deren niedern Gründe Engen und

Buchten zwischen den durchbrochenen Hügeln bilden, welche sie begrenzen. Hinten und besonders auf der Seite von Jemmappe steht der Hügel, welcher das Lager und die Schanzen der österreichischen Armee trug, in einem Moraste, dessen sumpfiger und unter den Füßen zitternder Boden von Abzugskanälen, stehenden Gewässern und am Rande der Gräben hinziehenden Binsengebüschen durchschnitten ist, welche der Reiterei und Artillerie jeden Zugang versperren. Im Rücken durch diesen Morast und die Stadt Mons, auf ihrem rechten Flügel durch das Dorf Jemmappe, auf ihrem linken durch das an die Vorstädte dieses geschlossenen Hauptplatzes stoßende Dorf Cuesmes gedeckt, hatte also die österreichische Armee, die vor sich und zu ihren Füßen ihre Batterien und Schanzen mit hundertundzwanzig Stücken Geschütz, und ihre auf den letzten, in die Ebene vorspringenden Höhen verschanzten Vorposten hatte, nichts im Rücken und in den Flanken zu fürchten und nur nach vorn gegen die Franzosen zu schlagen, welche, durch nichts gedeckt, unter ihren Feuern und in einem auf allen Seiten von ihr umflügelten Becken vorrückten. Das Auge der beiden österreichischen Generale hatte den numerischen Nachtheil durch die furchtbare Stellung ihrer Armee ersetzt. Die Wahl und Anordnung dieses Schlachtfeldes verriethen Dumouriez, daß er in Clairfayt einen General gefunden hatte, welcher würdig war, sich mit ihm zu messen.

29.

Nachdem er am 3. und 4. November die Oesterreicher aus einigen Vorposten geworfen, die sie auf seiner Marschlinie und in der Ebene besetzt und befestigt hatten, entfaltete sich Dumouriez am 5. in eine unabsehbare convexe Linie, welche ihren linken Endpunkt im Dorfe Quaregnon, das er Tags zuvor nicht mehr hatte besetzen können, und ihren rechten im Weiler Ciply am Fuße der Höhen von Berthamont und des Berges

Palisel hatte, die eine Vorstadt von Mons decken. Er selbst stellte sich im Mittelpunkte dieser Schlachtlinie, in gleicher Entfernung von seinen beiden Flügeln auf. Harville, welcher auf dem Endpunkte seines rechten Flügels am Fuße des Berges Palisel und beinahe unter den Mauern von Mons befehligte, hatte die Weisung, die Rolle des Beobachters zu spielen und sich die Bewegung des Rückzuges und der Verwirrung, welche durch den Andrang der französischen Massen in der österreichischen Armee entstehen würde, zu Nutzen zu machen, um sich der Straße von Mons zu bemächtigen und dem Feind die Thore dieser Stadt zu verschließen, die sich der Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfayt ohne Zweifel zur Zufluchtsstätte ausersehen. Beurnonville, welchem Dumouriez eine Vorhut anvertraute, die beinahe ein Armeecorps bildete, hatte den Auftrag, mit dem Kerne der Truppen die Schlacht durch den Angriff auf den linken Flügel der Oesterreicher zu eröffnen und das befestigte Dorf Cuesmes mit seinem Plateau zu nehmen. Fünf Schanzen bildeten die Staffeln zu diesem furchtbaren Plateau. Ebenso war die ganze feindliche Linie zwischen Cuesmes und Jemmappe mit über einander liegenden Schanzen vermauert, deren Feuer sich im Nothfalle über ausgehauene Waldstrecken, die mit ihren Stämmen und Aesten einen für die Reiterei unübersteiglichen Verhau bildeten, über Schluchten, die durch die Hacke noch tiefer ausgehöhlt worden waren, und über durchbrochene Häuser kreuzten, aus denen die Tiroler Scharfschützen mit ihren unfehlbaren Büchsen langsam und sicher zielen und die Reihen unserer Angriffskolonnen decimiren konnten. Nur im Mittelpunkte ließen der Weiler Flénu und sein Wald, die auf einem breitern und weniger steil ansteigenden Plateau lagen, der französischen Reiterei eine Schlucht frei, durch welche sie bis an den Fuß der Höhe ansprengen konnte. Indessen war dieser Weg von dem Weiler Flénu selbst durchschnitten und überdies zum Voraus von dem Kerne der öster-

reichischen Reiterei besetzt. Der greise General Ferrand, eine Reliquie Laufelt's und des siebenjährigen Kriegs, der jedoch seine Jugend im Donner der Kanonen wieder fand, befehligte den linken Flügel, der sich durch das Dorf Quaregnon, welches, vor den Höhen von Jemmappe gelegen, durch eine starke österreichische Kolonne und mit Artillerie besetzt war, etwas hinter die Schlachtlinie zurückgedrängt sah.

Der Herzog von Chartres (der nachmalige König der Franzosen) befehligte das Centrum unter der Leitung des Obergenerals; er war der jüngste Lieutenant Dumouriez' und der erste Liebling dieses Feldherrn. Man hätte glauben sollen, sein Befehlshaber wolle ihm einen Lorbeerzweig um die Stirne winden, um die Augen Frankreichs und einer Bestimmung auf ihn zu richten, welche Dumouriez' politischer Instinkt durch den Rauch seiner ersten Feldzüge hindurchschimmern zu sehen schien.

Der Herzog von Chartres sollte sich erst in Bewegung setzen, wenn es den entscheidenden Sturm auf das unangreifbare Centrum der feindlichen Stellung gälte. Ferrand und Beurnonville sollten vorher einen der beiden zugänglichern Endpunkte, Jemmappe oder Cuesmes, nehmen. Die eine oder die andere dieser Positionen war das einzige Thor, durch welches die französische Armee gegen das Plateau vordringen und die österreichische Armee von der Seite anfallen oder umgehen konnte.

Dumouriez traf diese Anordnungen in der Mitte seines Generalstabs mehr auf der Karte, als nach dem Augenscheine. Die Hecken, die Gehölze, die großen Bäume, welche auf dem fetten Boden Belgiens an den Feldern und Straßen hinlaufen, sperrten, obgleich sie entlaubt waren, dem Blicke des Generals jede ausgedehntere Aussicht ab. Truppenabtheilungen, die über eine große Linie zerstreut sind, suchen die Richtung ihrer Bewegungen gleichsam mit den Händen, und auf einem Schlachtfelde, das eine ungeheure Ausdehnung hat, kämpft man mehr nach dem Gehör, als nach dem Auge.

Die Nacht umhüllte beide Armeen, als diese verschiedenen Befehle mit all ihren Einzelheiten an Dumouriez' Lieutenants ergingen. Dragoner oder Husaren begleiteten die Adjutanten und Generale mit Fackeln auf den Straßen und Nebenwegen und führten sie wieder zu ihren Bivouacs zurück, wo sie sich auf die bevorstehende Schlacht vorbereiteten. Die Armee schlief, den Tornister auf dem Rücken, schlagfertig unter den Waffen; die Feuerwerker lagen bei ihren Geschützen, die Kanonen waren angespannt und die Reiter hatten den Zaum ihrer Pferde um den Arm geschlungen. Dumouriez hatte es also angeordnet. Bei einer so ausgedehnten Schlachtlinie, welche drei verschiedene Schlachten in sich schloß, deren Zufälle die Entscheidung länger hinausschieben konnten, wollte der General in einer Jahreszeit, in welcher die kurzen Tage den Kämpfenden das Licht streitig machten, keinen Strahl der Morgendämmerung verlieren. Er fürchtete überdies, der Feind möchte sich, wenn der Sieg seine Resultate nicht vor der Rückkehr der Finsterniß geliefert hätte, unter dem Schutze der Nacht nach Mons zurückziehen und der Verfolgung entgehen.

30.

Die ersten Strahlen des Tages, die auf den wellenförmigen Boden Belgiens fielen, fanden die französische Armee unter den Waffen. Der Himmel war grau, schwer, regnerisch, wie ein Herbsthimmel im Norden. Ein kalter Nebel tränkte den Boden und rieselte in Tropfen von den Zweigen der Bäume. Der Wind ging über die Stoppeln, die Erde war nackt, das Laub lag am Boden, kein Aehrengelb oder Wiesengrün durchfurchte die schwarzen Linien der Bataillone und Schwadronen, welche schweigend des Befehles harrten, aus ihren Stellungen aufzubrechen.

Das strenge, kriegerische, nachdenkliche Auge der auf den Höhen verschanzten Armee des Feindes, die Pelzmützen der ungarischen Grenadiere, der weiße Mantel der österreichischen

Reiterei, das himmelblaue Wamms der Husaren, der graue Rock der Tiroler Jäger, die Regungslosigkeit der Truppenabtheilungen, die mehr wie Zuschauer, als wie Mitspieler beim Kampfe, staffelförmig auf den Rändern der Plateaux von Jemmappe wie auf den Glacis einer Citadelle standen, bildeten einen schroffen Gegensatz gegen das revolutionäre Aussehen und die stürmische Beweglichkeit der Armee Dumouriez'. Es war, als hätte die Vorsehung der Nationen die beiden größten militärischen Kräfte: Mannszucht und Begeisterung, einander von Angesicht zu Angesicht gegenüberstellen wollen.

31.

Die französische Armee war mit Ausnahme der Generale, die sämmtlich in der Uniform ergraut waren, und der Reiterei, deren Regimenter aus alten Soldaten bestanden, welche, stolz auf ihre Instruktion, sorgfältig als Stamm beibehalten worden waren, beinahe ganz aus Freiwilligen zusammengesetzt. Die schlicht aussehenden Uniformen boten dem Auge nichts, als lange, düstere Linien, die sich unter dem Säbel der angehenden Offiziere in Wellenformen schlängelten, welche den Beweis lieferten, wie unerfahren die noch wenig geübten Soldaten im Manövriren waren. Schuhe von dickem Leder, Gamaschen von schwarzem Tuch, welche bis über das Knie zugeknöpft waren und dem Gange mehr Leichtigkeit gaben, indem sie sich dicht an die Muskeln des Beines schlossen; weiße Kniehosen; ein Rock, dessen lange, flügelartig zugeschnittene Schöße an die Fersen schlugen; zwei breite Riemen von weißem Leder, die sich über der Brust kreuzten, und wovon der eine die Patrontasche auf dem Rücken, der andere den Säbel an der linken Seite trug; zwei andere Riemen derselben Art, aber schmaler, die über jede Schulter hin- und unmittelbar unter der Achsel wieder zurücklaufend dazu dienten, den ziegeledernen Tornister des Soldaten wie den Tragkorb eines Taglöhners zu tragen; Umschläge

von rothem Tuch am Rocke, die gleichsam einen Blutstreifen auf die Brust zeichneten; ein niederer Kragen, der dem Hals eine freie Bewegung gestattete; lange, eingeschmierte und gepuderte Haare, welche mähnenartig über beide Ohren herabhingen und hinten auf dem Nacken durch ein schwarzes Band zusammengehalten wurden; als Kopfputz endlich, je nach den Truppencorps, ein leichter Helm von starkem Leder mit einem kurzen Haarbüschel, oder auch ein Stülphut mit Hahnenfedern bildeten das Costüm des französischen Freiwilligen.

Als Waffen hatte er einen kurzen Säbel, ein Reservemesser, um dem Feind damit auf den Leib zu gehen, wenn das Bajonet zerbrochen war, und eine lange Flinte mit einem Lauf von glänzendem Eisen, an deren Spitze das Bajonet stack, um dem Gegner die Brust zu durchstoßen, wenn der Schuß abgefeuert war. Beinahe die ganze Infanterie trug diese Uniform und diese Bewaffnung. Die Jäger erleichterten sie bisweilen, um flinker in ihren Bewegungen zu sein. Die Grenadiere, diese Riesen der Linie, hoben ihre Größe noch durch eine mit schwarzem Pelzwerk überzogene Mütze, deren Haare vorn auf eine vergoldete oder versilberte Kupferplatte herabfielen, welche in erhabenen Charakteren die Nummer des Regiments oder die Ziffer des Bataillons angab.

Die Sapeurs, die Pionniers und die Handwerker, die nach der Masse und Größe des Körpers gewählt wurden, trugen statt der Bajonetflinte ein breites, geschliffenes und funkelndes Beil mit kurzem Stiel auf der Schulter, eine Waffe, welche gleich sehr geeignet war, Bäume auf dem Wege der Armee zu fällen und Glieder auf dem Schlachtfelde abzuschlagen.

Die Kanoniere trugen einen kürzern Rock, glänzendere Farben und mehr Zierrathen an der Uniform: die Scharlachschnur mit ihrer Nadel lief um den linken Arm, den versilberten Helm auf dem Kopfe, die rothe Feder auf dem Helme.

Die Reiterei, bestehend aus Gendarmerie, aus Carabinieren, aus Kürassieren, aus Dragonern, aus Jägern und aus Husaren, je nach der Größe der Reiter und der Höhe der Pferde, funkelte auf den Flügeln jeder Division. Müßig auf den fetten Ebenen des Nordens wieherten und stampften ihre Pferde vor Schlachtbegierde. Die auf ihren Lafetten dröhnenden und von bespannten Munitionswagen begleiteten Geschützstücke, von Kanonieren umgeben, welche, die Lunte in der Hand, sich zum Werke bereit hielten, lagen da wie schwarze Stämme auf den Karren der Holzhauer. Ueberall schlug man die Zelte der höhern Offiziere ab, die einzigen, die man während dieser Nacht aufgeschlagen hatte. Die Wagen, welche das Brod führten, standen in Reihen hinter den Bataillonen. Die von Proviantknechten und Marketenderinnen, welche den Compagnien den Branntwein austheilten, umgebenen Wachtfeuer erloschen und mischten ihre letzten Rauchschlangen mit dem Morgennebel. Von Zeit zu Zeit verkündigte ein Rasseln der Lafetten auf dem Pflaster der breiten belgischen Heerstraßen, ein Trompetenstoß, ein Trommelschlag die Bewegung einiger Corps, welche langsam aufbrachen, um die ihnen durch den Befehl des Generals angewiesene Stellung einzunehmen.

32.

Dies war der Anblick des Schlammbodens der Ebene von Jemmappe am Morgen der Schlacht. Was die Stimmung der Soldaten betraf, so konnte man sie leicht auf dem Gesichte der Freiwilligen lesen. Es war nicht jenes unerschrockene und finstere Gesicht, jene regungslose und kriegerische Haltung einer im Manöver und in der Mannszucht vollendeten Armee, welche den Bewegungen und Physiognomieen die mechanische Gleichförmigkeit derselben Geberde und desselben Ausdrucks verleiht. Die Ordnung wurde schlecht gehandhabt, Kleid und Waffe ungleich getragen, das Schweigen häufig unterbrochen, die Ehr=

erbietung gegen die Führer in Vertraulichkeit umgewandelt und oft durch soldatische Entgegnungen und Späße verletzt. Alter, Benehmen, Gesichtszüge, Sprache dieser Freiwilligen waren verschieden. Einige waren eben erst den Knabenschuhen entwachsen und hatten kaum Kraft genug, das Gewicht der vierzig Pfund zu tragen, womit jeder Soldat unter den Waffen beladen war. Andere streiften an das Greisenalter und trugen den weißen Schnurrbart der Veteranen. Der größte Theil stand zwischen zwei Altersstufen, den Zwanzigern und den Vierzigern. An der Zartheit oder der Rauhigkeit der Hände, an der Weiße oder dem Schmutz der Haut, an der Zierlichkeit oder der Schwerfälligkeit der Glieder sah man, daß diese Bataillone nicht aus derselben Volksklasse ausgehoben worden waren, sondern daß jedes Alter, jeder Rang, jedes Gewerbe dazu beigetragen: der Herr seiner Zeit neben dem Sklaven der Arbeit, der Sohn der Bourgeoisie der Städte neben dem Bebauer des Landes, der Reiche neben dem Armen, der Adelige neben dem Plebejer. Die Gesichter, welche so verschieden waren, als die Menschenklassen, glichen einander nur in einem und demselben Muthe. Man fühlte, daß die Leute nicht als Maschinen dastanden, welche das Gesetz der Mannszucht und der Aushebung wirbt und als lebende Palissaden vor den Feind stellt; sondern daß sie einem innern, plötzlichen, freiwilligen Antrieb gefolgt waren; daß die Sache, für welche sie in's Feld rückten und Hunger und Kälte duldeten, ihre persönliche Sache war; und daß in dieser Schlacht eines Volkes gegen Europa der Sieg seines Patriotismus und seiner Idee es war, den Jeder von ihnen erkämpfen wollte.

Es lag überdies auf den Gesichtern eine unruhige, neugierige, aufgeregte Beweglichkeit, welche verrieth, daß diese Truppen noch Neulinge im Feuer, noch nicht gewöhnt an den Donner der Kanonen waren. Aufmerksam auf die Scene, erwarteten sie die Schlacht eben so wohl wie ein Schauspiel, als

wie einen Kampf. Diese außerordentliche Empfänglichkeit auf den Gesichtern und in der Seele der Freiwilligen war für die Führer ein Gegenstand der Besorgniß und der Beruhigung zugleich. Sie konnte sich je nach dem Eindrucke dieser Leute, welche zu leidenschaftlich waren, um kaltblütig zu bleiben, unter dem Feuer in Entsetzen oder in Begeisterung verwandeln und aus diesen Massen Massen von Flüchtlingen oder Bataillone von Helden machen.

33.

Dumouriez hatte sich nur einige Stunden lang auf einem Feldbette in seinem Zelte einem von den Berichten der Ordonnanzen unterbrochenen Schlafe überlassen. Er ging von einer besonderen Gruppe seines Stabes umgeben, bereits an der Fronte seiner Linien hinab. Seine Begleiter waren: Thouvenot, der wirkliche Chef seines amtlichen Stabes, ein Offizier, den er mehr achtete, als alle Uebrigen, weil er zu Sedan zuerst seinen großen Gedanken in Betreff der Argonne begriffen und befördert hatte; der Herzog von Chartres, den er den Soldaten zeigte, um die Republik an den Anblick eines Prinzen zu gewöhnen; der junge Herzog von Montpensier, zweiter Sohn des Herzogs von Orleans, Adjutant seines Bruders bei Jemmappe, beinahe noch ein Kind, dessen frühzeitige Tapferkeit, melancholisches Gesicht, leidenschaftliche Freundschaft für seinen Bruder die Blicke auf sich zogen und das Herz der Soldaten rührten; Moreton von Chabrillan, Titularchef des Generalstabs, ein tapferer, aber heftiger und eifersüchtiger Mann; der junge Baptist Renard, den der General als Kind in seine Dienste genommen, und der sich aus dem Schooße der Dienerschaft bis in den vertrauten Kreis seines Gebieters emporgeschwungen hatte; endlich eine Reitergruppe von vier Offizieren verschiedenen Alters, unter denen man zwei weibliche Gestalten bemerkte. Ihre Sittsamkeit, ihre Röthe und ihre Anmuth

stachen unter dem Kleide von Ordonnanzoffizieren gegen die männlichen Gesichter der Krieger ab, von denen sie umgeben waren. Es waren der Hauptmann der Guiden Dumouriez', Herr von Fernig, ein Bewohner des französischen Flanderns; sein Sohn, Lieutenant im Regiment Auxerrois, und seine beiden Töchter, welche durch ihre Liebe zu ihrem Vater und durch ihre Begeisterung für das Vaterland dem Schutze ihres Geschlechtes und ihres Alters entrissen und ins Lager geworfen worden waren. Die kindliche Liebe hatte ihnen keine andere Freistätte gelassen.

34.

Sie waren im Dorfe Mortagne, auf der äußersten Grenze von Frankreich, gegen Belgien, geboren. Ihr Beruf wurde ihnen auf folgende Weise geoffenbart.

In jenen ersten Zeiten des Kriegs erhoben sich die Grenzdepartemente selbst zum Schutze des Landes. Frankreich war ein Lager, als dessen Vorposten sie sich betrachteten. Abgesehen von den Bataillonen, die sie an Dumouriez schickten, machten Freischaaren, die aus Ehemännern, Greisen und Jünglingen bestanden, ohne alles andere Gesetz, als die Rettung des Vaterlandes, ohne alle andere Organisation, als den Patriotismus, ohne alle andern Führer, als die Tapfersten, Ausfälle aus den Städten, Dörfern, Pachthöfen, überfielen die feindlichen Detachements, schlugen die eingedrungenen Vorposten zurück und kämpften gegen Clairfayt's leichte Uhlanen. Selbst Weiber begleiteten ihre Männer, Töchter ihre Väter bei diesen schnellen Expeditionen. Jedes Alter, jedes Geschlecht wollte dem Vaterland und der Freiheit den Zoll der Begeisterung und des Blutes zahlen. Die Anhänglichsten und Aufopferndsten dieser Heldinnen waren jene beiden Jungfrauen, die nachmals in den Jahrbüchern unserer ersten Kämpfe so berühmt wurden; die Eine nannte sich Theophile, die Andere Felicitas.

Herr von Fernig, ein alter Offizier, der sich in das Dorf Mortagne zurückgezogen hatte, war Vater einer zahlreichen Familie. Seine Söhne dienten, der Eine in der Pyrenäen-armee, der Andere am Rheine. Seine vier Töchter, welchen der Tod die Mutter entrissen hatte, lebten bei ihm. Zwei derselben waren noch Kinder, die beiden andern streiften kaum an das Alter der Jungfrau. Ihr Vater, welcher die Bürgerwehr von Mortagne befehligte, hatte die Landleute seines Cantons mit seinem kriegerischen Geiste beseelt. Er hatte aus dem ganzen Bezirk ein Lager gemacht. Er härtete die Bewohner durch fortwährende Gefechte gegen die feindlichen Husaren ab, welche häufig die Grenzlinie überschritten, um zu plündern, zu sengen und zu brennen. Wenige Nächte vergingen, in denen er nicht persönlich diese nächtlichen Streifwachen und Expeditionen anführte. Seine Töchter zitterten für sein Leben. Die beiden ältern, Theophile und Felicitas, mehr noch durch die Gefahren ihres Vaters, als durch die Gefahren ihres Vaterlandes aufgeregt, theilten sich gegenseitig ihre Besorgnisse mit; und in beiden Herzen stieg derselbe Gedanke zugleich auf. Sie beschlossen, sich ebenfalls zu bewaffnen, sich ohne Wissen Herrn von Fernig's in die Reihen der Bauern zu stellen, aus denen er Soldaten gemacht hatte, an ihrer Seite zu kämpfen, vor Allem über ihrem Vater zu wachen und sich zwischen ihn und den Tod zu werfen, wenn ihm die feindlichen Reiter zu nahe kämen.

Sie brachten ihren Entschluß in ihrer Seele zur Reife und theilten ihn nur einigen Bewohnern des Dorfes mit, deren Mitwirkung für sie nothwendig war, um sie den Blicken ihres Vaters zu entziehen. Sie zogen Mannskleider an, welche ihre Brüder zurückgelassen hatten, als sie zur Armee gingen, bewaffneten sich mit ihren Jagdflinten und begleiteten mehre Nächte die von Herrn von Fernig geführte kleine Kolonne. Sie wechselten Schüsse mit den österreichischen Streifzüglern,

gewöhnten sich an den Marsch, an den Kampf, an den Tod und begeisterten die wackern Bauern des Weilers durch ihr Beispiel. Ihr Geheimniß wurde lange und treu gehütet. Wenn Herr von Fernig Morgens nach Hause zurückgekehrt, die Abenteuer, die Gefahren und die Waffenthaten der Nacht seinen Kindern bei Tisch erzählte, vermuthete er nicht, daß seine eigenen Töchter in der vordersten Reihe seiner Plänkler gekämpft und bisweilen sein Leben geschützt hatten.

Indessen hatte Beurnonville, der das Lager von Saint-Amand hart an der äußersten Grenze befehligte, von dem Heldenmuthe der Freischaaren von Mortagne gehört. Er rückte an der Spitze einer starken Abtheilung Reiterei ins Feld, um die Gegend von den Mordbrennern Clairfayt's zu säubern. Als er mit Anbruch des Tages in die Nähe Mortagne's kam, begegnete er der Schaar Herrn von Fernig's. Sie kehrte eben nach einer Nacht der Strapatzen und des Kampfes ins Dorf zurück. Man hatte auf der ganzen Linie ununterbrochen schießen hören, und Herr von Fernig war selbst von seinen Töchtern aus den Händen einer Gruppe Husaren befreit worden, welche ihn gefangen wegschleppte. Die Kolonne führte mehre ihrer Verwundeten und fünf Gefangene mit sich und sang voll wilder Begeisterung die Marseillaise nach dem Schall einer einzigen, von Kugeln durchlöcherten Trommel. Beurnonville hielt Herrn von Fernig an, dankte ihm im Namen Frankreichs und wollte zur Anerkennung des Muthes und Patriotismus seiner Bauern mit allen kriegerischen Ehren Musterung über sie halten. Der Tag begann kaum zu dämmern. Stolz, von dem französischen General als Soldaten behandelt zu werden, stellten sich diese Tapfern unter den Bäumen in Reihe und Glied. Beurnonville stieg vom Pferde und ging die Fronte der kleinen Schaar hinab. Er glaubte zu bemerken, daß zwei der jüngsten Freiwilligen sich hinter die Reihen versteckten und verstohlener Weise von einer Gruppe zur andern traten, um seiner Anrede

aus dem Wege zu gehen. Da er diese Scheu an Männern, welche die Flinte trugen, nicht begreifen konnte, bat er Herrn von Fernig, diese tapfern Kinder antreten zu lassen. Die Reihen öffneten sich und brachten die beiden Jungfrauen ans Licht; aber ihr männlicher Anzug, ihre durch die Schüsse, welche sie während des Kampfes abgefeuert hatten, von Pulverdampf verdunkelten Gesichter, ihre von den Patronen, die sie abgebissen, geschwärzten Lippen, machten sie für die Augen des eigenen Vaters unkenntlich. Herr von Fernig war erstaunt, daß er diese beiden Kämpfer seiner kleinen Armee nicht kennen sollte. „Wer seid Ihr?“ fragte er sie mit strengem Tone. Bei diesen Worten durchlief ein dumpfes Geflüster, verbunden mit einem allgemeinen Lächeln, die Reihen. Theophile und Felicitas, die ihr Geheimniß entdeckt sahen, fielen auf die Knie, errötheten, weinten, schluchzten, bekannten und flehten, die Beine ihres Vaters umschlingend, um Vergebung für ihren frommen Betrug. Herr von Fernig umarmte seine Kinder, selbst in Thränen ausbrechend. Er stellte sie Beurnonville vor, der diesen Auftritt in seinem Berichte an den Convent beschrieb. Der Convent trug die Namen dieser beiden Jungfrauen in das Buch des Vaterlands ein und schickte ihnen im Namen Frankreichs Pferde und Waffen als Ehrengeschenke. Bei Jemmappe finden wir sie wieder, wie sie kämpfen, triumphiren, die Verwundeten des Feindes retten, nachdem sie dieselben besiegt haben. Tasso hat in seiner Clorinde nicht mehr Heldensinn, mehr Wunder, mehr Liebe erdacht, als die Republik in dieser Verkleidung aus kindlicher Liebe, in diesen Waffenthaten und in dem Schicksale dieser beiden Heldinnen der Freiheit aufstellt.

35.

Dumouriez bezeichnete sie zur Zeit seines ersten Oberbefehls in Flandern seinen Soldaten im Lager von Maulde als

Gegenstand der Bewunderung. Bei unsern ersten Kriegsunfällen wurde ihr Haus von der Rache der Oesterreicher niedergebrannt. Herr von Fernig hatte keine andere Heimath mehr, als die Armee. Dumouriez führte den Vater, den Sohn und die beiden Töchter im Argonner Feldzuge mit sich. Er gab dem Vater und dem Sohne Grade im Generalstab. Die jungen Töchter, die sich nie von ihrem Vater und ihrem Bruder trennten, trugen Kleid und Waffen der Ordonnanzoffiziere und verrichteten die Dienste derselben. Sie hatten bei Valmy gekämpft, sie brannten vor Begierde, bei Jemmappe zu kämpfen. Die ältere, Felicitas von Fernig, folgte zu Pferde dem Herzoge von Chartres, dem sie während der Schlacht nicht von der Seite gehen wollte. Die jüngere, Theophile, hielt sich bereit, dem alten General Ferrand die Befehle des Obergenerals zu bringen und mit ihm zum Sturme auf die Schanzen des linken Flügels zu eilen. Dumouriez zeigte diese beiden reizenden Heldinnen seinen Soldaten als Muster von Patriotismus und als Vorzeichen des Sieges. Ihre Schönheit und ihre Jugend erinnerten an jene wunderbaren Erscheinungen der Schutzgottheiten der Völker, die sich am Tage der Schlacht an der Spitze ihrer Armeen zeigten. Die Freiheit verdiente ihre Wunder so gut, als die Religion.

36.

Während Dumouriez nach vollendeter Inspektion seinen Soldaten im Vorübergehen einige jener Worte zuwarf, welche die Begeisterung in eine Geberde zusammendrängen und das Losungswort des Sieges geben, wurde der Kampf an beiden Enden der langen Schlachtlinie durch den rechten und linken Flügel eröffnet. Auf der linken Seite warf sich der General Ferrand unter dem Gesange der Marseillaise auf das befestigte Dorf Quaregnon, einen Vorposten, den er nehmen

mußte, ehe er den rechten Flügel der Oesterreicher umgehen oder Jemmappe erstürmen konnte. Auf den Lärm der Kanonen aufmerksam, der sich über eine Stunde lang auf dieser Seite immer von derselben Stelle her vernehmen ließ, erkannte Dumouriez, daß Ferrand dort in den Batterien, welche schon Abends zuvor die belgischen Bataillone zurückgeworfen hatten, ein unüberwindliches Hinderniß fand. Da er im regungslosen Centrum keine Bewegung zu machen oder zu beaufsichtigen hatte, sprengte er im Galop gegen Quaregnon an, um durch seine Gegenwart einen Angriff zu beseelen, der nicht scheitern konnte, ohne alle seine Bewegungen im Centrum und auf dem rechten Flügel zu lähmen. Bei seiner Ankunft schien Ferrand, durch das Feuer gelichtet, welches aus den Häusern drang, und durch die Kugeln niedergeschmettert, welche von den Schanzen auf ihn geschleudert wurden, in einer gewissen Unentschiedenheit und unter dem Schutze der ersten Häuser des Dorfes seine Bataillone zu Athem kommen zu lassen. Ein Wort und eine Geberde Dumouriez', welcher mit dem Finger nach den Höhen deutet, belebt den Muth der schwankenden Bataillone wieder. Er läßt seinen Vertrauten Thouvenot zurück, um diese Kolonnen statt seiner zu spornen und zu leiten. Von einem hochherzigen Wetteifer beseelt, ordnen Ferrand und Thouvenot die Kolonnen wieder und führen sie auf's Neue gegen den Feind, werfen sich an ihrer Spitze auf die rechte und linke Flanke des Dorfes, empfangen dreimal die volle Ladung der Schanzen, nehmen sie im Sturmschritte und mit dem Bajonet und bemeistern sich, von vier Bataillonen des Generals Rozières unterstützt, welche die Lücken in ihren Reihen ausfüllen, Quaregnon's und des Raumes, welcher es von Jemmappe trennt.

Dort theilen sie den Weisungen Dumouriez' zufolge ihre Streitkräfte in zwei Kolonnen: die eine, unter dem Befehle Rozières', entfaltet acht Schwadronen auf der Straße in Schlachtlinie, während der Obergeneral mit acht Bataillonen Fußvolk

das Dorf Jemmappe von der Linken angreift; die andere, an deren Spitze Ferrand und Thouvenot stehen, bildet bataillonenweise in Kolonnen getheilt den Hauptangriff und stürmt von vorn, und zwar mit dem Bajonet gegen Jemmappe an, um nicht durch das Wiederladen der Gewehre den Schanzen Zeit zu geben, die Angreifenden niederzuschmettern.

Thouvenot, um dem Gedanken seines Generals und Freundes zu entsprechen; Ferrand, um die Unentschlossenheit, die er diesen Morgen gezeigt, wieder gut zu machen und den Sieg noch einmal an seine weißen Haare zu binden, schlugen tausendmal ihr Leben in die Schanze, während sie die Grenadiere, die Linieninfanterie und die Freiwilligen mitten durch den Tod, der sie decimirte, von Staffel zu Staffel nach den übereinander liegenden Plateau's von Jemmappe fortrissen. Von einem Hagel von Kanonenkugeln und Haubitzen niedergeworfen, welche die Gehänge unter seinen Füßen pflügten, von seinem Pferde gestürzt, das unter ihm getödtet worden, stellt sich Ferrand, von Thouvenot wieder aufgehoben, zu Fuß, seinen Hut in der Hand, an die Spitze der Grenadiere, nimmt eine Flinte und greift unter dem Kartätschenhagel der Oesterreicher in den Straßen des Dorfes mit dem Bajonet an. Sein Blut strömt er fühlt es nicht. Rozières droht Jemmappe mit seinen vier Bataillonen von der linken Seite zu umgehen. Die acht Schwadronen, die er zur Beobachtung aufgestellt, sprengen im Galopp gegen den Abhang des Dorfes und erklimmen ihn stürmend. Die Schanzen verstummen. Ein Detachement Jäger zu Pferd wirft sich auf eines der letzten Bataillone der ungarischen Grenadiere, welches noch mit der Kolonne des Centrums kämpfte. Die junge Theophile Fernig, welche mit diesen Jägern angreift, wirft mit zwei Pistolenschüssen zwei Grenadiere nieder und nimmt den Bataillonschef mit eigener Hand gefangen, um ihn entwaffnet zu Ferrand zu führen.

37.

Beruhigt über seinen Angriff auf dem linken Flügel, wo er in der Person Thouvenot's seine Seele zurückgelassen, wendete Dumouriez, als er von der Ebene aus die Rauchwolken sah, welche Jemmappe einhüllten und in ihrem Emporsteigen die Fortschritte der Franzosen verriethen, seine ganze Aufmerksamkeit seinem rechten Flügel zu. Auf dieser Seite vom Armeecorps der Ardennen und dessen Führer Valence verlassen, welche noch nicht in der Linie angekommen waren, setzte er seine Hoffnung auf Beurnonville, einen thätigen General, den das Feuer begeisterte. Es war elf Uhr Morgens, die Stunden des Tages eilten. Nachdem er im Hauptquartiere sein Pferd gewechselt und dem Herzog von Chartres schnell einige Befehle ertheilt hatte, sprengte Dumouriez mit verhängtem Zügel davon, um mit eigenen Augen zu sehen, was Beurnonville's Angriff am Fuße des Plateau's von Cuesmes lähme. Bei seiner Ankunft fand er die Truppen dieses Generals regungslos, wie Mauern vor den Kugeln stehen, welche das feindliche Geschütz hageldicht gegen sie schleuderte; aber sie getrauten sich nicht, die Feuerstaffeln zu erklimmen, welche sie vom Plateau trennten. Zwei von Beurnonville's Infanteriebrigaden wagten einen schwachen Sturm auf die Schanzen, welche von den ungarischen Grenadieren vertheidigt waren. Hundert Schritte hinter ihnen warteten zehn Schwadronen französischer Husaren, Dragoner und Jäger vergebens darauf, daß sich ihnen der Raum eröffnen sollte, den die Infanterie vor ihnen schloß. Diese Schwadronen erhielten jeden Augenblick die Quersalven des Geschützes, welches sie von der Seite faßte und ganze Reihen von Pferden niedermähte. Um das Maß des Unglückes voll zu machen, beschoß die in der Ferne auf den Höhen von Ciply aufgestellte Artillerie des Generals von Harville, welche diese Schwadronen für ungarische Reitermassen hielt, dieselben

von hinten. Oberhalb der Schanzen zeigten zwei Kolonnen österreichischer Reiterei und Infanterie, die im Begriffe standen, auf unsere Bataillone herabzustürzen, sobald sie von den Kugeln durchbrochen sein würden, die ersten Reihen ihrer Bajonete und Kopf und Brust der Pferde der ersten Pelotons hinter und über dem Rauche der Kanonen.

38.

In dieser Lage befanden sich unsere Angriffskolonnen auf den Plateaux von Cuesmes, als Dumouriez daselbst erschien. Aber ungeduldig über einen Halt, der die Begeisterung der Truppen abkühlte und ihnen Zeit gab, die Todten zu zählen und an die Versuchung zur Flucht zu denken, wartet der unter Beurnonville commandirende General Dampierre nicht, bis ihm Dumouriez Ruhm oder Tod raubt. Er reißt das Regiment Flandern und die Freischaar der Pariser Voltigeurs, tollkühne Jünglinge, welche den theatralischen, aber heroischen Fanatismus der Jakobiner auf das Schlachtfeld bringen, mit der Geberde und Stimme zu einem verzweifelten Angriffe fort. Er schüttelt mit der Linken den dreifarbigen Federbusch seines Generalshutes und winkt dem Bataillon mit seinem Degen, indem er, den Kartätschen der Schanzen und dem Feuer der Ungarn allein ausgesetzt, hundert Schritte voranfliegt. Der Tod, der ihn so bald auf einem andern Schlachtfeld erwartete, schien ihm aus dem Wege zu gehen. Er stürmte vorwärts, ohne getroffen zu werden. Von neuem Muthe entflammt, als sie ihn aufrecht sehen, schlagen das Regiment Flandern und das Pariser Bataillon den Sturmschritt an, holen ihn mit dem Rufe: Es lebe die Republik! ein, durchbrechen die ungarischen Bataillone mit dem Bajonet, nehmen die beiden Schanzen und drehen die Geschütze gegen den Feind. Dumouriez und Beurnonville, welche in der Front und auf der Rechten die beiden andern Kolonnen im Sturmschritt führen, werfen sie

auf das schon von Dampierre gefegte Plateau. Das Siegesgeschrei und die auf der zweiten Schanze aufgepflanzte dreifarbige Fahne scheinen Dumouriez zu verkündigen, daß er Cuesmes hat, und daß es Zeit ist, ein Centrum anzugreifen, dessen beide Flügel auf dem Rückzuge begriffen sind, und dessen Flanken bloßgelegt werden können.

Er sprengt im Galop dahin, um endlich der Masse, seiner fünfunddreißigtausend Kämpfer Befehl zum Angriffe auf die befestigten Höhen zu geben, welche die Dörfer Cuesmes und Jemmappe verbinden. Diese zahlreichen Bataillone hörten seit Tagesanbruch regungslos und Gewehr in Arm die Geschützsalven, die zwischen den Flügeln gewechselt wurden. Der Wind, welcher von Jemmappe wehte, brachte ihnen mit dem Donner des Geschützes auch die Wolken des Rauches und den berauschenden Geruch des Pulvers. Sie brannten vor Kampflust und murrten über die Langsamkeit des Generals.

Auf Dumouriez' Signal setzt sich die ganze Linie in Bewegung, bildet sich bataillonweise zu drei dichten und hohen Kolonnen, stimmt gleichzeitig die Marseillaise an und durchfliegt im Sturmschritt die schmale Ebene, welche sie von den Höhen trennt. Die hundertundzwanzig Kanonen der österreichischen Batterien speien Schuß auf Schuß ihre Kugeln und Haubitzen auf diese Kolonnen, welche nur mit dem Schlachtgesang antworten. Zu hoch gezielt, fliegen die Schüsse über die Köpfe der Soldaten weg und treffen nur die letzten Reihen. Zwei der Kolonnen beginnen die Abhänge hinanzuklimmen.

Die dritte Kolonne, welche durch die Schlucht des Waldes von Flénu rückt, wird plötzlich von acht österreichischen Schwadronen angefallen, macht Halt, weicht zurück und sucht hinter den Häusern des Dorfes Schutz. Diese Bewegung theilt sich den Kolonnen zur Rechten und Linken mit. Die Reihen lichten sich von Minute zu Minute. Die vordern Linien beugen sich gegen die hintern zurück. Die jungen Bataillone, weniger

unerschrockenen Muthes, unbeweglich stehen zu bleiben, als dem Tode entgegenzueilen, begannen sich aufzulösen und sich auf Gerathewohl zu verworrenen Knäulen zu bilden, das gewöhnliche Zeichen und Vorspiel der Flucht. Dumouriez führte, das Schwert in der Hand, die vordern Reihen der ersten Bataillone zur Rechten mit Blick, Geberde und Wort. Die Kerntruppen, die seine Gegenwart begeisterte, in dem Augenblicke verlassen, in welchem sie die erste Schanze angriffen, hieß sie rückwärts mit sich fortreißen. Er schickte den jungen Baptist Renard auf Erkundigung über die Unordnung aus, die er wahrnimmt. Der unerschrockene Baptist sprengt im Galop über den Raum, der die Division Dumouriez' vom Walde von Flénu scheidet. Er sammelt unterwegs die französische Reiterei wieder und wirft sie der durchbrochenen Kolonne zur Unterstützung zu. Schon verbreiteten diese Schwadronen, die Ebene überschwemmend, Verwirrung und Schrecken in den Rücken unserer Angriffskolonnen. Abgeschnitten und zusammengehauen, zerstreute sich die ganze Brigade des Generals Drouin. Clairfayt sieht von der Höhe seiner Stellung, von der aus er alle unsere Angriffe beherrscht, die ungeheure Rückflut, welche Drouin's Brigade durch ihre Auflösung in der Ebene bewirkt. Er wirft die ganze Masse seiner Reiterei hinab. Dieser für Neulingsbataillone fürchterliche Stoß schneidet sie ab, zerstreut sie und treibt sie in einzelnen Haufen bis auf ihre erste Linie zurück. Es ist um das Centrum geschehen, das in diesem Strome von Schrecken und Verwirrung bald nach und nach ganz fortgerissen wird, als sich der Herzog von Chartres, welcher vorn kämpfte, umwendet und zu seiner Linken diese Flucht seiner Bataillone sieht. Augenblicklich den Kopf seines Pferdes umwendend, das durch eine zersprungene Haubitze schon im Kreuze verwundet ist, sprengt er, den Säbel in der Hand, mit seinem Bruder, dem Herzog von Montpensier, der jüngern von den beiden Töchtern Fernig's und einer Gruppe seiner Adjutanten durch die feindlichen Hu-

saren. Mit Pistolenschüssen sich Bahn brechend, durchfliegt er die Ebene und erscheint im dichtesten Gedränge mitten unter den Bruchstücken der fliehenden Brigaden. Die Stimme des jungen Generals; die Begeisterung des Sieges, die aus den Mienen der kleinen Gruppe spricht, welche ihn begleitet; die Scham, welche die erschrockenen Soldaten beim Anblicke eines sechszehnjährigen Mädchens fühlen, die mit der Pistole in der Hand ihnen den Vorwurf macht, daß sie vor Gefahren fliehen, denen sie Trotz bietet; das Pulver und das Blut, welche das Gesicht des Herzogs von Montpensier furchen; die flehentlichen Bitten der Offiziere, welche sich mit dem Degen in der Hand in den Rücken ihrer Compagnien werfen und ihre Soldaten herausfordern, über ihre Leichen wegzuschreiten, hemmen die Flucht und sammeln einen Kern von Freiwilligen aus allen Bataillonen um den Stab des jungen Prinzen. Er ordnet sie in Eile, feuert sie an, reißt sie fort. „Ihr werdet Euch," ruft er ihnen zu, „das Bataillon von Jemmappe und morgen das Bataillon des Sieges nennen, denn Ihr habt den Sieg in Euern Reihen."

Er läßt die fünf Fahnen der fünf zerrissenen Bataillone, deren Trümmer diese Kolonne vereinigt, zusammengebunden in die Mitte derselben bringen. Er reißt sie mit dem Rufe: Es lebe die Republik! aufs Neue über die Ebene fort und läßt sie durch ein verzweifeltes Feuer der ganzen Reiterei des Centrums gegen die österreichischen Schwadronen unterstützen. Unterwegs durch die Detachements der zerstreuten Brigaden anschwellend, greift das Bataillon von Jemmappe die Verschanzungen mit dem Ungestüm der Rache an und klimmt über die Körper der Verwundeten und Sterbenden siegreich hinauf. Selbst die Reiterei wirft sich, über die Schwierigkeiten des Terrains wegsetzend, auf die Schanzen. Die österreichischen Kanoniere sterben sämmtlich an ihren Geschützen. Die Zugänge der Batterien sind schlüpferig vom Blute der Menschen und Pferde. Leichenstaffeln bezeichnen

die verschiedenen Terrassen der Schanzen. Hinter jeder Feuermauer bilden die Ungarn, das Bajonet mit den Freiwilligen kreuzend, eine Eisenmauer. Die Mannschaft, welche sich unten sammelt und den Stürmenden nacheilt, reicht kaum hin, um die Lücken auszufüllen, welche das Geschütz der Schanzen in ihre Linien reißt. Der Herzog von Chartres und seine Kolonne brechen sich keinen Schritt weiter Bahn; sie stehen auf dem Punkte, von Neuem in die Ebene zurückgeworfen zu werden, als der General Ferrand endlich aus dem von ihm genommenen Dorfe Jemmappe mit sechstausend Mann und acht Stücken Geschütz hervorbricht und die Oesterreicher zwischen zwei Feuer stellt.

Auf die ersten Salven, die ihren Bataillonen in die Seite fallen, ziehen die österreichischen Generale ihre Truppen langsam zurück und überlassen dem Herzog von Chartres und Ferrand die Höhen und Schanzen von Jemmappe. Bei dieser rückgängigen Bewegung des Feindes werfen der Herzog von Chartres und der General Ferrand sich vereinigend ihre leichte Infanterie und ihre Reiterei auf die Nachhut der Oesterreicher. Dieser bloßgestellte Flügel der feindlichen Armee hat nicht mehr Zeit, sich wieder mit dem Hauptcorps zu vereinigen; er stürzt unter dem Feuer, dem Schwert und dem Bajonet der Franzosen die Höhe hinter Jemmappe hinab. Das Fußvolk entkommt zum Theil, indem es die Waffen wegwirft und Gefangene und Todte zurückläßt. Die österreichische Reiterei, im Galop in die Moräste gesprengt, welche den Fuß der Höhe berühren, stürzt sich in die Haine, einen eingeklemmten, tiefen und reißenden Strom, der diese Moräste durchschlängelt. Vier- bis fünfhundert Mann und mehr als achthundert Pferde ertrinken in demselben, indem sie ihn zu durchschwimmen suchen. An den steilen und kothigen Ufern dieses Waldstromes gleiten die Füße der Pferde und die Hände der Menschen ab, welche sich daran klammern, um am Rande heraufzuklettern. Der

durch die Herbstregen angeschwollene Fluß wälzt diese todten Menschen und Pferde fort und wirft sie eine Meile weiter unten auf den Schlamm und unter die Binsen des ungeheuern Morastes. Ferrand schickte im Augenblicke den General Thouvenot an Dumouriez, um ihn von dem Erfolge seines linken Flügels in Kenntniß zu setzen. Der Herzog von Chartres sandte seinen Bruder, den Herzog vou Montpensier, an den Obergeneral mit der Meldung, daß die Schlacht wiederhergestellt und die Schanzen im Centrum verstummt seien.

39.

Während dieser verschiedenen Wellenbewegungen seiner Schlachtlinie und dieser Wechselfälle so vieler getrennten Kämpfe war Dumouriez voll Vertrauen auf sein Hauptcorps, das er an die ersten Staffeln der Schanzen des Centrums fortgerissen und geklammert sah, von Neuem zu Beurnonville hingesprengt.

Von den fünf Schanzen, welche die Höhen von Cuesmes kränzten, waren bloß zwei am Morgen unter seinen Augen durch die Tapferkeit Dampierre's genommen worden. Aber der Herzog von Sachsen-Teschen hatte seine besten ungarischen Bataillone und seine schwere Reiterei auf dem Gipfel und der Rückseite des Plateau zusammengezogen, welche die drei übrigen Schanzen beherrschte. Diese Position, welche zugleich den Kopf seiner Linie und die Verbindung mit der Stadt Mons deckte, war der Schlüssel des Sieges oder der Niederlage. Latour, Beaulieu, seine besten Generale, seine tapfersten Soldaten vertheidigten sie. Der Kern seiner Armee stand dort. Dumouriez hatte es erkannt. Mit Besorgniß kehrte er auf diesen Punkt zurück. In dem Augenblicke, in welchem er von Neuem dort erschien, brachten ihm Ordonnanzoffiziere, bestürzt über das Schwanken und Weichen seiner Schlachtlinie, die traurige Nachricht von der Flucht seiner drei Brigaden im Walde von Flénu. Dumouriez selbst empfand, nachdem er eine Höhe

hinangesprengt war und einen Augenblick seine weichende Linie und die in der Sonne funkelnden Helme der zahlreichen Reiterei Clairfayt's in der Ebene betrachtet hatte, jenes tödtliche Schwanken, welches den Feldherrn zwischen eine demüthigende Klugheit und einen verwegenen Starrsinn stellt. Er fühlte die Nothwendigkeit, seine beiden schon halb siegreichen Flügel zurückzuziehen, um sie wieder an ein Centrum zu schließen, von dem sie nicht mehr unterstützt wurden, und gesenkten Hauptes, nachdenklich und mit dem Entschlusse, den Rückzug zu befehlen, ritt er im Schritt die Höhe herunter.

Man sah an seinen Gesichtszügen, wie viel ihm dieser Entschluß kostete. Die Revolution und er bedurften eines Sieges. Es war das erste Feuer, das unsere Bataillone seit dem traurigen siebenjährigen Kriege gesehen hatten, denn Valmy war nur eine heldenmüthige Kanonade gewesen; es war die erste Gelegenheit, seinem Vaterlande jenen Ruf militärischer Ueberlegenheit wieder zu erwerben, der in der Stärke der Nationen mehr zählt, als eine Armee; es war die erste geordnete Schlacht, die er jemals selbst geschlagen hatte. Bis jetzt war er nur ein kluger Taktiker, er war noch kein siegreicher General gewesen. Die Jakobiner und der Convent hielten in diesem Augenblicke den Kranz des Triumphators oder das Beil der Guillotine über seinem Haupte. Der Ruhm, den er an diesem Tage errang oder verlor, erwarb ihm den einen oder das andere. Man forderte nicht Rechenschaft über einige tausend Leben, die seine Klugheit erhielt oder seine Verwegenheit verlor, man forderte Rechenschaft über den Ruhm der französischen Waffen und die Begeisterung der Revolution von ihm, die er beide mit dem Siege entschlüpfen ließ.

Dumouriez fühlte die Nothwendigkeit, vor seinem Ruhme zu sterben; denn er konnte die Folgen einer Niederlage oder eines Rückzuges gegenüber von eifersüchtigen Generalen, argwöhnischen Jakobinern und einem gedemüthigten Convente nicht

überleben. Er stieß seinem Pferd die Sporen in die Weichen und sprengte auf das Plateau von Cuesmes. Alles stand dort regungslos vor der furchtbaren Linie der kaiserlichen Infanterie und Reiterei, welche, wie wir gesehen haben, den Gipfel der Schanzen mit ihren Bataillonen und Schwadronen krönte. Kein General befehligte daselbst in diesem Augenblicke. Dampierre hatte sich entfernt, um seine Wunde zu verbinden. Beurnonville, der den äußersten Theil des rechten Flügels befehligte, hielt seine Brigaden bereit, den von den Oesterreichern angegriffenen Bataillonen zu Hülfe zu kommen. Es war eine jener Stunden, in welcher die gegenseitige Ungewißheit der beiden Lager die Schlachten schwanken und gleichsam Athem schöpfen läßt.

Die ersten Truppen, denen Dumouriez begegnete, waren zwei Infanteriebrigaden, bestehend aus drei Bataillonen jener jungen Söhne von Paris, die mit dem Tode zu spielen scheinen, und aus viertausend alten Soldaten seines frühern Lagers von Maulde, die schon lange in seinem Geiste geschult, ihm als Kinder seines Glücks schwärmerisch ergeben waren. Der Zufall warf sie ihm gerade zu rechter Zeit, im Augenblicke der Entscheidung seines Rufes und seines Lebens in den Weg.

Beim Anblicke ihres Generals erheben sich diese eingeschüchterten Soldaten, lassen die Schafte ihrer Gewehre dröhnend auf die Erde fallen, werfen ihre Hüte in die Luft und rufen: Es lebe Dumouriez! es lebe unser Vater! Ihre Begeisterung theilt sich den Bataillonen der Söhne von Paris mit. Ergriffen und gerührt, reitet der General, die Soldaten bei ihren Namen nennend, an der Fronte der beiden Brigaden hinab und schwört, daß er sie zum Siege führe. Sie versprechen ihm zu folgen. Zehn Schwadronen französischer Reiterei, Dragoner, Jäger, Husaren, von Zeit zu Zeit von den Kugeln der Schanzen durchfurcht, standen einige Schritte von da, in einer Bucht des Terrains im Treffen. Dumouriez fliegt an die Spitze dieser wankenden Schwadronen. Er schickt seinen vertrauten

Adjutanten, Philipp von Vaux, an Beurnonville, um ihn mit der Meldung, daß der Obergeneral im Gedränge sei, zum Angriffe zu stacheln. Die Oesterreicher erkennen Dumouriez an der Bewegung, die in seiner Umgebung entsteht, und an der Begeisterung und den Rufen der Franzosen; sie schicken eine ganze Division kaiserlicher Dragoner von der Höhe, um diesen Kern aus einander zu treiben und niederzuwerfen. Bewegunglos, wie Truppen am Tage einer Musterung, nehmen die Soldaten des Lagers von Maulde die Pariser Bataillone in die Mitte, lassen diese Masse Dragoner bis auf zehn Schritte heransprengen, zielen auf Brust und Kopf der Pferde und streckten mehr denn zweihundert nieder, welche mit ihren Reitern zu den Füßen der Bataillone rollen und sterben. Durch diesen Leichenwall gedeckt, schießen die beiden Brigaden die feindlichen Reihen zusammen, sobald sie in den Bereich ihres Feuers kommen. Dumouriez an der Spitze von zehn französischen Schwadronen wirft die Husaren von Bercheny gegen die bereits decimirten kaiserlichen Dragoner. Von diesen zusammengehauen, sucht endlich diese österreichische Reitereimasse in wilder Flucht die Straße von Mons und bringt durch den Anblick ihrer Niederlage die Kolonne des ungarischen Fußvolks zum Wanken. Beurnonville rückt im Eilmarsch mit seinen Reserven an. Er nimmt die Stelle der Oesterreicher auf dem Plateau ein, das diese so eben verlassen haben. Beruhigt von dieser Seite steigt Dumouriez unter seinen Soldaten vom Pferde und wird mit Jubel von ihnen empfangen. Er vereinigte diese beiden Brigaden mit dem reitenden Jägerregiment, das einer der beiden durch die Unerschrockenheit, womit sie sich mit ihren Schwadronen auf dem Schlachtfelde herumtummelten, bekannten Brüder Frescheville befehligte, und dem Husarenregiment Chamborand, an dessen Spitze der andere Bruder stand, sowie dem in unsern alten Kriegen aus ungarischen Abenteuern gebildeten Husarenregiment Bercheny, das durch seinen bloßen Namen in allen Kriegen

der Revolution Schrecken und Flucht verbreitete und von dem Oberst Nordmann befehligt war, zu einer Kolonne und stimmte den Hochgesang der Marseiller an, in den sein ganzer Stab und die fünfzehnhundert Stimmen der Söhne von Paris einfielen.

Unter diesem Gesang, der den Lärmen des Geschützes übertäubt, und die Soldaten und selbst die Pferde zum Wahnsinne der Begeisterung fortreißt, setzt sich die Kolonne in Bewegung und stürzt mit gefälltem Bajonet auf die Schanzen los. Die ungarischen Kanoniere haben nur so viel Zeit, ihre mit Kartätschen geladenen Stücke auf die vordern Reihen abzuschießen. Die Freiwilligen und die Soldaten klettern über die Glieder ihrer verstümmelten Kameraden weg auf die Schanzen und nageln die Körper der Ungarn mit dem Bajonet an ihre Lafetten. In dem dichten Pulverdampf, welcher dieses schmale Blutfeld umhüllt, kann man kaum die Franzosen von dem Feinde unterscheiden und erkennt sich oft erst, nachdem man sich erschlagen. Dieser Dampf bedeckt Wunder von Heldenmuth auf beiden Seiten. Man schlägt sich Leib an Leib in einem unheilverkündenden Schweigen, welches nur durch das Klirren des Eisens, das sich am Eisen reibt, durch den dumpfen Fall der Leichen, die von den Brustwehren hinabrollen, und durch das ungeheure Siegesgeschrei unterbrochen wird, das von jeder Staffel der eroberten Schanzen emporsteigt, wenn die Franzosen sie mit der Fahne des Bataillons gekrönt haben. Es gibt weder Fliehende, noch Gefangene; alle Ungarn sterben auf ihren verstummten Geschützen, ihre abgebrochenen Bajonette und Flinten noch in der Hand haltend.

40.

Beurnonville sprengte, von der Trunkenheit des Angriffes fortgerissen, mit der Masse seiner schweren Reiterei auf der rechten Seite der Schanzen hinter der österreichischen Kavalerie her. Mehr Soldat als General, eilte er seinen Schwadronen voraus und zwang von Zeit zu Zeit die letzten feindlichen Pelotons

sich zum Kampfe umzuwenden. Einmal in eine Schwadron Kuirassiere eingehüllt, die sich hinter ihm schließt, fallen alle seine Adjutanten; er selbst vom Pferde geworfen, aus dem er sich einen Wall bildet, vertheidigt sich mit Mühe gegen den Kreis von Säbeln, die gegen seine Brust gekehrt sind. Der Gendarmerielieutenant Labretèche, begleitet von einer kleinen Schaar seiner Reiter, die aus alten Soldaten besteht, bricht im Galop durch die österreichische Schwadron, wirft die Kuirassiere, welche Beurnonville am nächsten sind, mit der Brust seines Pferdes nieder, deckt ihn mit seinem Körper, der im Augenblicke von vierzig Säbeln durchstoßen ist, gibt der französischen Schwadron Zeit heranzukommen, und rettet seinen General, indem er sich für ihn dem Tode weiht. Als er entseelt auf den Armen seiner Soldaten weggetragen wurde, lebte und kämpfte Labretèche noch.

In dem Augenblicke, in welchem die Kolonne die eine der Schanzen angriff und wie von einer Begeisterung getragen, welche den Boden unter den Füßen der Soldaten elastisch macht, mit dem Rufe: Es lebe die Republik! vor Dampierre vorüberzog, bemerkte der General unter den Freiwilligen einen Greis mit weißen Haaren, welcher Thränen vergoß und an seine Brust schlug. „Was hast du, mein Freund?“ sagte Dampierre zu ihm; „ist es Zeit zur Betrübniß für einen Soldaten in dem Augenblicke, der ihn zum Siege oder zum Tode führt?“ — „O mein Sohn, mein Sohn!“ antwortete der alte Streiter sich selbst, „muß mir der Gedanke an deine Schmach einen so herrlichen Augenblick vergiften?...“ Er erzählte dem General, daß sein Sohn, der in das erste Pariser Bataillon eingeschrieben gewesen, seine Fahne verlassen habe, und daß er im Augenblicke selbst hingegangen sei, ihn zu ersetzen und sein Leben gegen den Arm hinzugeben, den die Feigheit seines Sohnes der Nation geraubt habe. Dieser Römerzug wurde in den Proklamationen Dumouriez' an seine Armee erwähnt. Die jungen Soldaten wollten den

Veteranen kennen, der den Fehler seines Sohnes durch sein Blut wieder gut machte, und sie dachten an ihren Vater, als sie ihn sahen.

41.

Kaum triumphirte Dumouriez auf seinem rechten Flügel, als er, ohne sich Zeit zur Befestigung seines Sieges auf diesem Punkte zu lassen, seinem Centrum zueilte, um den Sieg auch diesem wiederzubringen, das er noch immer durchbrochen und zersprengt glaubte. Er hatte so eben sechs Jägerschwadronen unter dem Befehle Frescheville's herausgezogen und sprengte, so schnell die Pferde laufen konnten, selbst an der Spitze derselben dahin, um sich auf die österreichische Reiterei im Walde von Flénu zu werfen, als er den Herzog von Montpensier im Galop heranfliegen sah. Dieser junge Prinz meldete ihm den Sieg des Herzogs von Chartres. Bald darauf berichtete ihm Thouvenot den Triumph seines linken Flügels zu Jemmappe. Dumouriez preßt diese beiden Boten seines Glücks in seine Arme; ein Siegesruf, der aus der Brust des Generals und der kleinen Gruppe seiner vertrauten Offiziere und Freunde hervorbricht, erhebt sich, von Frescheville's Schwadronen wiederholt, in die Lüfte und läuft von Cuesmes bis Jemmappe von Mund zu Mund über die ganze Höhenlinie, die jetzt von den Franzosen besetzt ist. Die Batterien schwiegen; man hörte nur noch die fliehenden Kanonen der Armee Clairfayt's und des Herzogs von Sachsen-Teschen, ihre wachsende Entfernung dämpfte den Laut derselben mehr und mehr. Es war die schönste Stunde des Lebens Dumouriez', sowie die erste der großen Kriegsstunden Frankreichs. Sieg und Freiheit feierten ihre Vermählung auf den Höhen von Jemmappe.

42.

Dumouriez, welcher dem Tage alle Früchte abgewinnen

wollte und konnte, wenn er der österreichischen Armee die Straße nach Mons abschnitt und sie in die Moräste der Haine warf, wo er ihre Trümmer ertränkt oder gefangen genommen hätte, schickte Adjutanten auf Adjutanten an den General von Harville, der die Armee von Valenciennes befehligte. Er stand als gesondertes Hülfscorps mehr in Reserve als in Schlachtlinie auf den Höhen von Ciply hart an den Vorstädten von Mons. Dumouriez ließ ihn nach erfochtenem Siege dringend auffordern, eiligst über das Thal zu fliegen, welches Ciply vom Berg Palisel trennt, die drei Schanzen zu erstürmen, welche diese Höhe decken, und dadurch den Oesterreichern den Weg nach Mons abzuschneiden.

Die Langsamkeit des Generals von Harville, die Ruhe Clairfayt's, die Unerschrockenheit der Ungarn, der Tiroler und der österreichischen Reiterei täuschten diese Hoffnungen Dumouriez'. Der Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfayt zogen sich langsam und noch drohend zurück, rückten in Mons ein, ohne verfolgt zu werden, und schlossen die Thore hinter sich. Der Ruhm eines Sieges und ein Schlachtfeld waren die einzigen Eroberungen Dumouriez'. Die Ermattung, die Erschöpfung an Munition, Blut und Kräften einer Armee, welche seit vier Tagen kämpfte oder bivouakirte, und das Bedürfniß der Nahrung zwangen den Obergeneral, den Truppen zwei Stunden Ruhe zu gönnen. Man theilte ihnen Brod und Branntwein auf dem Schlachtfelde aus. Dieser Halt auf eroberten Schanzen, auf erstürmten Plateaux, an niedergebrannten Dörfern, mitten unter Sterbenden und Todten, während das Ça ira und die Marseillaise den Seufzern der Verwundeten antworteten, bot dem Blicke Dumouriez', der im Schritte über den Kampfplatz hinritt, das Gemälde seiner Verluste und seines Sieges. Dieser General war Philosoph genug, um ein solches Schauspiel zu beklagen, Soldat genug, um es ins Auge zu fassen, ehrgeizig genug, um sich daran zu weiden. Er hatte nicht

einen seiner Vertrauten und Freunde verloren. Thouvenot, der Herzog von Chartres, der Herzog von Montpensier, Beurnonville, Ferrand, der treue und tapfere Baptist, die beiden jungen und schönen Heldinnen Felicitas und Theophile Fernig begleiteten ihn zu Pferde, die Todten beweinend, die Verwundeten aufrichtend und tröstend. Ein dreifaches Jubelgeschrei stieg, wenn Dumouriez nahte, aus dem Schooße der Brigaden, der Regimenter, der Bataillone empor. Kein Verwundeter warf ihm sein Blut vor, alle Ueberlebenden huldigten ihm für den Sieg und das Leben. Die Gewölke, welche den Morgenhimmel verdunkelt hatten, waren an beiden Enden des Horizontes durch die Salven der Artillerie zerrissen und verscheucht worden, und der Raum, den die Armee bedeckte, funkelte im Licht einer heitern Herbstsonne. Dichte Pulverdampfwolken krochen da und dort an den Seiten der Plateaux zwischen Cuesmes und Jemmappe hin. Einige von den Haubitzen angezündete Häuser und einige von den Patronen in Brand gerathene Gesträuche im Walde von Flénu brannten noch. Dreißig bis vierzig verlassene Geschützstücke mit ihren Wagen bedeckten die Schanzen. Viertausend Oesterreicher und Ungarn lagen auf den Abhängen oder dem äußersten Vorsprung der Höhe von Jemmappe todt in ihrem Blut. Zwölfhundert Pferde der österreichischen Artillerie oder Reiterei verendeten, den Kopf traurig emporgerichtet, und den Zaum noch im Arm ihrer todten Reiter.

Der Hainestrom und der Sumpf, den er durchzieht, zeigten hin und wieder Gruppen von Menschen und Pferden, die sich im Wasser oder im Schlamme abkämpften. Zweitausend französische Leichen und über zweitausend Pferde, deren Brust oder Seite von Kanonenkugeln zerschossen waren, zeugten von der Verheerung der österreichischen Schanzen in den Reihen der französischen Artillerie und Reiterei, welche von der Schlucht aus gegen sie angestürmt waren. Leichentreppen bezeichneten

von Strecke zu Strecke den Schritt der Bataillone und die Zwischenräume, welche der Tod zwischen zwei aufeinanderfolgenden Salven gelassen. Beinahe alle Schüsse, welche die Angreifenden getroffen hatten, waren tödtlich. Nur zwölf- bis fünfzehnhundert vom Kleingewehrfeuer oder Säbel Verwundete wurden von ihren Kameraden in die Feldlazarethe getragen. Die Andern waren vom Kartätschenfener todt niedergestreckt oder hauchten den letzten Seufzer aus, indem sie ihren General erkannten. Der Enthusiasmus, der ihre Gesicher in der Begeisterung des Angriffes belebt hatte, athmete noch auf ihren Zügen. Ihr Todeskampf war Triumph. Sie starben freudig, nicht wie Soldknechte, die dem Ehrgeize eines Führers geschlachtet worden, sondern wie Bürger, die ihr Leben von selbst hingegeben haben und stolz auf das Opfer sind, welches sie dem Vaterlande gebracht.

Die zur Armee gehörigen Wundärzte bemerkten, daß der Irrsinn derjenigen, welche am ersten oder zweiten Tage nach der Schlacht in den Spitälern von Mons starben, Patriotismus war, daß die Gemüthsaufregung, die sie in den Kampf gerissen hatte, fortdauerte und selbst in ihrem Todeskampfe noch anhielt, und daß die letzten Worte, die beinahe Alle aussprachen, irgend ein Refrain des Hochgesangs Rouget's von Lisle und die Namen Vaterland und Freiheit waren. Der Gedanke der Revolution hatte sich in der Armee verkörpert, er nannte sich in derselben Vaterland, und wenn er in Paris Märtyrer machte, so machte er in Jemmappe Helden.

43.

Als er wieder unter sein Zelt zurückkehrte, um die Befehle zu der vorwärts gerichteten Bewegung zu geben, die er beabsichtigte, wurde Dumouriez von einem andern Zuge angehalten. Es war der sterbende General Drouin, den seine Soldaten auf einer Bahre trugen, welche mit seinem blutgedrängten Mantel

bedeckt war. Für die Unordnung verantwortlich, durch welche das Centrum gefährdet und der Sieg einen Augenblick in eine Niederlage verwandelt worden war, schien Drouin den Fehler seiner Soldaten durch den Heldentod wieder gut zu machen, dem er sich hingegeben. Seine Waffengefährten triumphirten; er starb.

Auf Seiten der Oesterreicher gaben die Generale, die Offiziere, die Soldaten die Verschanzungen nur mit dem Leben auf. Es war nicht nur Belgien, um was sich die beiden Armeen stritten, es war der Ruf beider Nationen, und der Zauber der ersten Schlacht. Sie zerrissen die Höhe von Jemmappe, indem sie sich darum stritten. Jeder Kampf war ein Ringkampf. Man griff sich nur mit der blanken Waffe an. Beinahe alle österreichischen Generale wurden verwundet. Der Baron von Keim, welcher die ungarischen Grenadiere befehligte, ließ sich, als er sie wanken sah, vor seinen Truppen erschießen, um sie durch den Anblick seines Todes zur Rache zu entflammen.

Es war vier Uhr Abends. Der Tag hatte den Siegern nur noch eine Stunde zu geben. Die französische Armee rückte in Masse vor und besetzte die Vorstädte von Mons. Die Oesterreicher verließen die Stadt während der Nacht. Dumouriez zog am andern Morgen als Sieger in dieselbe ein. Seine Gegenwart brachte bei der Bevölkerung das Gefühl der Unabhängigkeit und Brüderlichkeit zum Ausbruch, das unter den Schritten der österreichischen Armee in ganz Belgien gährte. Die Behörden und die Einwohner begrüßten den Sieg und die Revolution in dem General und der Armee. Sie boten Dumouriez einen Eichenkranz und Dampierre, dem die Jakobiner von Mons auch einen Theil des Sieges zuschrieben, einen zweiten. Dumouriez war mit Recht eifersüchtig auf den Ruhm, den man auf diese Art zwischen ihm und einem seiner Lieutenants theilen wollte, dessen untergeordnete Operationen in seinen Augen dem Siege am meisten entgegengearbeitet

hatten. Der Sieg war ganz sein Eigenthum; denn er hatte ihn vor der Schlacht vorbereitet, während derselben geleitet und wieder hergestellt. Jemmappe gehörte Dumouriez, wie die That dem Gedanken gehört, in dem sie entsprungen. Sein erster Lohn war, ihn durch den Neid, diesen Schatten der großen Männer, sich streitig gemacht zu sehen. Der Sieg sogar wurde ihm bitter, und die Jakobiner wurden ihm verhaßter.

Siebenunddreißigstes Buch.

Dumouriez zaudert. — Belgien. — Danton. — Seine Pläne. — Dumouriez mißvergnügt. — Er verläßt Brüssel. — Er kommt nach Paris. — Er denkt an die Eroberung Hollands. — Er kehrt nach Brüssel zurück. — Verordnung des Convents. — Beurnonville. — Niederlage. — Dumouriez unterhandelt mit den Feinden. — Gerüchte von seinem Abfall. — Die Familie Orleans. — Commissäre in Dumouriez' Lager. — Dumouriez' Zurückberufung. — Er weigert sich, zu gehorchen. — Er liefert die Commissäre den Oesterreichern aus. — Abfall. — Dumouriez entrinnt dem Tode durch die Flucht.

1.

Die französische Armee fand in Mons zweihundert Stück Geschütz und ungeheure Vorräthe, welche für die kaiserliche Armee bestimmt waren. Dumouriez verlor fünf Tage daselbst mit Organisirung der Verwaltung des Landes und der Lieferungen. Seine Absicht war, Belgien unter dem Schutz einer französischen Armee über sich selbst verfügen zu lassen. Eine unabhängige Nation voll Haß gegen Oesterreich, Tochter unserer Revolution, genöthigt, mit uns zu leben oder zu sterben, und durch ihre Schwäche gezwungen, die Kornkammer, das Zeughaus, der Werbungsplatz und das Schlachtfeld unserer Nordarmeen zu werden, schien Dumouriez mit Recht von größerem Nutzen für sein Vaterland zu sein, als eine eroberte, unterjochte, geknechtete und von den Commissären des Convents und der Propaganda der Jakobiner ausgeplünderte Provinz. Er behandelte die Belgier bei seinen ersten Schritten als Brüder; die Commissäre und die Jakobiner wollten sie als Besiegte behandeln.

Während dieses gezwungenen, aber verderblichen Aufenthaltes in Mons, rückten die Lieutenants Dumouriez', seinen

Plan langsam und schwach ausführend, jeder in der Richtung vor, die er ihnen angewiesen hatte; Valence nach Charleroi, La Bourdonnaye nach Tournay und nach Gent. Nach einer Reihe von Vorpostengefechten vom 12. bis zum 14. November zog die Armee in die belgische Hauptstadt Brüssel ein, welche Abends vorher von dem Marschall Bender geräumt worden war.

Bei einem dieser Treffen zwischen der französischen Vorhut und der österreichischen Nachhut sah sich eine der jungen Amazonen Fernig, Felicitas, welche der Spitze der Kolonnen die Befehle Dumouriez' brachte, in dem Eifer, der sie fortriß, mit einer Handvoll französischer Husaren von einer Abtheilung feindlicher Uhlanen umzingelt. Nachdem sie sich mit Mühe von den Säbeln befreit hatte, die sie umkreisten, wendete sie mit einer Gruppe Husaren die Zügel um und sprengte zur Kolonne zurück, als sie einen jungen Offizier, belgischer Freiwilliger von ihrer Partei erblickte, der, vom Pferde heruntergeschossen, sich mit dem Säbel gegen die Uhlanen vertheidigte, welche ihm den Todesstoß zu geben suchten. Obgleich sie diesen Offizier nicht kennt, fliegt Felicitas bei diesem Anblicke dem Verwundeten zu Hülfe, tödtet zwei von den Uhlanen mit zwei Pistolenschüssen, jagt die Uebrigen in die Flucht, steigt vom Pferde, hebt den Sterbenden auf, übergibt ihn ihren Husaren, läßt ihn wegtragen, begleitet ihn, empfiehlt ihn selbst im Feldlazareth und kehrt zu ihrem General zurück. Dieser junge belgische Offizier nannte sich Vanderwalen. Bei dem Abzuge der französischen Armee in den Hospitälern von Brüssel zurückgelassen, vergaß er seine Wunden, aber die hülfreiche Erscheinung, die er auf dem Blutfelde gehabt hatte, konnte er nie vergessen. Dieses Frauengesicht unter den Kleidern eines Waffenbruders, das ihm im Gedränge entgegentrat, um ihn dem Tode zu entreißen, und das sich später im Feldlazareth über sein blutiges Bett beugte, schwebte unablässig vor seiner Seele.

Als Dumouriez ins Ausland geflohen war, und die Armee

die Spur der beiden jungen Kriegerinnen verloren hatte, die er mit in sein Unglück und seine Verbannuung hineingerissen, verließ Vanderwalen den Kriegsdienst und bereiste Deutschland, um seine Befreierin aufzufinden. Er durchwanderte lange vergebens die vornehmsten Städte des Nordens; nirgends konnte er etwas über die Familie Fernig erfahren. Endlich entdeckte er den Flüchtling im Hintergrunde Dänemarks. Seine Dankbarkeit verwandelte sich in Liebe zu der Jungfrau, welche die Kleidung, die Anmuth, die Schüchternheit ihres Geschlechtes wieder angenommen hatte. Er vermählte sich mit ihr und führte sie in ihr Vaterland zurück. Theophile, ihre Schwester und Ruhmgefährtin, folgte Felicitas nach Brüssel. Dort starb sie noch jung und unvermählt. Sie pflegte die Künste. Sie lebte der Musik und Dichtkunst wie Vittoria Colonna, und hinterließ Poesien, die das Gepräge eines männlichen Heldengeistes und eines weiblichen Zartgefühls an sich tragen und würdig sind, ihren Namen der Unsterblichkeit zu übergeben.

Diese beiden im Leben und im Tode, wie auf den Schlachtfeldern unzertrennlichen Schwestern ruhen unter derselben Cypresse in fremder Erde. Wo finden wir ihre Namen auf den Marmortafeln unserer Triumphbögen? Wo finden wir ihre Bildnisse in Versailles? Wo finden wir ihre Statuen auf unsern Grenzen, die sie mit ihrem Blute getränkt haben?

Die städtischen Behörden von Brüssel brachten die Schlüssel der Stadt in das französische Hauptquartier im Dorfe Anderlecht. „Nehmet diese Schlüssel zurück," sagte Dumouriez zu ihnen, „wir sind nicht Eure Feinde, seid Eure eigenen Herren und duldet das Joch des Fremdlings nicht." Die ganze Armee zog unter dem Jubel der Bevölkerung in Brüssel ein; aber der General wollte die Stadt nicht den Plünderungen einer im Felde stehenden Armee, noch diese Armee den Versuchungen und der Zügellosigkeit der Hauptstadt preisgegeben wissen. Er schloß seine Truppen in das Lager von Anderlecht ein. Vier-

tausend Mann belgischer Truppen, welche zu den Befreiern ihres Vaterlandes übergingen und die dreifarbige Kokarde aufsteckten, schaarten sich unter seine Fahnen und füllten die Lücken aus, welche die Schlacht von Jemmappe in unsere Armee gerissen hatte.

2.

Groß geworden durch diesen doppelten Triumph; theuer der Nation, deren Unabhängigkeit er bei Valmy gerettet; theuer seiner Armee, die ihm den Sieg verdankte; theuer den Belgiern, deren Freiheit er zu regeln versprach; glücklich als Minister, Diplomat, General, Administrator; ein Name, der sich an den ersten Sieg der Freiheit geknüpft; die Begeisterung und der Stolz einer ganzen Nation, war Dumouriez in diesem Augenblicke der eigentliche Diktator aller Parteien. Frau Roland schrieb ihm vertraute Briefe, worin die Begeisterung für den Ruhm das Gepräge der Trunkenheit an sich trug. Gensonné und Brissot forderten ihn dringend zur Eroberung Hollands und Deutschlands auf. Die Jakobiner krönten seine Büste in ihrem Sitzungslokale. Robespierre schwieg, um der allgemeinen Gunst nicht vor der Zeit zu widersprechen. Marat allein wagte es, Dumouriez zum Voraus als einen Ueberläufer oder als einen Cromwell zu bezeichnen. Der Convent empfing den tapfern Baptist, ehemals seinen Diener, jetzt seinen Adjutanten in seiner Mitte, ernannte ihn zum Offizier, erkannte ihm Ehrenwaffen zu und hörte die Erzählung seiner Waffenthaten aus seinem Munde. Danton und Lacroix erbaten sich von ihren Collegen die Sendung, den Sieger in Brüssel zu beglückwünschen und das eroberte Land hinter ihm zu organisiren. Endlich begab sich der Herzog von Orleans, der seine Tochter an Madame de Genlis nach Tournay sandte, selbst in die Nähe der Armee, wo seine beiden Söhne, Dumouriez' Mündel, das Hauptquartier zierten, so daß Dumou-

riez Republik oder Monarchie, wie er wählen wollte, in der Hand hatte. Jene Diktatur hatte sich für ihn verwirklicht, von welcher Lafayette bloß geträumt hatte. Ohne Zweifel war die Stunde noch nicht für ihn gekommen, sie zu proklamiren. Die kaum geborene Republik hatte noch nicht die Stufe jener Reue erreicht, welche die Herrschaft eines bewaffneten Oberhaupts über erschöpfte Parteien möglich macht; aber durch die anarchischen Bewegungen beschleunigt, welche Paris zerrissen und eine dieser Parteien nach der andern zu decimiren im Begriffe standen, konnte und mußte die Stunde kommen. Dumouriez durfte sich nur von der Strömung höher und höher emportragen lassen. Er that es nicht. Er hemmte die Bewegung selbst, die sein Glück mit sich führte. Statt einige Feldzüge lang für die Republik zu erobern, dachte er zu früh daran, sie zu zügeln. Danton begriff seine militärische Sendung und den verwegenen, plötzlichen, unerwarteten Impuls, den er, ohne rückwärts zu sehen, in diesem Augenblicke seinen Waffen geben mußte, besser als Dumouriez selbst. Seit der Verkündigung der Republik war der Friede nicht mehr möglich. Man mußte drein schlagen und die noch schlafenden Könige überfallen. In einer Stunde, wo er sich nur seines Schwertes erinnern sollte, erinnerte sich Dumouriez zu sehr, daß er Diplomat war. Er widerstand den Briefen Brissot's, den Aufreizungen Danton's. Er ließ England Zeit, zu spinnen; Holland, zu waffnen; Deutschland, nachzudenken; Belgien, sich zu erbittern; seiner eigenen Armee, sich abzukühlen; seinen Generalen, sich gegen ihn zu verschwören. Das Zaudern, das in den Zeiten der Ruhe so oft heilsam ist, stürzt in den Zeiten des Sturmes ins Verderben. Bewegung ist das Wesen der Revolutionen. Sie hemmen, heißt sie verrathen. Dies war von militärischer Seite Dumouriez' Fehler.

3.

Ohne Zweifel forderten die Belgier Schonung. Die Revolution, welche ihnen Dumouriez brachte, durfte keine knechtische und anarchische Nachahmung der Revolution von Paris sein. Die beiden Völker, die in Bezug auf die geographische Lage, den Boden und die Ideen einander so ähnlich sind, unterscheiden sich von einander in Bezug auf den Charakter. Gemästet von einem fruchtbaren nördlichen Boden; bereichert durch eine ausgebildete Industrie und einen einträglichen Handel; gezügelt durch einen strengen Katholizismus; durchdrungen von dem ungestümen Gefühle der städtischen Freiheiten und dem persönlichen Stolze des Bürgers, wodurch sie sich selbst unter der priesterlichen Zwingherrschaft Philipp's II. bemerklich gemacht hatten; frei im Herzen; begeistert für die Künste, in denen sie, besonders was Malerei und Musik betrifft, selbst mit Rom wetteiferten; entblößt von jenen großen Hauptstädten, in welchen die Hefe einer Nation sich anhäuft und zur Gährung kommt; ein Volk nur, und wenig Pöbel, machten sich diese Belgier einen andern Begriff von der Freiheit, als wir. Die Republik, welche ihnen entsprach, aristokratisch, bürgerlich und priesterlich, war nicht der Triumph eines stürmischen Pöbels über den Reichthum und die Aufklärung des übrigen Theiles der Nation; es war die regelmäßige Vertheilung der Rechte und Gewalten unter alle Klassen des Landes. In Frankreich war die Freiheit eine Eroberung, in Belgien war sie eine Gewohnheit. Ein Convent lag in der Nothwendigkeit des einen, ein Senat in der Natur des andern.

Aber es war nicht die Stunde, über die definitive Regierungs- und Verwaltungsform zu berathen, welche man Belgien geben sollte. Es zu erobern, es zu begeistern, es auf die Beine zu stellen, seine Revolutionsfreunde und Soldaten zur Eroberung Hollands und des Rheins mit sich zu reißen,

während er es durchzog, war die einzige Kriegsaufgabe Dumouriez'. Eine provisorische Regierung unter dem Schutz und Impuls der französischen Armee genügte für Alles. Die Zusicherung einer halb unabhängigen, den Diensten, welche uns das belgische Volk im gemeinsamen Kriege geleistet haben würde, entsprechenden Organisation war die einzige Politik, welche der Augenblick dem Convente und seinem General vorschrieb. Dumouriez wurde als Befreier Belgiens, nach dem Beispiele der römischen Feldherren, Schirmherr eines Volkes und hatte das Recht, die Subsidien und Vorräthe von diesem Volke zu verlangen, deren das Befreiungsheer bedurfte.

Der Convent, dessen Finanzen Cambon leitete, war zu erschöpft, um seine Armeen allein zu besolden und zu ernähren. Er schickte dem General auf dem Fuße Commissäre nach, die belgischen Provinzen und Städte zu besteuern. Diese Commissäre behandelten diese Provinzen und Städte mehr als erobertes, denn als verbündetes Land; sie warfen sich auf Belgien, wie auf eine Beute, und verwandelten die patriotischen Beiträge, die sie eintreiben und verwalten sollten, in Erpressungen für ihre eigene Person. In heftigem und erklärtem Kampfe deßhalb mit Cambon, mit dem Kriegsminister Pache und mit ihren Agenten in Belgien, trat der General zugleich den Finanzmaßregeln des Convents und den Bewegungen seiner eigenen Truppen hemmend in den Weg. Sie litten in der Kornkammer Europa's an Allem Mangel; sie murrten, sie gingen auseinander, sie liefen von der Fahne. In diesem Augenblicke kam Danton mit seinem Freund Lacroix in Brüssel an.

Danton hatte einen doppelten Zweck, als er Paris verließ und eine Sendung ins Lager begehrte. Erstens vermied er durch seine Abwesenheit die Nothwendigkeit, sich in dem offenen Kampfe zwischen den Jakobinern und Girondisten auszusprechen; zweitens näherte er sich dem Schauplatze der Diplomatie und des Krieges. Endlich konnte er die Diktaturpläne, über

welchen er brütete, und die Wiederherstellung einer constitutionellen Monarchie sicherer mit Dumouriez besprechen. Die verbürgtesten und vertrautesten Mittheilungen lassen keinen Zweifel über die wahren Gesinnungen Danton's in Betreff der Republik. Er verhehlte weder seiner Frau, noch seinen Angehörigen, noch seinen Vertrauten sein Verlangen, sich gegen die Anarchie zu kehren, sobald die Anarchie ihrer selbst müde sein würde; mit Preußen oder wenigstens mit England zu unterhandeln; wieder einen Thron aufzurichten und einen Prinzen darauf zu setzen, der in der Revolution eben so bloßgestellt wäre, als Frankreich. Dieser Prinz war damals der Herzog von Orleans, unter dessen Namen Danton selbst zu herrschen hoffte. Auf den Rath Danton's warf sich der Herzog von Orleans um diese Zeit in die Mitte der Armee und schlug für einige Monate seinen Sitz zu Tournay auf, unter dem Vorwande, seine Tochter und Frau von Genlis dort zu treffen.

Einstweilen, bis diese unbestimmten Pläne eine gewisse Festigkeit erlangt haben würden, bemühte sich Danton, den Vermittler zwischen Pache und Dumouriez zu machen. Es war ihm daran gelegen, einen General an der Spitze der Armee zu erhalten, der eben so wenig an das republikanische System glaubte, und sich eben so sehr zur Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie hinneigte, als er selbst.

Ohne sich also offen über die Frage der definitiven Vereinigung Belgiens mit Frankreich auszusprechen, schürten Danton und Lacroix das Feuer des Jakobinismus in Brüssel. Sie verbrüderten sich mit den überspanntesten Köpfen unter den Belgiern; sie vertheilten den Raub der Kirchen- und Klostergüter unter ihre Vertrauten. Ihr damals wachsendes Privatvermögen, dessen Quelle man nicht kannte, zog ihnen die Beschuldigung zu, sie ahmen die Erpressungen der römischen Proconsuln nach und erkaufen das Stillschweigen des Generals selbst durch einen Antheil an diesem Nationalraub.

Was es auch für eine Bewandtniß mit diesen Gerüchten haben möge, welche der unerklärte Luxus Danton's und Lacroix' und ihre Vertraulichkeit mit Dumouriez beglaubigte, ohne sie zu beweisen: die Verwaltungsmaßregeln der Franzosen zeichneten sich seit ihrem Einzuge in Brüssel durch Unordnung, Widerspruch, Mangel an Zusammenhang aus. Die Armee verlor ihre Kraft, die Republik ihre Achtung, der General die Gelegenheit, seine Eroberung zu befestigen und weiter vorzurücken.

Er gab La Bourdonnaye die Weisung, Antwerpen zu nehmen. Seine Vorhut brach unter dem Befehl Stengel's am 10ten von Brüssel auf und bemächtigte sich Mecheln's, des Zeughauses der Oesterreicher, wo man Kriegsvorräthe für einen Feldzug fand. Dumouriez selbst zog in Löwen und Lüttich ein. Antwerpen, welches bis jetzt den matten Angriffen La Bourdonnaye's widerstanden hatte, ergab sich dem General Miranda. Ein Monat hatte zur Eroberung Belgiens und des Fürstenthums Lüttich hingereicht. Danton, Lacroix und zweiunddreißig Commissäre des Convents oder der Jakobiner folgten der Armee von Lüttich und bestimmten dieses Land, gleich Savoyen seine Vereinigung mit der französischen Republik zu begehren. Dumouriez war dieser Maßregel entgegen, welche das noch unentschiedene deutsche Reich zwang, uns wegen dieser Zerstückelung des deutschen Bundes den Krieg zu erklären, und eröffnete mit demselben Widerwillen die Feindseligkeiten gegen Holland, indem er die Schelde aufbrach.

Die Schließung der Schelde richtete den Handel Antwerpens, der mit dem Handel Amsterdams wetteiferte, zu Grunde. Kaiser Joseph II. hatte, nachdem er im Interesse der seiner Herrschaft unterworfenen Länder Holland bekriegt hatte, um die Schifffahrt auf diesem Flusse frei zu machen, auf diesen Zweck des Krieges zuletzt verzichtet und die Schließung der Schelde um vierzehn Millionen Livres an die Holländer verkauft. Frank-

reich konnte bei der Eroberung der Niederlande diesen unwürdigen Vertrag, der zum Nachtheile seiner neuen Unterthanen selbst der Natur Fesseln anlegte, nicht achten. Die Republik gab dem Flusse die Freiheit zurück. Diese Wohlthat Frankreichs an den Belgiern erschien als Rechtsverletzung an den Holländern und den Engländern, welche damals die eifersüchtigen Schirmherren Hollands waren. Die Oeffnung der Schelde war für Pitt ein ebenso triftiger Beweggrund, der Republik den Krieg zu erklären, als das Schaffot Ludwig's XVI.

4.

Obgleich siegreich und in Winterquartiere verlegt, welche sich von Aachen bis Lüttich erstreckten, litt die französische Armee doch an Allem Mangel und schmolz unter dem doppelten Einflusse der Noth und des Aufruhrs täglich mehr zusammen. Sie zählte nur noch den vierten Theil ihrer Streitkräfte an Linientruppen. Der übrige Theil bestand aus jenen Freischaaren, die am Tage der Schlacht tapfer, am Tage darauf zügellos waren. Ohne Sold, ohne Schuhe, ohne Kleider liefen die Soldaten, welche stolz auf einen Sieg, aber unfähig zu einem Winterfeldzug waren, in Masse von der Fahne. Die Generale und Offiziere verließen ihre Cantonirungen, um sich in den Clubs und in den Genüssen der Städte Lüttich und Aachen zu verweichlichen. Die Commissäre des Convents, die Gesandten der Jakobiner von Paris, die sich mit den deutschen Revolutionsmännern verbrüderten und Lüttich zu einer demagogischen Pflanzstadt von Paris machten, banden dem General die Hände und raubten ihm alle Autorität. Die Sache aller Unterdrückten Europa's übernehmend, erließ der Convent auf das Verlangen Danton's ein Dekret, welches den regelmäßigen Krieg in eine allgemeine Aufwieglung verwandelte. „Der Convent," sagte dieses Dekret, „erklärt im Namen des französischen Volks, daß er allen Völkern, welche die Freiheit erlangen wollen, Brüder-

schaft und Hülfe anbietet. Er befiehlt den Generalen, den Völkern beizustehen und alle Bürger zu vertheidigen, welche um der Freiheit willen verfolgt würden oder verfolgt werden könnten." Der Krieg hatte keine Grenzen mehr. Es war nicht mehr die Diplomatie, es war nicht mehr der Krieg, es waren die Commissäre, welche geboten. Lüttich war ihrer Allmacht und ihren Erpressungen preisgegeben. Indessen schützte die proconsularische Autorität Danton's und Lacroix', welche immer heimlich mit Dumouriez eins waren, den General einigermaßen gegen die Forderungen der Clubisten von Lüttich und gegen die Angebereien der Agenten Pache's und besonders Ronsin's. Danton trachtete nach der Wiederherstellung seiner Schatzkammer, welche die Subsidien des Hofes nicht mehr speisten, und welche die Subsidien der eroberten Städte noch reichlicher speisen konnten.

5.

Unthätig und mißvergnügt, von Sorgen belagert und vom Bewußtsein gequält, daß ihm sein Ruhm mit seiner halbaufgelösten Armee entschlüpfe, schloß sich Dumouriez seit einigen Wochen im bischöflichen Palaste von Lüttich ein. Er sah Niemand als Danton und verstand sich selbst mit diesem nicht völlig. Der Sieger von Jemmappe büßte in geheimer Entmuthigung die Huldigungen ab, welche ganz Frankreich sonst seinem Namen zollte. Allein in den ungeheuern Sälen des Palastes von Lüttich herumirrend, betrachtete er zuweilen sein Schwert und fühlte sich versucht, den Knoten einer Lage, die er mit Ungeduld ertrug, vor der Zeit zu zerhauen.

Von Schwermuth und finstern Ahnungen belagert, öffnete er eines Tags einen Band von Plutarch, dieser Schule der großen Männer, und seine Blicke fielen auf die Worte dieses philosophischen Geschichtschreibers im Leben Kleomenes': „Da die Sache nicht schön ist, so ist es Zeit, ihre Häßlichkeit zu sehen und ihr zu entsagen." Diese Worte,

die dem Zustande seines Gemüths so sehr entsprachen, waren das Gewicht, welches seinen Geist zum Entschlusse der Ungeduld und des Verrathes hinabzog. Es war für Dumouriez nicht das Wort der Reue und der Weisheit, es war das Wort der Empörung und der Entrüstung wider sein Vaterland.

Es war der Augenblick, in welchem der Prozeß des Königs seiner Entwicklung nahte und der Fürst, dem er gedient und den er geliebt hatte, das Schaffot besteigen sollte, während er, sein Diener und Freund, das Schwert Frankreichs in der Hand hatte und seine Heere befehligte. Dieser Gegensatz zwischen seinen Verhältnissen und Gefühlen entriß ihm Thränen der Rührung und der Wuth. Er betastete heimlich seine Armee, um zu sehen, ob noch eine Faser im Herzen des französischen Soldaten beim Anblicke eines gefangenen Königs zittere. Die Republik allein schlug in demselben. Das Andenken so vieler Jahrhunderte der Knechtschaft lastete auf dem Herzen der Franzosen. Die Partei Robespierre's und der Jakobiner hatte ihre Seïde bei der Armee, selbst unter den Generalen, den Nebenbuhlern oder Feinden Dumouriez'. La Bourdonnaye, Dampierre, Moreton verschworen sich gegen ihn. Der General gab die Hoffnung auf, eine Masse seiner Armee in eine Bewegung gegen Paris hineinzureißen, und entwarf den Plan, das Entkommen der Gefangenen aus dem Temple mittelst einer Abtheilung leichter Reiterei zu begünstigen, welche unter einem militärischen Vorwand bis an die Thore von Paris rücken und durch unterlegte Pelotons die Flucht der königlichen Familie bis zu seinen Vorposten decken sollte. Es war der Traum Lafayette's, weniger ausführbar im Temple, als in den Tuilerien. Er schrieb an Gensonné und Barrère und ersuchte sie, ein Dekret vom Convente auszuwirken, welches ihn nach Paris riefe, um der Nationalversammlung gegen die Volksaufwieglungen der Gemeinde beizustehen. Kühn mit dem Worte, waren die Girondisten nicht kühn genug mit der That, um dem Con-

vente ein Schwert zu zeigen. Barrère, welcher die Zukunft ahnete, schälte sich bereits von den Girondisten los und schmiegte sich an Robespierre. Er gab dem General keine Antwort. Dumouriez reiste nach Paris, nachdem er eine Proklamation an die belgischen Völkerschaften erlassen hatte, worin er sie aufforderte, Urwahlen anzustellen und eine constituirende Nationalversammlung zu ernennen, welche ihr Loos entscheiden und ihre Freiheit organisiren würde.

6.

Dumouriez betrat Paris verstohlener Weise, mehr als Flüchtling, denn als Triumphator und verbarg sich in einem dunkeln Hause von Clichy. In dem Augenblicke, in welchem alle Leidenschaften für oder gegen die Verurtheilung Ludwig's XVI. gespannt waren, wollte er im Schatten bleiben, die Menschen beobachten, die Verhältnisse ausspähen; gleich unfähig, eine Wuth gegen den König zu heucheln, die er nicht im Herzen trug, oder sich allein und wehrlos für ein Schlachtopfer auszusprechen, das er beklagen durfte, aber nicht retten konnte. Dumouriez näherte sich nach und nach allen Personen und Parteien, um zu sehen, welche die stärkste sei, und um zu errathen, welcher die Krisis des Augenblicks die Leitung der Republik verspreche. Er versuchte alle mit dem hochherzigen Gedanken, das Leben des Königs zu schonen. Vollendeter Meister in der Führung geheimer Unterhandlungen, nahm er seine erste Rolle wieder an und bebte vor keiner Intrigue, vor keiner Maske zurück, um mit den vornehmsten Führern der öffentlichen Meinung zu verkehren und ihre Politik, ihre Eitelkeit oder ihr Interesse zu ködern. Mit der einfachsten Uniform bekleidet, in den Mantel eines Reiteroffiziers gehüllt, begab er sich in den Stunden des Abends zu Fuße in dritte Häuser zu verabredeten Zusammenkünften und zu wechselseitigen Freunden. Der Ruhm, dessen Strahlenkranz ihn umgab und die

unbestimmten Hoffnungen, die sich an den General und Liebling des Sieges und der Armee knüpften, öffneten ihm alle Thüren. Er sah insgeheim Gensonné, Vergniaud, Roland, Pétion, Condorcet, Brissot. Die Republik, welche diese Redner so eben erst zur Welt gebracht hatten, erschreckte sie bereits mit ihren Uebertreibungen; sie erkannten das kaum geborene Kind ihres philosophischen Ideals nicht in derselben, sie zitterten vor ihrem Werke und fragten sich mit Entsetzen, ob die Demokratie ein Ungeheuer geboren.

Gensonné schmeichelte sich mit der Hoffnung, den König zu retten; Barbaroux empörte sich über die Wildheit der Pariser; Vergniaud schwur, seinem Vaterlande diese Schmach zu ersparen, und müßte er der Einzige sein, der dem Volke diesen Kopf verweigerte; Roland und seine Frau begehrten um so sehnlicher, die Schlachtopfer zu retten, je mehr sie sich vorwarfen, sie preisgegeben zu haben. Pétion war gerührt und sagte, er liebe Ludwig XVI. als Menschen, obgleich er ihn als König vom Throne gestürzt. Aber außer Vergniaud zeigte sich Keiner von ihnen entschlossen, die Erhaltung seiner Partei der Erhaltung dieses Kopfes aufzuopfern; namentlich zeigte sich Keiner geneigt, einen von Dumouriez geleiteten Kampf gegen die Gemeinde vorzubereiten und zu versuchen. Trotz des Zaubers von Dumouriez' Namen schienen ihnen einige unsichere Regimenter der Besatzung von Paris und einige von Barbaroux begeisterte Bataillone Föderirter von Marseille unfähig, mit Erfolg gegen die allgemeine Bewegung zu kämpfen, welche in diesem Augenblicke das Volk bis auf den Grund aufrührte. Dumouriez, welcher in der Tiefe seines Herzens mehr Neigung zu diesen republikanischen Aristokraten, als zu allen Uebrigen hatte, zog sich beim Anblicke ihrer Schwäche und Unmacht traurig von ihnen zurück. Er beklagte und verachtete sie.

Durch Westermann's Vermittlung mit Santerre verbunden, lebte er während seines Aufenthalts in Paris in geheimer Ver-

traulichkeit mit diesem Oberbefehlshaber; er sah bei Santerre die Führer der Gemeinde und selbst die Septembermänner; er suchte Panis, Santerre's Schwager und Robespierre's Freund, zu verführen und ließ Robespierre'n durch Panis einflüstern, ihm allein gehöre es, den König zu retten.

7.

Robespierre, der in Dumouriez schon einen zweiten der Achtserklärung verfallenden Lafayette ahnete, lehnte jede Berührung mit ihm ab; er wollte keine andere Diktatur, als die Diktatur der öffentlichen Meinung; er verabscheute jedes Schwert; er wartete, bis sich der Strahlenkranz von Jemmappe, welcher Frankreich in diesem Augenblicke blendete, zerstreut haben würde, um den siegreichen General als einen Verschwörer anzuschuldigen. Dumouriez spielte den Republikaner bei den Jakobinern. Aber er überzeugte sich mehr und mehr, daß die Jakobiner eine vulkanische Macht seien, welche sich weder leiten, noch im Zaum halten lasse. Er beschloß, ihre Ansichten zu heucheln, bis sie ihm selbst die Kraft gegeben haben würden, sie zu beherrschen. Dieser innige Verkehr zwischen den Jakobinern und ihm machten Pache und den Vollziehungsrath geschmeidiger gegen die Pläne zur Eroberung Hollands, die er vorlegte. Seine bei Santerre, bei Panis, bei Dessieux, bei den Jakobinern, im Convent erneuerte Popularität gab ihm die Kühnheit, als Herr des Krieges zu sprechen. Er fand Gehorsam in den Ausschüssen des Convents, wie in dem Kabinette Pache's; Marat allein getraute sich, ihn in seinem Blatte anzugreifen. Bei einem Gastmahle bei Santerre wagte es Dubois-Crancé, ein hoch in der Volksgunst stehender Militär und Jakobiner, Marat's Freund, den Sieger von Jemmappe zu beschimpfen und sogar mit der Geberde zu bedrohen. Dumouriez stand auf, legte die Hand an den Griff seines Säbels und bot trotz seiner kleinen Statur der riesen-

haften Größe und aufgehobenen Faust Dubois-Crancé's die Stirne. Die Gäste warfen sich zwischen die beiden Krieger und verhinderten das Blutvergießen, das aus der Beleidigung hervorgegangen wäre.

8.

Indessen brütete der entrüstete General bereits Rache. Unter dem Vorwande der Krankheit während der Tage, welche der Hinrichtung des Königs vorangingen und folgten, in seine einsame Zelle in Clichy eingeschlossen, sah er Niemand, als seine drei Vertrauten, Westermann, Lacroix, Danton. Er brachte diese unheilvollen Tage mit Nachdenken über seinen militärischen Plan zur Eroberung Hollands und seinen politischen Plan zur Bändigung und Zügelung der Revolution zu. Von der Rache Marat's bedroht, den er auf dem Pont-Neuf zu schlagen gewagt hatte, lächelte Westermann zum Voraus über die Demüthigung dieser Demagogen vor dem Säbel einer siegreichen Armee. Danton munterte unter der Hand diese Hoffnungen der Kriegsmänner auf; er glaubte an einen verzweifelten Kampf der Revolution und der Throne. Er meinte, man müsse die Augen des Volkes, das die philosophische Glorie der Revolution noch nicht zu fassen vermöge, mit der militärischen Glorie blenden. Alle diese Rücksichten, Verstand, Herz und Ehrgeiz machten ihn zum Anhänger der künftigen Größe Dumouriez'. Lacroix wurde durch die Begierde, sein Glück zu machen, an ihn gefesselt.

9.

Der mit der politischen Verschwörung Dumouriez' verbundene militärische Plan beruhte auf folgenden Combinationen: Er rückte von Antwerpen mit fünfundzwanzigtausend Mann ins Herz Hollands bis zum Kanal von Moerdyk, einem Meeresarme, welcher das Haag, Rotterdam, Harlem deckt und, einmal überschritten, alle festen Plätze unnütz macht, welche diese

reichen Gegenden vertheidigen. Er regte die republikanische Gesinnung der Bataver an und gab die Herrschaft den Feinden des Hauses Oranien und den zahlreichen Geächteten zurück, welche der letzte Revolutionsversuch gegen den Statthalter unter die französischen Fahnen geworfen hatte. Die batavische Legion und zweitausend Mann, die nach Antwerpen berufen wurden, bildeten die Vorhut dieses Befreiungszuges. Nach vollendeter Eroberung reinigte Dumouriez die Armee von allen Freischaaren, deren Gegenwart seinen Plänen zuwiderlief. Er wollte nur die Linientruppen, die sich am meisten in seinen Willen fügten, und die Generale, die seinen Absichten am meisten geneigt waren, in Holland behalten. Er hob dreißigtausend Soldaten in Belgien, dreißigtausend in Holland aus und vereinigte auf diese Art eine unabhängige und so zu sagen persönliche Armee in seiner Hand. Er bemannte die Plätze und die Flotte des Texel; er berief die Vertreter der beiden Nationen: die Belgier nach Gent, die Bataver nach dem Haag; er constituirte sie unter dem Schutze seiner Armee zu zwei verbündeten, aber von einander unabhängigen Republiken; er erklärte die Neutralität gegen England; er schloß einen Waffenstillstand mit dem deutschen Reich und rückte an der Spitze dieser vereinigten Armee nach Paris, um die Republik daselbst zu regeln. Das letzte Wort dieser Militärverschwörung überließ Dumouriez als vertrauensvoller Abenteurer dem Zufalle. War es seine eigene Diktatur? war es das Triumvirat mit Danton? war es die constitutionelle Monarchie von 89 unter dem Scepter des Herzogs von Chartres? War es endlich das lebenslängliche Protektorat von Holland und Belgien für ihn selbst? Und gedachte er sich aus den Trümmern so vieler Throne einen Thron unter dem Titel eines Herzogs von Brabant aufzurichten? Er sagte es nicht; er wußte es nicht. Niemand begriff besser, welch unermeßlichen Antheil man dem Schicksal an den Plänen der Menschen überlassen muß.

10.

Dumouriez kam mit einer Schnelligkeit der Bewegung, welche der Elasticität seiner Entwürfe glich, in Brüssel an, warf seine Kolonnen ins Feld, überraschte Holland, nahm Breda und Gertruydenberg, gelangte beinahe ohne Widerstand bis Moerdyk, bildete eine Flotille, um es zu vernichten, und näherte sich der Vollendung des ersten Theiles seines Plans, ehe sich die holländische Trägheit rührte, um den zwölftausend Mann, mit denen er den Umsturz eines Staates versuchte, irgend eine imposante Macht entgegenzusetzen. Der Geist, welcher in Holland herrschte, kämpfte für ihn. Die Holländer, eine germanische Nation, deren Charakter durch die Berührung mit dem Meere modificirt ist, streifen zugleich an den Deutschen und an den Engländer, schwerfällig wie der Eine, frei wie der Andere. Das Meer scheint den Nationen, welche seine Ufer bewohnen, das Gefühl und den Willen der Freiheit einzuflößen. Der Ocean, dessen Anblick die Gedanken entfesselt, scheint auch die Völker zu entfesseln. Genöthigt, sich so zu sagen einen künstlichen Boden zu bauen, ihr Reich durch die Marine zu erweitern, es durch den Handel zu bereichern, es in der Ferne durch Kolonien in Ostindien zu vervollständigen, hatten sich die Holländer unter Philipp II. durch das Schwert des Hauses Oranien von der spanischen Tyrannei befreit. Die Unabhänigkeit der Vereinigten Provinzen hatte ihre Befreier unter dem Titel Statthalter gekrönt. Bundesrepublik unter einem erblichen, reichen, lehensherrlichen, geliebten, selbstmächtigen Statthalter, war diese Verfassung, deren Glieder republikanisch, deren Haupt monarchisch war, erst in neuester Zeit durch schwere Kämpfe zwischen der Statthalterschaft und dem Bunde erschüttert worden.

Während Dumouriez gegen das Haag und gegen Amsterdam rückte, kam ein Befehl des Convents, der seine Pläne

durchkreuzte. Der Fürst von Koburg hatte seine Armee in Köln gesammelt, das französische Heer überall zurückgeworfen, das belagerte Maestricht entsetzt und zog nun an der Spitze von sechszigtausend Mann zur Wiedereroberung Belgiens aus. Demoralisirt durch ihre Unfälle, verhaßt durch ihre Zügellosigkeit beim belgischen Volke, liefen die französischen Soldaten in Masse von der Fahne. Ueber zehntausend Freiwillige kehrten bandenweise in das Departement du Nord zurück. Die vor Löwen gelagerten Truppen verloren ihre Zelte, ihr Gepäck und die Kanonen ihrer Bataillone. Von den Generalen, die sie befehligten, hatte keiner Ansehen und Macht genug, einen Rückzug aufzuhalten oder zu leiten, der sich in eine Flucht umzuwandeln drohte. Dumouriez allein konnte die Armee wieder fassen und das Glück zurückführen, das in seiner Abwesenheit entschlüpft war. Er eilte nach Löwen. Erbittert über diesen Anfang des Unglücks, ergoß er sich auf dem ganzen Wege mit berechnetem Eifer in Vorwürfe, in Schimpfreden und beinahe in Drohungen gegen den Convent, dem er unsere Zerrüttung beimaß, indem er sie noch übertrieb. Es war, als wollte er absichtlich den Belgiern und seinen eigenen Soldaten die bevorstehende Möglichkeit einer bewaffneten Empörung gegen die Proconsuln von Belgien und gegen die Tyrannen von Paris nahe legen. Er streute auf seinem Wege Unzufriedenheit, Verachtung, Entrüstung gegen sie aus. Er versuchte den Aufruhr in Worten, ehe er ihn in der That versuchte.

11.

Danton und Lacroix, welche die Krisis voraussahen, waren wieder nach Paris gegangen, um den Zusammenstoß zu mildern, der zwischen dem General und dem Convente bevorstand. Die Commissäre Camus, Merlin von Douai, Treilhard und Gossuin hatten sich mit dem Strome der Ausreißer nach Lille zurückgezogen, um sie unter dem Schutze der Mauer der

Stadt festzunehmen und wieder zu organisiren. Sie suchten den Obergeneral in Löwen auf. Sie warfen ihm die Akte der höhern Verwaltung, die er sich in Brüssel erlaubt hatte, und unter Anderem die Zurückgabe der Silbergeräthe der Kirchen vor. Dumouriez antwortete als ein, Frankreich und der Nachwelt, nicht dem Convente verantwortlicher Gebieter. „Gehen Sie in die Cathedralen von Belgien", sagte er zu Camus, einem strengen Jansenisten, welcher den überspanntesten Aberglauben mit dem unbeugsamsten Jakobinismus vereinigte, „und sehen Sie, wie die Hostien mit Füßen getreten werden, wie sie auf dem Boden der Kirchen zerstreut sind; wie die Tabernakel, die Beichtstühle zerschlagen, die Gemälde zerrissen sind! Wenn der Convent solchen Verbrechen seinen Beifall zollt, wenn er sich nicht an ihnen stößt, wenn er sie nicht bestraft, um so schlimmer für ihn und mein unglückliches Vaterland. Wissen Sie, daß, wenn es eines einzigen Verbrechens bedürfte, um ihn zu retten, ich dieses Verbrechen nicht begehen würde. Dieser Zustand der Dinge entehrt Frankreich, und ich bin entschlossen, es zu retten." Erstaunt über eine solche Kühnheit der Sprache, fingen die Commissäre an, den dumpfen Gerüchten Glauben zu schenken, welche Dumouriez der Absicht beschuldigten, Gewalt gegen Gewalt anzuwenden. „General", sagte Camus, welcher es noch nicht wagte, seine Muthmaßungen für Verbrechen zu nehmen, „man klagt Sie des Strebens nach der Rolle Cäsars an; wenn ich dessen sicher wäre, so würde ich Brutus und würde Sie niederstoßen." Dumouriez, welcher sich zu sehr entschleiert hatte, rief jene Leichtfertigkeit des Benehmens und jene Ironie des Witzes zu Hülfe, welche seiner Verstellung zur Hülle dienten, und antwortete: „Mein lieber Camus, ich bin nicht Cäsar, Sie sind nicht Brutus, und die Drohung, von Ihrer Hand zu sterben, sichert mir die Unsterblichkeit." Der General verließ die Commissäre und schrieb an den Convent einen drohenden Brief, worin er ihm frech die Entblö-

ßung der Armee, die Erpressungen seiner Agenten, die unpolitische Vereinigung Belgiens mit Frankreich, die Entweihungen, die Tempelschändungen, die Räubereien, welche die Schritte unserer Armee in einem befreundeten Lande bezeichneten, zum Vorwurfe machte und die Unfälle bei Aachen, bei Lüttich und Maestricht zur Last legte. Er übertrieb diese Unfälle, um mehr Bitterkeit in seine Vorwürfe zu legen. Er nahm von diesen Beschuldigungen nur den General Beurnonville, seinen Zögling und Freund, aus.

Beurnonville hatte so eben Pache's Stelle im Kriegsministerium angetreten. Dieser General, welchen Dumouriez seinen Ajax nannte, war durch den Einfluß und auf den Vorschlag Danton's ernannt worden. Dumouriez bot am Schlusse seines Briefes seine Entlassung an. Diese Entlassung von welcher er oft sprach, war eine Herausforderung, die er seinen Feinden hinwarf. Der Convent wußte wohl, daß das Vertrauen und die Liebe der Truppen nie einen andern General annehmen würde.

12.

Die Armee zitterte vor Freude, als sie ihren Führer wieder sah. Sie glaubte den Sieg in ihm wieder zu finden. Dumouriez behandelte Offiziere und Soldaten, wie ein Vater, der seine Kinder wieder findet. Die kriegerische Strenge seiner Vorwürfe fügte nur die Achtung zu der Begeisterung, welche er einzuflößen wußte. Die Armee zählte noch vierzigtausend Mann alter und kernfester Infanterie und fünftausend Mann Kavalerie von jenen tapfern Regimentern, deren jedes sich in der alten Armee einen Kriegsnamen erobert hatte. Sie zählte überdies auf ihren Flanken, auf ihrer Operationslinie in den belgischen Garnisonen und in dem gesonderten Corps, welches Holland besetzte, ungefähr vierzigtausend weitere Kämpfer. Von den vierzigtausend Mann, die er unter seiner Hand hatte, gab Dumouriez achtzehn Bataillone rechts an den General

Valence, eben so viel für das Centrum an den Herzog von Chartres, eben so viel links an Miranda; eine Reserve von acht Bataillonen Grenadiere an den General Chancel, eine starke Vorhut von sechstausend Mann an den alten General Lamarche, früher Husarenoberst, der unter seinen weißen Haaren die Begeisterung seiner Jugend bewahrte. Am 16. März griff Dumouriez die Oesterreicher bei Tirlemont an und drängte sie zurück.

Der Fürst von Koburg, welcher täglich neue Verstärkungen erhielt und mehr als sechszigtausend Kämpfer unter seinen Befehlen entfaltete, hatte seine Armee zwischen Tongres und Saint-Tron zusammengezogen. Die drei Dörfer Nerwinde, Oberwinde und Midlewinde waren vom österreichischen General vor seiner Linie als Schlachtfeld und Preis des Sieges zwischen den beiden Armeen gelassen worden. Dumouriez stellte seine Armee in mehren Kolonnen auf: drei zur Rechten unter dem General Valence, um den linken Flügel der Oesterreicher zu umgehen und Saint-Tron zu bedrohen; zwei im Centrum unter dem Herzog von Chartres, der auch die Reserve befehligte; drei zur Linken unter dem General Miranda. Er gab am 18. mit Sonnenaufgang das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Seine Kolonnen auf der Rechten rückten ohne Hinderniß bis zur Höhe von Saint-Tron vor; aber dort von Reitereimassen zurückgeworfen, wichen sie gegen die Infanterie des Centrums zurück, um sich an sie zu lehnen. Der Herzog von Chartres nahm zweimal das Dorf Nerwinde, gab es aber ein drittes Mal auf, nachdem er den General Desforets, seinen besten Lieutenant, an seiner Seite hatte fallen sehen. Dumouriez nahm dieses Dorf mit Aufopferung von Infanteriekolonnen ein viertes Mal. Der Andrang der österreichischen Massen nöthigte ihn, es von Neuem zu räumen. Von dem Herzog von Chartres und dem Obergeneral hundert Schritte vom Dorfe wieder gesammelt, hielten die vereinigte Infanterie und Kavalerie des Centrums und des

rechten Flügels mehre Male die Angriffe von fünfzehntausend Mann österreichischer Reiterei aus. Valence, der als Soldat kämpfte, erhielt einen Säbelhieb und wurde vom Schlachtfelde weggetragen. Thouvenot ließ die Reihen sich öffnen, um die Schwadronen durchzulassen; demaskirte Kanonen, die mit Kartätschenkugeln geladen waren, und warf diese verstümmelte Reiterei zurück. So schien die Schlacht von Nerwinde auf dem rechten Flügel und im Centrum der Franzosen gewonnen oder schwankend.

Aber der linke Flügel, der aus Freiwilligen bestand und von Miranda befehligt wurde, wich zurück, nachdem er den größten Theil seiner Generale und Offiziere durch das grobe Geschütz verloren hatte. Miranda zog sich, ohne den Obergeneral zu benachrichtigen, mit seiner Division mehr als zwei Meilen hinter die Schlachtlinie zurück. Da nun der linke Flügel der Armee, auf welchem nach Dumouriez' Plan die ganze Schlacht beruhte, dem Centrum und dem rechten Flügel abging, wurde die Bewegung gegen Nerwinde und Saint-Tron unmöglich. Die Armee hatte keine Basis mehr. Als Dumouriez gegen Abend bemerkte, daß feindliche Infanterie- und Reiterei-massen vom rechten auf den linken Flügel des Fürsten von Koburg strömten, begann er die Niederlage oder den Abfall Miranda's zu argwohnen. Er ließ seinen Vertrauten Thouvenot zurück, um das Centrum und den rechten Flügel zu überwachen, und sprengte im Galop beinahe allein gegen die Positionen, die er Miranda angewiesen hatte. Er fand sie von seinen Truppen verlassen und von Clairfayt besetzt und entkam den österreichischen Husaren nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Seinen linken Flügel auf dem Rückzuge mitten in der Nacht auf Umwegen allein verfolgend und erstaunt über diese Stille und Einsamkeit, traf er an den Thoren von Tirlemont einige Bataillone Freiwilliger ohne Geschütz und ohne Reiterei an der Landstraße.

13.

Diese Flüchtlinge theilten ihm den Verlust von dreitausend Waffengefährten mit, die sie auf dem Schlachtfelde gelassen. Erstaunt über die unbewegliche und sorglose Haltung Miranda's in Tirlemont, machte ihm der General strenge Vorwürfe und brachte die Nacht mit Ertheilung von Befehlen zum Rückzug an den Herzog von Chartres und an Valence zu. Diese beiden Corps hatten schon drei Generale und zweitausend Mann todt auf dem Schlachtfelde liegen, hatten mehre Kanonen eingebüßt und sechstausend Freiwillige verloren, welche ausgerissen waren und gegen Löwen flohen.

Auf das Gerücht von dieser Niederlage erschienen Danton und Lacroix in dem Augenblicke in Löwen, in welchem Dumouriez besiegt in diese Stadt zurückkehrte. Sie kamen als Vermittler wieder von Paris und beschwuren den Obergeneral, den gebieterischen Brief zurückzunehmen, den er an den Convent geschrieben hatte. Sie brachten die Nacht mit Versuchen zu, ihn zu überreden, er möchte im Interesse seiner Lage und im Interesse ihres gemeinschaftlichen Ehrgeizes noch einige Rücksichten gegen den Convent beobachten. Dumouriez stellte ihnen ein Billet von sechs Linien zu, welches zwar nicht widerrief. aber mäßigte. Danton reiste in derselben Nacht wieder ab. Er fühlte, daß die Stütze wich, die seine Politik in Dumouriez suchte, und begriff mit seinem schnellen aber sichern Instinkt, daß eine Niederlage ein schlechtes Vorspiel der Diktatur sei.

14.

Kaum war Danton wieder abgereist, als der Oberst Mack, Chef des Generalstabs des Fürsten von Koburg, als Parlamentär in Löwen einzog und einen geheimen Vertrag mit Dumouriez schloß, welcher den Marsch der beiden Armeen bis Brüssel Schritt für Schritt regelte. Die Kaiserlichen sollten den Rückzug der Franzosen achten und ihre Feindseligkeiten auf

jene unbedeutenden Gefechte zwischen Vor- und Nachhut beschränken, welche nur deßhalb nothwendig sind, um das Einverständniß der Führer vor den Truppen zu verbergen. Ungeachtet dieser Vorkehrungen, welche den Kaiserlichen die Wiederherstellung Belgiens und Dumouriez den unangefochtenen Rückzug sicherten, verwandelte sich dieser Rückzug von Löwen für die Franzosen in eine Flucht. Kaum konnte Dumouriez, der es nicht wagte, mit einer in der Auflösung begriffenen Armee in Brüssel Widerstand zu leisten, mit der Besatzung dieser Stadt und mit seinen besten Regimentern eine feste Nachhut von ungefähr fünfzehntausend Mann bilden, um den Marsch der Ueberreste seiner Armee nach Frankreich zu decken. Er ließ den General Miranda verhaften und schickte ihn auf Befehl des Convents als Sühnopfer unserer Unglücksfälle nach Paris.

An demselben Tag hatte eine letzte und verhängnißvolle Conferenz zu Ath zwischen dem Oberst Mack und Dumouriez statt. Der Herzog von Chartres, der Oberst Montjoie und der General Valence waren dabei anwesend. Die ganze orleanistische Partei, welche bei der Armee war, wohnte mit ihren ersten Häuptern dem Akte bei, der die Republik stürzen und durch die Hand des Volkes und der Soldaten die constitutionelle Krone auf die Stirne eines Prinzen dieses Hauses drücken sollte. Dumouriez vergaß, daß eine Krone, die mitten auf einer Flucht im Abfall aufgelesen und einerseits von den Oesterreichern, andererseits von einem an seinem Vaterlande den Verräther machenden General dargeboten wurde, nie auf der Stirne eines Königs halten konnte. Während Dumouriez nach Paris ziehen wollte, um die Verfassung umzustürzen, sollten die Oesterreicher als Hülfsmacht auf den französischen Boden vorrücken und Condé als Pfand erhalten.

15.

In diesem geheimen Vertrage wetteiferte der Wahnsinn mit

dem Verrath. Dumouriez, welcher den Rubicon zu überschreiten glaubte und unablässig die Rolle Cäsars vor Augen hatte, vergaß, daß Cäsar nicht die Gallier nach Rom führte. Wenn er seine Armee an einer jener Parteiungen betheiligte, welche die Republik spalteten; wenn er, nachdem er den auswärtigen Feind besiegt und die Sicherheit der Grenzen hergestellt hatte, nach Paris rückte und die Diktatur an sich riß, so war dies eines jener politischen Attentate, welche die Freiheit nie verzeiht, aber der Erfolg und Ruhm bisweilen in Zeiten der äußersten Noth entschuldigen; wenn er aber seine Armee und seine festen Plätze dem Feinde auslieferte; wenn er die feindlichen Legionen, gegen welche ihn sein Vaterland in den Kampf geschickt hatte, selbst gegen sein Land führte; wenn er diesem mit Hülfe des Auslandes eine Regierung aufzwang, so übertraf er das Unrecht der Ausgewanderten tausendmal, denn die Ausgewanderten waren nur Ueberläufer, die Verbündeten von Ath waren Verräther.

Nach dieser nächtlichen Conferenz verfügte sich Dumouriez mit seinem Generalstab nach Tournay. Er umgab sich mit sechstausend Mann Reiterei, die seiner Person am meisten ergeben waren; er vertheilte in die benachbarten Festungen Lille, Valenciennes, Condé, sowie in die Lager von Maulde und Saint-Amand die Generale und Truppen, die er am leichtesten fortzureißen hoffte, und bereitete Alles zu dem großen Verrathe vor, womit er Europa in Erstaunen setzen und den Convent zermalmen wollte.

Da er indessen seine Absicht verbergen und zugleich halb enthüllen mußte, um den Geist der Truppen darauf vorzubereiten, entstand das dumpfe Gerücht von dem Verrathe, den er brütete, um ihn her und verbreitete sich wie das Vorgefühl irgend eines großen Verbrechens bis nach Paris. Danton und Lacroix blieben regungslos und legten Mißtrauen gegen einen General an den Tag, den sie so stolz und gereizt gesehen hat-

ten. Die Girondisten, Feinde des Namens Orleans, verdächtigten einen General, welcher zwei Prinzen dieses Hauses in seinem Stabe hatte. Sie machten überdies darauf aufmerksam, daß Frau von Sillery, die Freundin und Vertraute Philipp Egalité's, und seine Tochter, eine Prinzessin von sechszehn Jahren, in demselben Augenblicke sich zu Tournay befanden, wo Dumouriez seine Gewebe daselbst anzettelte, so daß das Hauptquartier des Generals der Republik dem anticipirten Hof einer Monarchie Orleans glich. Die Jakobiner schickten drei Emissäre, Proly, Dubuisson und Pereyra ab, um den General auszuforschen und zur Unterstützung ihrer Partei gegen die Gironde zu bestimmen. „Glaubt nicht," sagte Dumouriez, als er sie gehört hatte, „daß Eure Republik bestehen könne. Eure Thorheiten und Verbrechen haben sie so unmöglich gemacht, als sie verhaßt ist."

6.

Indessen schien Dumouriez, welcher drohte, statt zu handeln, jener Geisteszerrüttung zur Beute geworden zu sein, welche den Menschen bei Vollführung eines Verbrechens befällt und seinen Handlungen das Zusammenhangslose und Bewegte seiner Gedanken mittheilt. Seine ganze Kühnheit vergeudete sich in Worten, er gab seiner Armee Zeit zum Nachdenken und folglich zur Reue. Mit seinem Stab und seinen ergebensten Regimentern in die kleine Stadt Saint-Amand zurückgezogen, vernahm er dort Schlag auf Schlag die Uebergabe der Citadelle von Antwerpen an die Oesterreicher, die Niederlage des Heeres von Maulde und die patriotische Insurrektion der Bürger der Garnison Lille gegen den General Miaczinsky, den er beauftragt hatte, sich dieser Stadt zu bemächtigen.

Dumouriez hatte Niemand mehr um sich zu Saint-Amand, als den Herzog von Chartres, den Herzog von Montpensier, dessen Bruder, den General Valence, den Generaladjutanten

Montjoie, Thouvenot, Nordmann, den Oberst des Regiments Bercheny, und die Offiziere seines Generalstabes. Er hatte die Prinzessin Adelaide von Orleans, Schwester des Herzogs von Chartres, zu Tournay gefunden und nach Saint-Amand geführt, um sie gegen die Oesterreicher und den Convent zugleich zu schützen. Diese junge, mit edler Grazie, frühreifem Geiste, energischer Seele begabte Prinzessin irrte damals, durch die Gesetze gegen die Emigration aus ihrem Vaterlande, durch den Abscheu, den der Name ihres Vaters den Feinden der Revolution einflößte, aus dem Auslande verstoßen, an den Grenzen Frankreichs und Belgiens umher. Durch eine Freundschaft an ihre Brüder gefesselt, welche das Unglück, die Verbannung und der Thron nach einander erproben und verklären sollte, suchte sie im Lager den Schutz der Armee. Sie hatte zur Begleiterin eine andere Jungfrau ihres Alters, Paméla Seymour, welche durch das öffentliche Gerücht als eine natürliche Tochter des Herzogs von Orleans und der Frau von Genlis bezeichnet wurde. Diese junge Person, die sich durch eine glänzende Schönheit auszeichnete und wie eine Schwester der Prinzen und der Prinzessin von Orleans erzogen worden war, hatte sich zu Tournay so eben mit Lord Eduard Fitz-Gerald, einem Sohne des Herzogs von Leinster, ersten Pairs von Irland, vermählt. Dieser junge irische Patriot entflammte sich im französischen Lager mit der Begeisterung für die Freiheit. Er ließ sich bald darnach in eine Verschwörung zur Befreiung Irlands von dem Joche Englands ein; und als Haupt dieser Verschwörung zum Tode verurtheilt, entging er der Hinrichtung durch den Selbstmord im Kerker und hinterließ den Patrioten seines Landes einen Namen weiter zur Verehrung.

17.

Frau von Sillery-Genlis, Vertraute des Herzogs von Orleans, befand sich ebenfalls im Hauptquartier. Noch verfüh-

rerisch durch ihr Gesicht, ausgezeichnet durch ihren Geist, geschaffen zur Intrigue, gab diese Frau durch ihre Gegenwart der Verschwörung Dumouriez' die Farbe des Hauses Orleans. Der General Valence war ein Schwiegersohn der Frau von Genlis, der Herzog von Chartres und der Herzog von Montpensier waren ihre Zöglinge, die Prinzessin Adelaide war ihr Mündel, die Jakobiner waren ihre Verfolger. Ihr Haus versammelte jeden Abend die vornehmsten Führer derjenigen Corps, die man ködern und verleiten mußte, um sie gegen die Republik zu wenden. Dumouriez fühlte, daß er dort eine ganze Revolution zum Geisel hatte. Wenn er nicht offen die Fahne der Dynastie Orleans aufsteckte, war diese Umgebung ein Banner, das er mit Wohlgefallen entfaltete, um der öffentlichen Meinung die Hoffnungen einer revolutionären Monarchie nahe zu legen und einzupflanzen. Selbst durch diese Rolle als bewaffneter Beschützer einer jungen, reizenden, verfolgten Prinzessin verführt, legte er eine Verehrung gegen sie an den Tag, welche der Armee das Beispiel der Achtung gab.

Mitten unter diesen verbannten Frauen und dieser der Republik verdächtigen Gesellschaft wartete Dumouriez müßig, bis ihm seine Armee Gewalt anthun und ihn gegen Paris fortreißen würde. Indessen kündigten ihm dumpfe Symptome von allen Seiten den Abfall seiner Generale an, welche der Gedanke empörte, gegen das Vaterland zu ziehen. Von der Unzufriedenheit einer Armee bis zu der That, welche ihre Waffen gegen ihr eigenes Vaterland kehrt, ist es so weit, als vom Murren zum Verbrechen. Dumouriez hatte das Murren seiner Soldaten für Meinung und den Ungehorsam für Empörung gehalten. Man wußte bereits zu Saint-Amand, daß der Convent den Entschluß berieth, den er in Betreff des rebellischen Generals fassen sollte, und daß er diesen an seine Schranke zu rufen im Begriffe stand, um Rechenschaft über sein Benehmen von ihm zu fordern. Danton, Robespierre und sogar

Marat, welche eine Spaltung der Armee im Angesichte eines siegreichen Feindes scheuten und nicht an den Verrath glauben wollten, hatten es mit Mühe dahin gebracht, daß diese Maßregel auf einige Tage hinausgeschoben wurde. Mittlerweile war das Lager mit Spionen des Convents angefüllt; und die Freiwilligen, weniger Soldaten als Bürger, belauerten die Schritte ihres Generals selbst.

Sechs von diesen Freiwilligen aus einem Bataillon von der Marne, deren Geist durch das Geflüster der Armee aufgeregt war, wagten es, sich mit den Waffen in der Hand in die Gegenwart des Generals zu drängen; das Wort Republik war mit Kreide auf ihre Hüte geschrieben. Sie forderten ihren Heerführer auf, den Befehlen zu gehorchen, die er vom Convente empfangen würde, und erklärten ihm, daß sie als Nachfolger des Brutus geschworen hätten, ihn niederzustechen, wenn er zaudern würde, der Stimme des Vaterlandes zu gehorchen. Nachdem ihnen der General auf eine Weise geantwortet hatte, welche ihren Verdacht bestätigte, traten sie vor, um ihn zu umringen; aber der treue Baptist, der ihre Bewegungen mit dem Auge belauerte, warf sich der Wache rufend mit dem Säbel in der Hand zwischen seinen Gebieter und die Soldaten. Die Freiwilligen wurden ergriffen, entwaffnet und ins Gefängniß geworfen. Dumouriez übertrieb absichtlich die Gefahr, die er bestanden hatte, und verbreitete das Gerücht von einem Mordversuch, der auf ihn gemacht worden sei, um die Gemüther durch die Entrüstung wieder an sich zu fesseln. Es gelang ihm. Adressen, die von allen Corps unterzeichnet waren, sprachen ihren Abscheu vor diesem Mordversuch und ihr unerschütterliches Vertrauen auf ihren Führer aus.

18.

Indessen hatte der Convent nach langem Schwanken endlich das Dekret erlassen, welches den General seiner Armee ent-

riß und nach Paris rief, um sich über seine Beschwerden und seine Pläne zu erklären. Dumouriez suchte sich über die Bedeutung eines solchen Dekretes nicht zu täuschen. Er fühlte sich zu schuldig, um der Untersuchung seines Benehmens die Stirne zu bieten; er sah wohl, daß, einmal von seinen Soldaten getrennt, ein General, der die Republik zittern gemacht, der Armee nicht mehr zurückgegeben würde; er wollte lieber in einem bewaffneten Versuche gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes unterliegen, als ihnen demüthig seinen Kopf ohne Wehr und Rache darbieten. Ueberdies vereitelte, wenn auch die Schlauheit seiner Reden, die Kühnheit seiner Haltung und der Einfluß Danton's seine Freisprechung bewirken würden, schon seine bloße Abwesenheit alle zwischen Mack und ihm verabredeten Pläne. Er war also fest entschlossen, dem Convente den Gehorsam zu verweigern; und wenn er ihn nicht länger täuschen konnte, so bereitete er sich zu seiner letzten That, der Empörung gegen die Commissäre vor, die man gegen ihn zu schicken wagen würde.

So standen die Sachen, als man am 2. April Mittags meldete, daß der Kriegsminister selbst im Lager angekommen sei. Es war Beurnonville, Dumouriez' persönlicher Freund. Beurnonville stieg von den vier Commissären Camus, Lamarque, Bancal und Quinette begleitet aus dem Wagen: Camus, ein strenger Mann, der die Härte des Jansenismus und die Bedenklichkeiten der Redlichkeit in die Revolution brachte; Lamarque, ein wortreicher und deklamatorischer Advokat, der mit lautem Geschrei den Patriotismus in den Armeen predigte; Bancal, ein kluger und gemäßigter Mittler, der geeignet war, versöhnend zwischen die Leidenschaften der Parteien zu treten; Quinette, ein Mann, bei welchem die angeborene Liebe zur Ordnung der Begeisterung für die Freiheit die Wage hielt, und der stets die Theorie an den Grenzen der Wahrheit und den Patriotismus an den Grenzen der Gerechtigkeit zu halten suchte.

9.

Beurnonville warf sich beim Eintritte in Dumouriez' Arme, als wollte er den Zuschauern durch diese Geberde zeigen, daß er den General nur durch seine Gefühle und Erinnerungen an das Vaterland fesseln wolle. Er sagte zu ihm, er habe selbst die Commissäre begleiten wollen, welche das Dekret des Conventes überbringen, um die Macht der Freundschaft zu der Stimme der Pflicht zu gesellen. Camus, welcher Dumouriez die Verlegenheit einer öffentlichen Unterhaltung ersparen und der vertraulichen Vermittlung der Commissäre mehr Spielraum und Innigkeit geben wollte, ersuchte den General, die Zeugen, welche den Erguß der Herzen hemmen würden, zu entfernen oder in ein einsameres Zimmer zu gehen. Ein Murren der anwesenden Generale und Offiziere erhob sich bei diesen Worten, welche den Argwohn rege machten, als wollte man ihren General dem Schutze ihrer Blicke und Säbel entziehen. Dumouriez beruhigte diesen Ausbruch mit einer Geberde. Er führte Beurnonville und die Commissäre in sein Kabinet; aber die Generale verlangten, daß die Thüre offen bleiben sollte, um wo nicht die Worte, doch wenigstens die Sicherheit des Gespräches zu überwachen. Camus überreichte Dumouriez das Dekret. Der General las es mit einer an Verachtung grenzenden Gleichgültigkeit und antwortete, es dem Commissär zurückgebend, die Vollziehung dieses Dekretes wäre die Auflösung der Armee und der Untergang des Vaterlandes; er weigere sich nicht, zu gehorchen, aber er wolle zu seiner Stunde, nicht zu der Stunde seiner Feinde gehorchen. Er bot ironisch seine Entlassung an. Die fühlbare Ironie dieser Worte entging den Commissären nicht. „Aber was werden Sie nach erhaltener Entlassung thun?“ fragte Camus neugierig. „Was mir belieben wird,“ antwortete der General stolz. „Nur erkläre ich Ihnen, daß ich nicht nach Paris gehen werde, um mich von

einem Revolutionsgericht erniedrigen und verurtheilen zu lassen." — „Sie erkennen also dieses Gericht nicht an?" entgegnete Camus. „Ich erkenne es als ein Gericht voll Blut und Verbrechen an," erwiderte Dumouriez; „und so lange ich einen Zoll Stahl in der Hand habe, werde ich mich ihm nicht unterwerfen."

20.

Die übrigen Commissäre, welche von der Bitterkeit der Worte zwischen Camus und Dumouriez eine gewaltsame Entwicklung fürchteten, legten sich voll Dienstfertigkeit ins Mittel und beschwuren den General, der Form halber dem Befehle zu gehorchen, der ihn nach Paris riefe; sie setzten ihren Kopf zum Pfande, daß der befriedigte Convent ihn unmittelbar wieder zu seiner Armee schicken würde. Quinette erbot sich, ihn zu begleiten, ihn mit seinem Körper zu decken und ihn in sein Hauptquartier zurückzuführen. Bancal führte die schönen Beispiele von Gehorsam gegen das Vaterland an, welche die großen Männer des Alterthums gegeben. „Die Römer," antwortete Dumouriez, „haben Tarquinius nicht getödtet; sie hatten weder Jakobinerklubs, noch ein Revolutionsgericht: Tiger wollen meinen Kopf und ich will ihnen denselben nicht geben. Weil Sie die Römer anführen, so erkläre ich Ihnen, daß ich oft die Rolle des Decius gespielt habe, aber daß ich nie den Curtius machen und mich in den Abgrund stürzen werde." — „Sie wollen also dem Convent nicht gehorchen?" fragte Camus kategorisch. „Ich schwöre Ihnen," antwortete Dumouriez, „daß ich, sobald mein Vaterland eine Regierung und Gesetze haben wird, ihm Rechenschaft von meinen Handlungen ablegen und mich seinem Gericht unterwerfen werde; jetzt wäre dies eine That des Wahnsinns."

Die Commissäre zogen sich zur Berathung in ein anderes Gemach zurück. Dumouriez blieb einen Augenblick mit Beur-

nonville allein; er suchte den Minister zu verführen, indem er ihn auf die Gefahr, der er sich in Paris aussetze, aufmerksam machte und ihm den Oberbefehl über seine Vorhut anbot. „Ich weiß," antwortete Beurnonville heldenmüthig, „daß ich meinen Feinden unterliegen muß, aber ich werde auf meinem Posten sterben. Meine Lage ist schrecklich! Ich sehe, daß Sie entschieden sind und eine verzweifelte Maßregel zu ergreifen im Begriffe stehen; ich bitte Sie um die einzige Gunst, mich das Loos, das Sie den Abgeordneten vorbehalten, welcher Art es immer auch sein mag, theilen zu lassen." — „Zweifeln Sie nicht daran," antwortete Dumouriez, „und ich glaube, wenn ich es thue, Ihnen nützlich zu sein und Sie zu retten."

Dumouriez und Beurnonville kehrten in den Saal zurück, wo der Generalstab versammelt war. Nordmann, der Oberst des Husarenregiments Bercheny, das vor der Wohnung des Generals in Schlachtlinie stand, hatte Befehl erhalten, dreißig auserlesene Mann seines Regiments an die Thüre zu stellen und zur Vollziehung der an sie ergehenden Befehle bereit zu halten. Diese Husaren waren sämmtlich Deutsche oder Elsässer. Die Verschiedenheit der Sprache sicherte sie gegen die patriotische Beredsamkeit der Commissäre; sie kannten nur die Stimme ihres Obersten.

Nach einer Stunde der geheimen Berathung, wobei der unbeugsame Camus mit Unerschrockenheit die Mäßigung bekämpfte, welche seine Collegen noch angewendet wissen wollten, um dem Vaterlande diese Spaltung zu ersparen, traten die Abgeordneten ein. Die Ruhe der Entschlossenheit, die Autorität des Gesetzes, der männliche Schmerz über ihre Sendung sprach aus ihren Gesichtern. Sie forderten den General noch einmal auf, dem Dekret zu gehorchen. Der General verweigerte diesen Gehorsam aufs Neue. „Wohlan!" sagte Camus, „ich erkläre Sie aller Ihrer Funktionen enthoben, Sie sind nicht mehr General, ich verbiete, Ihnen zu gehorchen,

ich befehle, sich Ihrer Person zu bemächtigen, und ich versiegle Ihre Papiere." Das dumpfe Gemurmel des Generalstabs und die Bewegung der Offiziere, welche sich mit der Hand auf ihren Waffen näherten, um ihren General zu decken, zeigte den Commissären, daß ihre Stimme mißachtet und vielleicht ihr Leben bedroht war; sie hatten es ihrer Pflicht geopfert. „Das ist zu stark!" rief Dumouriez, „es ist Zeit, so viel Kühnheit ein Ziel zu setzen," und in deutscher Sprache rief er die Husaren herein. „Nehmen Sie diese vier Menschen fest," sagte er zum Offizier, der sie befehligte, „aber man thue ihnen nichts zu leid; nehmen Sie auch den Kriegsminister fest, aber man lasse ihm seine Waffen." — „General Dumouriez," rief Camus, „Sie richten die Republik zu Grunde!" Die Husaren schleppten die Commissäre des Conventes fort; und Wagen, die während des Gesprächs bereit gemacht worden, führten sie unter dem Geleite einer Schwadron Berchenyhusaren nach Tournay, wo sie dem österreichischen General Clairfayt als Geisel überliefert wurden.

21.

Unmittelbar nach der That, welche den letzten Schleier seiner Umtriebe zerriß, ließ Dumouriez die feindlichen Generale um neue Zusammenkünfte bitten, seinen Marsch mit dem ihrigen zu verabreden. Er stieg am andern Tage zu Pferde und begab sich in sein Lager. Dort hielt er eine Rede an seine Soldaten, worin er das Ereigniß des vorhergehenden Tages als ein Attentat der Jakobiner schilderte, welche der Armee ihren General und den Kindern ihren Vater entreißen wollten. Die Truppen überschütteten ihren General mit Beifallsbezeigungen. Die Demüthigung des bürgerlichen Gesetzes vor dem Säbel freut den Soldaten immer. Um sein Vertrauen auf die Anhänglichkeit seiner Truppen besser an den Tag zu legen, schlief Dumouriez im Lager. Sein Plan war, seine Truppen nach

Orchies zu werfen, von wo aus er Lille, Douai und Bouchain zugleich bedroht haben würde. Er wollte sich auch Condé's versichern, das er den Oesterreichern als Pfand auszuliefern versprochen hatte. Am 4. April ging er von Saint-Amand ab, um diesen ersten Akt seines Verrathes zu vollenden.

Fünfzig Husaren sollten seine Eskorte bilden, aber diese Eskorte ließ auf sich warten. Er stieg bloß vom Herzog von Chartres, vom Oberst Thouvenot, vom Generaladjutanten Montjoie, von seinen Adjutanten und von acht Ordonnanzhusaren begleitet zu Pferde und verfolgte mit diesen dreißig Reitern die Straße nach Condé. Er hatte im Lager den Befehl hinterlassen, ihm seine Eskorte, wenn sie bereit sein sollte, auf derselben Straße nachzuschicken. In vollkommener Sicherheit ritt er, die verzweifelten Wendungen seines Unternehmens im Geiste hin und her wälzend, seines Weges, als ihm eine halbe Meile von Condé ein Adjutant des Generals Neuilly, der diese Stadt befehligte, im Namen seines Generals die Nachricht brachte, daß die Besatzung in der Gährung begriffen sei und die Truppen sich kaum mehr im Zaume halten lassen. Sie fingen an, sich verrathen zu fühlen. Sie entrüsteten sich über die verdächtigen Zusammenkünfte zwischen ihren und den feindlichen Generalen; sie erklärten laut, daß sie dem Vaterlande für Condé verantwortlich seien, und daß sie kein neues Corps, welches die Vertheidigung des Platzes gefährden könnte, einlassen werden. Dumouriez stieg am Rande der Straße vom Pferde und dachte über den Ernst eines Zufalles nach, an welchem sein Plan scheiterte. In diesem Augenblicke kamen drei Bataillone Freiwilliger, welche aus eigenem Antrieb mit ihrer Artillerie nach Condé rückten, an ihm vorüber. Der Offizier, der sie befehligte, war der nachmalige Marschall Davoust. Erstaunt über einen Marsch, den er nicht befohlen hatte, stellte Dumouriez die Offiziere dieser Bataillone heftig zur Rede und gebot ihnen, zu halten.

22.

Die Bataillone machten Halt. Dumouriez entfernte sich hundert Schritte von der Straße und trat in eine Hütte, um einen Befehl zu schreiben, als wilde Rufe, die aus dem Schooße der Bataillone drangen und eine plötzliche und verworrene Bewegung der Kolonne, welche sich aufstaute, ihm sagten, daß es Zeit sei, auf seine Sicherheit zu denken. Durch den Anblick Dumouriez' und den Widerspruch seiner Befehle und Gegenbefehle plötzlich von der Wahrheit erleuchtet, wollten die Freiwilligen den Verrath vereiteln, indem sie die Verräther faßten. Einige hatten bereits auf den General angelegt und drohten Feuer zu geben, wenn er sie nicht erwarte. Dumouriez schwang sich eiligst wieder aufs Pferd und entfloh mit seiner schwachen Eskorte unter den Verwünschungen und Schüssen im Galop über die Felder. Ein Kanal, der einen Morast begrenzte, hielt sein Pferd an. Schon decimirt ein Hagel von Kugeln die Gruppe, welche ihn umgibt. Zwei Husaren werden getödtet. Zwei Diener, welche die Brieftasche und den Mantel des Generals tragen, fallen an seiner Seite. Thouvenot wird sein Pferd unter dem Leibe erschossen. Er springt hinten auf das Pferd des tapfern Baptist. Jetzt verläßt der General sein Schlachtroß. Es fliegt erschrocken in die Bataillone und wird im Triumph von ihnen nach Valenciennes geführt. Die jüngere der Töchter Herrn von Fernig's verliert ihr Pferd ebenfalls. Auch ihre Schwester Felicitas steigt von ihrem Renner und gibt ihn Dumouriez. Die beiden Jungfrauen setzen mit einem Sprung über den Kanal und schwingen sich auf die Pferde, welche der Herzog von Chartres in seinem Gefolge hat. Der Sekretär des Generals, Cantin, stürzt während des Uebersetzens und kommt unter den Leib seines Pferdes zu liegen. Fünf Menschenleichen, acht todte Pferde, ein Gefangener, das Gepäck und die geheimen Papiere des Generals bleiben im Kanal. Der übrige Theil der flüchtigen Gruppe jagt, vom Lager von

Breuille abgeschnitten, wohin sich Dumouriez wieder zu wenden gedachte, und bis an die Schelde von den Kugeln der Freiwilligen verfolgt, in wilder Eile über die Moräste. Die beiden jungen Amazonen, welche die Wege kennen, führen den General bis zu dem Fahrzeuge, auf welchem er mit ihnen und dem Herzog von Chartres über den Fluß setzt. Die Pferde werden verlassen. Das Gefolge, welches der Kahn nicht zu fassen vermochte, floh die Schelde entlang und kehrte in das Lager von Moulde zurück. Baptist streute dort das Gerücht von der Ermordung des Generals durch aufrührerische Freiwillige aus und rief die alte Anhänglichkeit der Linientruppen an Dumouriez wieder ins Leben.

Indessen vertiefte sich der General, nachdem er über die Schelde gesetzt hatte, von Mattigkeit erschöpft, zu Fuß in die schlammigen Felder, welche den Fluß begrenzen. Er pochte an die Thüre eines kleinen Schlosses. Man versagte ihm Anfangs den Eingang; als aber seine Gefährten seinen Namen nannten, empfing er Obdach und Nahrung von denselben Belgiern, die er vor sechs Monaten erobert hatte. Baptist stieß mit Einbruch der Nacht wieder zu ihm. Er theilte ihm die Entrüstung des Lagers mit, das aufs Neue für ihn entflammt sei. Mack kam in der Nacht an. Er gab dem flüchtigen General eine Eskorte von fünfzig kaiserlichen Dragonern die ihn in sein Lager von Moulde zurückführte. Mit Ausnahme einiger finsterer Gesichter und einiger Blicke, worin der Argwohn mit der Anhänglichkeit kämpfte, empfingen alle Corps Dumouriez als einen noch angebeteten Führer. Er sammelte das Husarenregiment Bercheny und einige ergebene Schwadronen Kuirassiere und Dragoner um sich und rückte an der Spitze dieser Reiterei bis Rumigies, von dem sein Lager von Saint-Amand noch eine Meile entfernt war. Er glaubte seine Armee wieder gewonnen zu haben und beharrte auf der Ausführung des Planes mit Condé, welcher Tags zuvor gescheitert war.

Aber die Artillerie des Lagers von Saint-Amand hatte auf das falsche Gerücht von dem Tode Dumouriez', der in der Schelde ertrunken sein sollte, ihre Generale verjagt, ihre Geschütze bespannt und den Weg nach Valenciennes angetreten. Ganze Divisionen setzten ihre Offiziere ab oder rissen sie mit sich fort und verließen dieses Lager, in welchem sie sich durch den Verrath ihres Obergenerals zu Werkzeugen unbekannter Umtriebe mißbraucht sahen.

Auf diese Nachrichten, welche Schlag auf Schlag nach Rumigies gebracht wurden, ließ Dumouriez die Feder fallen, welche Befehle an seine verschwundene Armee schrieb. Er fühlte die Schwäche eines Menschen gegen ein Vaterland und einer Intrigue gegen eine Revolution. Er stieg mit den beiden Brüdern Thouvenot, dem Herzoge von Chartres, dem Oberst Montjoie, dem Oberstlieutenant Barrois, Herrn von Fernig und seinen beiden Töchtern zu Pferde und begab sich ohne Eskorte nach Tournay, wo ihn der General Clairfayt nicht wie einen feindlichen General, sondern wie einen unglücklichen Bundesgenossen empfing. Die Anhänglichkeit, welche Dumouriez seinen Soldaten einzuflößen gewußt hatte, war so groß, daß die achthundert Mann des Regiments Bercheny und die Husaren von Sachsen von selbst in Tournay wieder zu ihm stießen. Die Soldaten zogen die Schmach des Namens Ueberläufer dem Schmerz der Trennung von ihrem General vor.

Ein Rest der französischen Armee, die in Trümmern gegangen, mit Mühe in den festen Plätzen wieder gesammelt wurde, blieb den vorbedachten Schlägen Clairfayt's preisgegeben. Das Blut der Soldaten wurde vom General ausgeliefert, aber den Schatz der Armee führten die Ueberläufer dem Feinde nicht zu. Dumouriez kam mit leeren Händen und vertraute sich dem Zufall und der Dankbarkeit der verbündeten Mächte. In Tournay angekommen, hatte er nur noch einige Goldstücke in seiner Börse. Seine Fluchtgefährten waren beinahe sämmt-

lich eben so entblößt. Der Herzog von Chartres, Thouvenot, Nordmann, Montjoie, der treue Baptist und selbst die beiden unerschrockenen Heldinnen Fernig, die ohne Verbrechen in einen Abfall hineingerissen wurden, welcher in ihren Augen der Treue glich, traten ohne Wissen Dumouriez' ins Mittel und waren die Ersten, die ihm das bittere Brod der Verbannung reichten.

23.

So entwickelte sich jenes lange politische und militärische Drama, welches Dumouriez binnen drei Jahren bis zur Höhe der größten Männer erhoben hatte, um ihn plötzlich in die Tiefe der erbärmlichsten Abenteurer hinabzustürzen. Der Grund war, weil die Erhabenheit seiner Gefühle der Größe seines Muthes und dem Umfange seines Geistes nicht entsprach. Im Leichtsinn der Höfe herangewachsen und durch seine diplomatische Laufbahn zu sehr daran gewöhnt, die Kehrseite der politischen Dinge zu sehen und die großen Resultate den kleinen Ursachen zuzuschreiben, hatte er weder Ernst genug, die Republik zu begreifen, noch Seelengröße genug, ihr mit Gefahr seines Kopfes zu dienen. Er spielte den großen Mann, er war es nur halb. Auf einem Schlachtfelde für die Freiheit verspritzt, oder auf einem Schaffot vom Undanke der Republik vergossen, würde sein Blut ewig um Rache zur Nachwelt geschrieen und allen Jahrhunderten eine der schönsten Erinnerungen der Revolution hinterlassen haben. Durch einen Abfall gerettet, wirft sein Leben mit seinem entlarvten Verrath den Schatten des Bedauerns auf den Glanz seiner Feldzüge und seiner Schlachten. Sein Name ist so zu sagen eine schimmernde Erscheinung in der Geschichte und eine Blende des Vaterlandes. Der Kopf des Politikers, der Arm des Helden, das Herz des Ränkeschmieds, thut es uns wehe, daß wir ihn nicht ganz bewundern können. Trauer mischt sich bei dem Eindrucke, den

sein Name macht, in die Begeisterung. Man vermeidet es, ihn unter den glorreichen Namen des Vaterlandes auszusprechen; denn nichts beschämt den menschlichen Geist mehr, als der Anblick einer großen Bestimmung, die einer kleinen Seele geworden, und großer Eigenschaften, die sich nicht achten. Das Werk der Völker will Männer, welche so ernst sind, als der Gedanke, der sie bewegt. Das Verbrechen beleidigt in den Revolutionen den Geist weniger, als die Leichtfertigkeit; mehr schuldbeladen und mehr gehässig, ist das Verbrechen ein weniger großer Widerspruch in den menschlichen Katastrophen.

24.

Von diesem Tage an irrte Dumouriez, in seinem Vaterlande verflucht, in der Fremde geduldet, von Reich zu Reich, ohne wieder ein Vaterland zu finden. Gegenstand einer verachtenden Neugierde, beinahe von dem Nothwendigsten entblößt, ohne Landsleute und ohne Familie, von England mit einem Jahresgehalte ausgestattet, flößte er allen Parteien Mitleiden ein. Gleichsam um ihn noch mehr zu strafen, ließ ihm der Himmel, der ihm ein langes Leben bestimmte, die ganze Größe seines Geistes, um ihn in der Unthätigkeit zu peinigen. Er schrieb dreißig Jahre lang unablässig Memoiren und Pläne für alle Kriege, welche Europa gegen Frankreich führte; er bot sein Schwert für alle Sachen an; er wurde überall zurückgewiesen. Ein alter und lästiger Gast am Herde Deutschlands und Englands, wagte er sich selbst dann nicht aus seiner Verbannung hervor, als sich Frankreich den Geächteten aller Parteien wieder öffnete; er fürchtete, der Boden selbst möchte ihm seinen Verrath vorwerfen. Er starb zu London. Sein Vaterland ließ seine Asche in der Verbannung und errichtete ihm nicht einmal ein leeres Grab auf dem Schlachtfelde, wo er sein Land gerettet hatte.

Achtunddreißigstes Buch.

Ereignisse im Innern — Marat — Organisation der Ausschüsse — Volksinstitute — Aufstände — Assignaten — Betrachtungen — Das Maximum — Anklagedekret gegen Marat — Lyon — Die Vendée — Die Armee — Danton an der Grenze — Robespierre — Die Girondisten — Aufstandsausschuß — Tod der Gemahlin Danton's — Die zweiundzwanzig Abgeordneten der Gironde — Verschwörung gegen sie — Danton — Rede — Das Revolutionsgericht — Vergniaud — Rede — Die Girondisten weisen die Annäherung Danton's zurück — Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt — Madame Roland.

1.

Kehren wir zum Gange der innern Ereignisse zurück, mit denen wir im Rückstande geblieben sind, um die Erzählung nicht zu zersplittern.

Die Nachgiebigkeit der Girondisten, vermöge der sie den Kopf des Königs preisgaben, hatte die Keime der Spaltung in der Regierung nicht erstickt. Die Parteien hatten sich einen Augenblick vermengt; sie hatten sich nicht vereinigt. Die Schwäche entwaffnet nicht, sie muntert zu neuen Forderungen auf. Die Girondisten hatten sich, indem sie das Leben des Königs opferten, in und außer der Nation der einzigen Macht beraubt, welche für sie kämpfen konnte, der öffentlichen Meinung. Nachdem das Geheimniß ihrer Schwäche einmal entdeckt war, kannte man zum Voraus das letzte Wort ihres Widerstandes. Man zögerte nicht, es ihnen abzufordern.

Zufrieden jedoch mit dem Hauptsiege, den sie so eben über ihre Gegner erfochten hatten, ließen die Jakobiner ihre Feinde

einen Augenblick zu Athem kommen. Ja es gewann den Anschein, als wollten sich die Ausschüsse des Convents und die Gemeinde von Paris in dem Bestreben vereinigen, die Ausschweifungen zu zügeln und eine große Macht in der Regierung zu concentriren. Man arbeitete gemeinsam darauf hin, den Strom der Volksbewegung, der so eben den Thron verschlungen hatte, in sein Bette zurückzudrängen.

2.

Danton verharrte in einer Zurückhaltung und stolzen Unabhängigkeit, die ihn zum Schiedsrichter der Parteien machen zu müssen schien. Robespierre wartete, bis ihn eine neue Krisis emporheben und weiter und höher tragen würde. Keiner von beiden förderte damals die zwecklosen Unordnungen und Aufstände der Menge. Ein einziger Mensch im Convent störte das scheinbare Zusammenwirken aller Bestrebungen. Dieser Mensch war Marat, die wahre Verkörperung der Anarchie. Danton personifizirte die krampfhafte Stärke, welche die Nationen zu retten sucht, indem sie ihnen Anfälle von Patriotismus einimpft, welche sich bis zum Morde steigern; Robespierre den Starrsinn des philosophischen Glaubens, welcher durch alle Ereignisse hindurch seinem Ziele zusteuert; Marat jene unbestimmten Fieberträume der leidenden und seufzenden Menge, welche sich auf dem Boden aller Gesellschaften umhertreibt: einer Klasse, welche ohne Stimme, um sich vernehmlich zu machen, ohne geordnete Thätigkeit, um sich Raum zu schaffen, wie ein Element durch den Wind aller Parteien bewegt, durch trügerische Hoffnungen fanatisirt, ihre Täuschung in Wuth verwandelt und ohne Unterlaß die Regierungen zerschlägt, ohne daß sie bis jetzt im Stande gewesen wäre, die Bedingungen der Arbeit, der Unterdrückung und des Elendes zu zerschlagen, durch welche sie in der Tiefe zurückgehalten wird. Marat war der Repräsentant des modernen Proletariats, einer Art durch den

Lohn gemilderter Sklaverei. Er führte jene bisher in ihre Unmacht verwiesene und durch ihre Lumpen gebrandmarkte Menge auf die politische Bühne. Die Leidenschaft, welche Marat zu dieser Rolle trieb, war nicht allein die Leidenschaft der Herrschsucht, es war auch die Leidenschaft der Rehabilitation der leidenden und entwürdigten Klassen des menschlichen Geschlechts. Er hatte diese verzweifelte Sache zu der seinigen gemacht. Er wollte, daß sie sich in Zukunft nach seinem Namen nennen sollte. Er wollte die leidenden Klassen von ihren Leiden befreien und alle Geißeln, die seit so vielen Jahrhunderten über den unterdrückten Theil des Volkes geschwungen wurden, gegen die Reichen kehren; er wollte diesen Klassen ihren Antheil am Wohlbefinden wieder zurückgeben. Er nahm es über sich, die Proletarier wieder in diesen Antheil einzuweisen. Nur führte er sie in ihre wieder eroberten Rechte wie Barbaren, welche mit Feuer und Schwert einfallen und keine Stelle auf Erden für sich zu finden wissen, als wenn sie Alles niederbrennen und ausrotten, was vor ihnen da war.

Seit dem 10. August ließ Marat seine Stimme nicht mehr bloß von seiner unterirdischen Wohnung aus wie ein Seufzen aus der Tiefe des Volkes vernehmen; er legte sich vor der Menge, bei den Jakobinern, bei den Cordeliers, im Stadthause, in den Sektionen, in allen Aufständen zur Schau. Er begann sich von der Schirmherrschaft Danton's zu befreien, die er lange erbettelt und getragen hatte. Er begann Robespierre'n den Beifall der Jakobiner streitig zu machen. Robespierre versprach dem Volke nur die Herrschaft von volksthümlichen Gesetzen, welche das gesellschaftliche Wohlbefinden gleicher unter alle Klassen vertheilen sollten. Marat versprach vollständige Umwälzungen und nahe Beute. Der Eine hielt das Volk durch seine Vernunft zurück, der Andere riß es durch seinen Wahnsinn mit sich fort. Robespierre mußte mehr geachtet,

Marat mehr gefürchtet sein. Er fühlte diese Rolle, und im Volksfreunde schilderte er sich selbst folgendermaßen:

3.

„Mögen mir meine Leser verzeihen, daß ich sie heute von mir unterhalte. Es ist weder Eigenliebe, noch Blödsinn, sondern der Wunsch, der öffentlichen Sache besser zu dienen. Warum sollte ich mir ein Verbrechen daraus machen, mich zu zeigen, wie ich bin, wenn mich die Feinde der Freiheit ohne Unterlaß als einen Narren, als einen Menschenfresser, als einen blutdürstigen Tiger darstellen, um das Gute zu verhindern, das ich thun möchte? Mit einem gefühlvollen Herzen, einer feurigen Einbildungskraft, einem kochenden, freimüthigen, zähen Charakter, einem geraden Sinn, einem für alle überspannten Leidenschaften und besonders für die Liebe zum Ruhm offenen Herz geboren und mit der zärtlichsten Sorgfalt im elterlichen Hause erzogen, bin ich ins Mannesalter gelangt, ohne mich je der Glut der Leidenschaften überlassen zu haben. Mit einundzwanzig Jahren war ich noch rein und schon lange der Forschung und Betrachtung hingegeben.

„Der Natur verdanke ich die Grundfarbe meines Gemüths; aber meiner Mutter verdanke ich die Entwicklung meines Charakters; sie war es, welche die Liebe zur Gerechtigkeit und zu den Menschen in meinem Herzen aus dem Keime lockte. Durch meine Hände ließ sie die Unterstützungen wandern, welche sie den Dürftigen reichte. Der Ton der Theilnahme, womit sie mit den Unglücklichen sprach, flößte mir frühzeitig die Zärtlichkeit ein, die ich für sie hegte. Mit acht Jahren hatte ich schon ein ausgebildetes Rechtsgefühl. In diesem Alter konnte ich den Anblick der Mißhandlung von Meinesgleichen nicht ertragen. Der Anblick einer Grausamkeit erfüllte mich mit Entrüstung; bei einer Ungerechtigkeit pochte mir das Herz wie bei einer persönlichen Beschimpfung.

„Während meiner frühesten Jugend war mein Körper schwächlich. Ich kannte weder die Freude, noch den Muthwillen, noch die Spiele der Kinder. Ich war folgsam und fleißig, und durch Sanftmuth erlangten meine Lehrer Alles von mir. Ich wurde nur einmal gezüchtigt. Ich zählte damals elf Jahre. Die Züchtigung war ungerecht. Man hatte mich in ein Zimmer eingeschlossen, ich öffnete das Fenster und warf mich auf die Straße.

„Die Liebe zum Ruhm war in jedem Alter meine Hauptleidenschaft. Mit fünf Jahren wünschte ich Schulmeister, mit fünfzehn Professor, mit achtzehn Schriftsteller, mit zwanzig schöpferisches Genie zu sein, wie ich jetzt nach dem Ruhme geize, mich für das Vaterland zu opfern! Denker von Jugend auf, wurde Arbeit des Geistes das einzige Bedürfniß für mich, selbst in der Krankheit. Meine süßesten Genüsse fand ich in der Betrachtung, in jenen stillen Augenblicken, wo sich die Seele voll Bewunderung in den Anblick des Himmels versenkt, oder wo sie in sich selbst vertieft sich schweigend zuzuhören, die Eitelkeit der menschlichen Größe auf der Wage der wahren Glückseligkeit zu wägen, die Nacht der Zukunft zu durchbohren, den Menschen jenseits des Grabes zu suchen und eine unruhige Neugierde über die Loose der Ewigkeit zu hegen scheint.

„Ich brachte fünfundzwanzig Jahre in der Zurückgezogenheit, in der Beschäftigung mit den besten Büchern über Moral, Philosophie und Politik zu, um das Beste daraus zu nehmen. In acht Bänden metaphysischer Untersuchungen, in zwanzig Bänden Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften legte ich bei meinen Forschungen ein aufrichtiges Verlangen der Menschheit nützlich zu sein, eine heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit, das Gefühl der Grenzen der menschlichen Vernunft an den Tag. Die Marktschreier der literarischen Welt, ein d'Alembert, ein Condorcet, ein Laplace, ein Lalande, ein Monge, ein Lavoisier wollten allein auf dem Leuchter stehen. Ich konnte

es nicht einmal dahin bringen, daß man die Titel meiner Werke aussprach. Ich seufzte seit fünf Jahren unter dieser schändlichen Unterdrückung, als sich die Revolution durch die Berufung der Generalstaaten ankündigte. Ich sah bald, wohin es kommen würde, und athmete in der Hoffnung wieder auf, die Menschheit endlich gerochen zu sehen, zur Zerbrechung ihrer Fesseln mitzuwirken und meine wahre Stelle einzunehmen.

„Es war nur erst ein schöner Traum! er war bereit, zu verfliegen. Eine grausame Krankheit drohte mir, ihn im Grabe zu vollenden. Weil ich das Leben nicht verlassen wollte, ohne etwas für die Menschheit gethan zu haben, verfaßte ich auf meinem Schmerzenslager die Gabe für das Vaterland... Dem Leben zurückgegeben, beschäftigte ich mich nur noch mit den Mitteln, der Sache der Freiheit zu dienen! Und sie klagen mich an, ein verkaufter Schurke zu sein! Aber ich konnte Millionen zusammenraffen, wenn ich nur mein Schweigen verkaufte, und ich bin im Elend!....“

4.

Diese Linien enthüllten die Seele Marat's, eine wahnsinnige Gier nach Ruhm, einen fortwährenden Ausbruch der Rache an den Ungleichheiten der Gesellschaft und eine bis zur Wildheit gegen die Reichen und Glücklichen verkehrte Liebe zu den leidenden Klassen.

Ein solcher Durst nach vollendeter Gerechtigkeit und plötzlicher Gleichstellung konnte nur durch Blut gelöscht werden. Jener Verhärtung des Geistes zufolge, welche in dem Gedanken schwelgt, Alles zu schlachten, was sich der Unversöhnlichkeit seiner Systeme widersetzt, forderte Marat dieses Blut ohne Unterlaß von dem Volke.

Sein Leben war arm und mühselig, wie die Dürftigkeit, die er repräsentirte. Er bewohnte ein baufälliges Gemach in einem dunkeln Hause der Straße der Cordeliers, er nährte sich

von seiner Feder. Eine unermüdete Anstrengung des Geistes, ein stehender Zorn, langes Nachtwachen entflammte sein Blut, höhlte seine Augen, gelbte seine Haut und verlieh seinen Zügen die kränkliche Glut und die krampfhaften Zuckungen des Fiebers. Er verschwendete sein Leben, wie das Leben der Uebrigen. Selbst während ihn seine langen und häufigen Krankheiten an das Schmerzenslager fesselten, schrieb er noch fortwährend mit der Schnelligkeit des Blitzes alle plötzlichen Gedanken nieder, welche die Fieberglut seiner Träume in sein Gehirn schleuderte. Lehrjungen trugen die mit seinem Hasse getränkten Blätter eines nach dem andern in die Druckerei; eine Stunde darnach wurden sie durch die öffentlichen Ausrufer und die Maueranschläge an den Straßenecken in ganz Paris verbreitet. Sein Leben war ein wutherfülltes und ununterbrochenes Zwiegespräch mit der Menge. Er schien alle seine Einfälle als höhere Eingebungen zu betrachten und sammelte sie in Eile wie die Hallucinationen der Sibylle oder die heiligen Begeisterungen der Propheten. Die Frau, mit welcher er lebte, betrachtete ihn als einen verkannten Wohlthäter der Welt, der ihr zuerst seine geheimsten Gedanken mittheilte. Roh und beleidigend gegen Jedermann, nahm Marat einen mildern Ton und einen sanftern Blick gegen diese Frau an. Sie nannte sich Albertine. Es gibt keinen so unglücklichen oder so häßlichen Mann auf der Erde, dem das Schicksal nicht eine Frau in seiner Arbeit, in seiner Qual, in seinem Verbrechen oder in seiner Tugend zur Seite gestellt hätte.

Marat hatte wie Robespierre und wie Rousseau einen übernatürlichen Glauben an seine Prinzipien. Er betrachtete sich in seinen Chimären selbst als ein Rüstzeug Gottes. Er hatte ein Buch zu Gunsten des Dogma's von der Unsterblichkeit der Seele geschrieben. Seine Bibliothek bestand aus einem Halbhundert philosophischer Bände, die auf einem tannenen Brett zerstreut lagen, welches an die nackte Wand seines Zimmers genagelt

war. Man bemerkte unter ihnen Montesquieu und Raynal, deren Zustand von häufigem Durchblättern zeugte. Das Evangelium lag immer aufgeschlagen auf seinem Tische. „Die Revolution," sagte er zu Denjenigen, welche darüber staunten, „steht ganz im Evangelium geschrieben. Nirgends ist die Sache des Volkes mit größerer Energie geführt, nirgends sind gegen die Reichen und Gewaltigen dieser Welt mehr Verwünschungen ausgesprochen. Jesus Christus", wiederholte er, sich oft bei diesem Namen verneigend, „Jesus Christus ist unser Meister für Alle!"

Einige seltene Freunde besuchten Marat in seiner düstern Einsamkeit. Es waren Armonville, der Septembermörder von Amiens; Pons von Verdun, ein Dichter, der jeder Macht schmeichelte; Vincent, Legendre, zuweilen Danton; denn Danton, welcher Marat lange beschützt hatte, begann ihn zu fürchten. Robespierre verachtete ihn als eine schmähliche Laune des Volkes. Er war eifersüchtig auf ihn, aber er erniedrigte sich nicht so weit, um seine Popularität in dieser Tiefe zu erbetteln. Wenn Marat und er im Convente an einander streiften, wechselten sie Blicke voll gegenseitiger Beleidigung und Verachtung. „Feiger Heuchler!" murmelte Marat. „Niederträchtiger Schurke!" stammelte Robespierre. Aber beide vereinigten ihren Haß gegen die Girondisten.

Die zerrissene Kleidung Marat's bildete um diese Zeit auch einen schroffen Gegensatz gegen die anständige Kleidung Robespierre's. Ein geflicktes Wamms von dunkler Farbe mit aufgestülpten Aermeln, wie sie der Handwerker trägt, wenn er Feierabend macht; kurze Sammthosen mit Dintenflecken, wollene Strümpfe von blauer Farbe, Schuhe, die über den Knöcheln mit Schnüren befestigt waren, ein schmutziges und auf der Brust offenes Hemde, Haare, die an die Schläfe gedrückt und hinten mit einem ledernen Riemen zusammengebunden waren, ein runder Hut mit breiten, auf die Schultern herabfallenden

Rändern: dies war der Aufzug Marat's im Convent. Sein in Vergleich mit seiner außerordentlich kleinen Statur unverhältnißmäßig großer Kopf, sein gegen die linke Schulter geneigter Hals, die beständige Bewegung seiner Muskeln, das sardonische Lächeln seiner Lippen, die herausfordernde Frechheit seines Blicks, die Kühnheit seiner Ausfälle zogen das Auge auf sich. Die Gemeinheit seines Aeußern war nur der Aushängeschild seiner Meinungen. Das Gefühl seiner Wichtigkeit wuchs in ihm mit dem Vorgefühl seiner Macht. Er drohte Jedermann, selbst seinen alten Freunden. Er verspottete Danton mit seinem Luxus und seiner Genußsucht. „Behauptet Danton immer noch, daß ich ein Schmutztigel sei, welcher Alles besudle?" sagte er zu Legendre. „Ich warb einst um die Diktatur für ihn, ich glaubte ihn dazu fähig. Er hat sich in den Genüssen verweichlicht. Die Erpressungen in Belgien und der Stolz auf seine Sendungen haben ihn berauscht. Er ist jetzt ein zu großer Herr, um sich bis zu mir herabzulassen. Camille Desmoulins, Chabot, Fabre d'Eglantine und seine Schmeichler verachten mich. Das Volk und ich überwachen sie."

5.

Der Convent bemühte sich seit einiger Zeit durch die Organisation seiner Ausschüsse die individuellen Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Aufopferungen zu klassifiziren und jedes seiner Mitglieder zu demjenigen Geschäfte zu verwenden, zu welchem es durch seine Natur, seine Fähigkeiten und seine Studien besonders bestimmt schien. Die Regierung und die Verwaltung wurden auf diese Art so zu sagen durch öffentlichen Zuruf ernannt. Die Verfassung, der öffentliche Unterricht, die Finanzen, die Armeen, die Marine, die Diplomatie, die allgemeine Sicherheit der Bürger, die öffentliche Wohlfahrt endlich, dieses höchste Attribut, welches einer Nation die Souveränetät über ihr eigenes Schicksal verleiht, bildeten eben so

viele verschiedene Ausschüsse, wo in vertraulichen Besprechungen und gründlichen Berichten die verschiedenen Fragen der Regierung, des Staatshaushaltes oder der Verwaltung ausgearbeitet wurden. Der Convent benützte auf diese Art alle Geschicklichkeiten, indem er sie auf die Gegenstände concentrirte, welche ihrer Competenz besonders zustanden. Er behielt den öffentlichen Sitzungen die großen Kämpfe politischer Theorien oder Leidenschaften vor, welche das Reich erschütterten und den Parteien abwechslungsweise Sieg oder Niederlage verschafften. Aber der Nerv der Verwaltung im Innern oder der Vertheidigung nach außen wurde in die Ausschüsse gelegt. Diese Feder wirkte in der Stille ununterbrochen fort, während der Convent von seinen öffentlichen Krämpfen zerrissen schien.

Die Organisation der republikanischen Regierung in einem schon seit so vielen Jahrhunderten an die Einheit und Willkür der monarchischen Gewalt gewöhnten Lande war die erste Aufgabe und der erste Gedanke des Convents. Er rief die Männer in den Verfassungsausschuß, von denen er einen höhern Grad von angeborener oder erworbener Einsicht in die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft voraussetzte. Er sah bei diesen ersten Wahlen nicht auf die Partei, sondern auf das Verdienst. Die Girondisten herrschten in diesem Verfassungsausschuß, aber sie herrschten in demselben mehr um ihrer Kenntnisse, als um ihrer Partei willen. Es war Sieyès, es war Thomas Payne, es war Brissot, es war Pétion, es war Vergniaud, es war Gensonné, es war Barrère, welcher Begeisterung einflößte, indem er sie heuchelte; es war Condorcet, es war endlich Danton. Der den Girondisten verhaßte und der Anarchie verdächtige Robespierre war nicht unter ihnen. Es demüthigte ihn tief und erfüllte ihn mit Rachegedanken, die er unter dem Scheine der Verachtung verbarg.

6.

Der Ausschuß des öffentlichen Unterrichts, in dem Augenblicke, wo man die Sitten des Volkes umwandeln mußte, wie man seine Gesetze umwandelte, der wichtigste nach dem Verfassungsausschuß, bestand aus den Philosophen, den Gelehrten und den Künstlern des Conventes. Condorcet, Prieur, Chénier, Hérault von Séchelles, Lanjuinais, Romme, Lanthenas, Dufaulx, Mercier, David, Lequinio, Fauchet waren die vornehmsten Mitglieder desselben. Cambon herrschte im Finanzausschuß, Jakobiner vermöge seiner Schwärmerei für die Republik, Girondist vermöge seines Hasses gegen die Anarchie, redlich wie die Hand des Volkes in seinem eigenen Schatze, unbeugsam wie eine Zahl. Der Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt, der alle übrigen verschlingen und sich wie das Verhängniß über alle Gesetze stellen sollte, wurde erst zwei Monate später organisirt und herrschte erst sechs Monate nachher.

Während diese Ausschüsse im Stillen die Verfassung und die Systeme der Erziehung, des Kriegswesens, der Finanzen und des öffentlichen Wohls vorbereiteten, unterbrach die Aufregung des Pariser Volks den Convent ohne Unterlaß mit dringlichen und unvorhergesehenen Fragen. Krieg und Hunger stachelten das Volk gleich sehr zum Aufruhr. Vermöge eines verhängnißvollen Zusammentreffens waren die Jahre der Unruhen für Frankreich zugleich Jahre der Unfruchtbarkeit des Bodens gewesen; in langen und strengen Wintern waren die Saaten erfroren; die Witterung war stets rauh. Es war, als kämpften selbst die Elemente gegen die Freiheit. Der Schrecken, der die Seltenheit des Korns übertrieb, umdüsterte die öffentliche Einbildungskraft; die Flüsse waren überfroren, das Holz rar, das Brod theuer; der hohe Preis aller Lebensmittel stellte den Mangel und den Tod unter der Form dar, in welcher er das Volk am meisten zu Beschwerden aufreizt:

der Hungersnoth. Es fehlte den Handwerkern an Arbeit; der Luxus war mit der Sicherheit verschwunden, die ihn geboren hatte; die Reichen heuchelten Dürftigkeit, um der Plünderung zu entgehen; Adel und Geistlichkeit hatten einen bedeutenden Theil des gemünzten Goldes und Silbers, dieser Zeichen des Werthes, dieser Mittel des Tausches, dieser Bewegungskräfte der Cirkulation, dieser Quellen der Arbeit und des Lohnes, auf ihrer Flucht mitgenommen oder in die Keller, in die Gärten, in die Mauern ihrer Wohnungen vergraben. Die Gütereinziehungen oder Sequestrationen lähmten in den Händen der Republik ein ungeheures Kapital an unbebauten Ländereien und unbewohnten Häusern.

Um das Gold und Silber zu ersetzen, welches auf einmal versiegen gegangen war, hatte die constituirende Versammlung ein Papiergeld unter dem Namen Assignaten geschaffen. Dieses Vertrauensgeld hätte, wenn das Volk es hätte verstehen und annehmen wollen, dieselben Wirkungen gehabt, wie das Metallgeld; es hätte die Geschäfte zwischen den Privaten vervielfacht, die Arbeit unterhalten, die Auflagen bezahlt, den Werth der Ländereien repräsentirt. Ein Geld hat, was immer auch Staatswirthe sagen mögen, nie einen andern Werth, als den Werth der Uebereinkunft, durch welche es geschaffen worden, und des Kredits, welchen es mit sich bringt. Es genügt, daß das Verhältniß zwischen den Gegenständen, die man kauft und dem Zeichen, womit man sie kauft, nicht durch eine ungemessene Vervielfältigung dieses Geldzeichens plötzlich und willkürlich geändert werde; der wirkliche und wahre Werth aller Dinge richtet sich nach diesem Verhältniß. Folglich kann bloß das Gesetz, und zwar ein redliches und kluges Gesetz Geld prägen. Ob es dieses Geld aus Gold, Silber, Kupfer oder Papier prägt, ist gleichgültig, wenn nur das Verhältniß gewissenhaft beobachtet und das Vertrauen des Volkes in die Redlichkeit und den Kredit dieses Zeichens dadurch erhalten wird. Der Wechsel,

ein individuelles Geld, welches keinen andern Werth hat, als die Unterschrift Desjenigen, der es macht, vertritt zwischen den Privaten die Stelle einer unberechenbaren Summe baaren Geldes. Er hat alle Wirkungen des Goldes und des Silbers. Er ist nichts Anderes, als ein vom Einzelnen geprägtes Geld, welches das Vertrauen repräsentirt, das man in ihn setzt. Warum sollte der Staat, der das Vermögen und den Kredit Aller repräsentirt, nicht ein Papiergeld prägen, welches eben so unantastbar und beglaubigt ist, als das Papiergeld der einfachen Bürger?

7.

Aber das Volk war an das Gold gewöhnt. Es wollte seinen Werth wägen und greifen. Es hatte keinen Glauben an das Papier. So lange die Wahrheiten nicht zu Gewohnheiten geworden sind, erscheinen sie dem Volke als Fallen.

Ueberdies hatte die Regierung, durch die wachsende Noth gedrängt, das neue Papiergeldzeichen zu plötzlich vervielfältigt. Daher die Entwerthung des Zeichens und das Verschwinden des Geldreichthums in den Händen Desjenigen, der dieses Geld besaß oder annahm; daher auch die unversöhnlichen Gesetze gegen Diejenigen, welche sich weigerten, es anzunehmen; daher endlich die Hemmung der Cirkulation, die Lähmung des Verkehrs, die Gefahr der Geschäfte, die Stockung des Handels, das Aufhören der freien Arbeit, die Entziehung des Lohnes, die Aussaugung des Handwerkers. Die Grundeigenthümer und die Reichen lebten von den unmittelbaren Erzeugnissen ihrer Ländereien oder den zurückgelegten Summen in Gold und Silber, von denen sie mit karger Hand nur so viel unter die Leute kommen ließen, als zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse nothwendig war. Man ließ die Felder brach liegen; man verzehrte wenig; man baute nichts. Wagen und Pferde waren verschwunden. Die Hausgeräthe wurden nicht mehr er-

neuert. Die Kleidungen verriethen Furcht, Geiz oder Noth. In die engsten Schranken des Nothwendigen zurückgedrängt, entzog das Leben jenen zahllosen Handwerkern, welche sich von den eingebildeten Bedürfnissen einer ruhigen Gesellschaft nähren, jede Arbeit und jeden Lohn.

8.

Die Kaufleute der großen Städte, diese Mittler zwischen dem Consumenten, welcher wohlfeil einkaufen, und dem Producenten, welcher theuer verkaufen will, erhöhten den Preis der Lebensmittel noch durch den Wucherzins ihrer Spekulationen und Aufkäufe. Der Handel benützt Alles zu seiner Bereicherung, selbst den Hunger; dies ist nicht allein sein Fehler, es ist seine Natur; der Golddurst verhärtet, wie der Blutdurst.

Ein heftiger Kampf entbrannte täglich heißer zwischen den niedern Volksklassen von Paris und dem Detailhandel. Der Haß gegen die Spezereihändler, diese Leute, welche die Massen mit ihren kleinen Tagesbedürfnissen versorgen, war so glühend und blutdürstig geworden, als der Haß gegen die Aristokraten. Die Kramläden waren von eben so viel Verwünschungen belagert, als die Schlösser. Fortwährend beunruhigten Emeuten an den Bäckerthüren, vor den Weinhandlungen und auf der Schwelle der Krämermagazine die Straßen. Jeden Morgen strömten ausgehungerte Banden unter der Anführung von Weibern und Kindern, diesen Fahnen des Hungers, aus den volkreichen Stadtvierteln und aus den Vorstädten, um sich in die reichen Viertel zu ergießen und vor den des Wuchers verdächtigen Häusern aufzustellen. Diese Banden umringten den Convent und zertrümmerten zuweilen seine Thüren, um mit großem Geschrei Brod oder gewaltsame Herabsetzung des Preises der Lebensmittel zu verlangen. Jene Legionen von Weibern, welche die Ufer oder die Böte des Flusses bewohnen und sich und ihre Kinder mit der Reinigung des Weißzeuges einer großen Stadt

nähren, forderten vom Convente die Herabsetzung des Preises der Seife, dieses Elementes ihres Gewerbs, des Oeles, der Lichter, des Holzes, deren sie zu ihrer Haushaltung bedurften.

Sie verlangten, daß das Maximum, das heißt die Waarentaxe, die Willkür der Regierung, zwischen den Kaufmann und den Consumenten trete, um den Gewinnst des Einen zu mäßigen, die Bedürfnisse des Andern zu begünstigen. Wenn der Gedanke des Maximums gesetzlich erlaubt war, so war die Ausführung desselben thatsächlich unmöglich. Die Gerechtigkeit, die man dadurch dem bedrängten Consumenten angedeihen lassen wollte, konnte jeden Augenblick zur Ungerechtigkeit oder Unterdrückung gegen den Kaufmann werden. Das Gesetz sollte auf's Gerathewohl einschreiten und die Willkür an die Stelle der Freiheit des Handels treten lassen. Um gerecht zu sein, hätte das Maximum eben so oft wechseln müssen, als der Einkaufspreis der Waaren wechselte. Dies konnte aber Niemand bestimmen. Jede Spekulation sah sich vernichtet. Die Spekulation ist die Seele des Handels; der Inquisition unterworfen, mußte der Handel aufhören, Frankreich zu verproviantiren; es war der Tod der Geschäfte, was das Volk verlangte. Durch die überlegene Vernunft der Girondisten, durch Robespierre, durch Hébert und selbst durch Chaumette lebhaft bekämpft, sollten diese Maßregeln die Verproviantirung von Paris und den Verkehr zwischen Volk und Kaufmann nicht, wie sie den Zweck hatten, befördern, sondern stören und hemmen. Aber wenn das Volk die rein politischen Fragen und die nationalen Wahrheiten schnell begreift, weil es sie mit dem Herzen begreift und mit der Leidenschaft löst, so begreift es langsam die staatswirthschaftlichen Fragen, weil sie einen geübten Verstand und die Kenntnisse der Erfahrung erfordern. Die Staatswirthschaft ist eine Wissenschaft, die Politik ist nur ein Gefühl; darum lassen sich die Gemüther auf dieser Seite auch leichter in die

Irre führen, besonders wenn Noth und Hunger den Sophismen mit der Leidenschaft zu Hülfe kommen.

9.

Marat und seine Anhänger verfochten diese Sache des Maximums mit fanatischer Wuth. Sie spornten das Volk durch den Hunger zur Eroberung der Taxe und zur Plünderung der Reichen. Marat's Blatt zog täglich die Sturmglocke der Hungersnoth an.

„Es ist unbestreitbar", sagte er am 23. Februar im Volksfreund, „daß die Kapitalisten, die Geldwechsler, die Alleinverkäufer, die Luxushändler, die Helfershelfer der Chicane, die Expfaffen, die Exjunker mit wenigen Ausnahmen die Helfershelfer des alten Régime sind, welche sich nach den Mißbräuchen zurücksehnen, mittelst derer sie das Publikum auszogen und sich mit diesem Raube mästeten. Da die Fruchtlosigkeit der Mittel, welche bis jetzt angewendet worden, um sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen, die Unmöglichkeit einer Umänderung ihres Herzens dargethan hat, und wir die Hoffnung, durchgreifende Zwangsmaßregeln von unsern Gesetzgebern gegen sie ergriffen zu sehen, aufgeben müssen, so sehe ich kein anderes Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe des Staates, als die völlige Ausrottung dieses verfluchten Gezüchtes. Siehe, sie verdoppeln ihre Ruchlosigkeit, um das Volk durch die äußerste Steigerung des Preises der allernothwendigsten Lebensmittel und durch die Aussicht auf den gänzlichen Mangel auszuhungern. Die Plünderung der Magazine, an deren Thüre man ein paar Wucherer aufknüpfen würde, dürften diesen Schändlichkeiten, welche fünf Millionen Menschen zur Verzweiflung bringen und Tausenden den Hungertod geben, bald ein Ziel setzen. Werden die Abgeordneten des Volkes über seine Leiden immer nur schwatzen können, ohne ihm je ein Heilmittel zu bieten? Lassen wir die Gesetze bei Seite, es ist einleuchtend, daß sie stets ohne Wir-

kung gewesen! Uebrigens kann dieser Zustand der Dinge nicht länger dauern; eine kurze Geduld, und das Volk wird endlich die große Wahrheit fühlen, daß es sich selbst retten muß. Die Schurken, die es, um ihm die Ketten wieder anzulegen, dafür zu strafen suchen, daß es sich am 2., 3. und 4. September einer Hand voll Verräther entledigte, mögen sich hüten, daß sie nicht selbst unter die faulen Glieder geworfen werden, die man vom politischen Körper wegschneiden muß.

„Schamlose Heuchler, die ihr das Vaterland zu Grunde zu richten suchet, unter dem Vorwande, die Herrschaft des Gesetzes aufzurichten, besteiget nun die Tribüne! waget es, mich anzuschuldigen! Dieses Blatt in der Hand, bin ich bereit, euch aus der Fassung zu bringen!"

10.

Man konnte die Plünderung und den Mord nicht in deutlichern Ausdrücken predigen. Am andern Tage gehorchte das Volk, dessen vierzigtausendstimmige Tribüne das Blatt Marat's war, dem Winke seines Apostels; ausgehungerte Banden strömten aus den Vorstädten, den Werkstätten, den verdächtigen Orten hervor, ergossen sich wie eine Invasion in die reichen Viertel von Paris, erbrachen die Thüren der Bäckerhäuser, stürmten die Magazine der Spezereihändler, taxirten die nothwendigsten Haushaltungsbedürfnisse, Brod, Seife, Oel, Lichter, Kaffee, Zucker, Käse, vertheilten dieselben unter sich und plünderten hierauf einige Speiseläden.

Am andern Tage verlangte Barrère, das Organ der Centren, Rache für das Gesetz. „So lange ich Vertreter des Volks bin," sagte er, „werde ich unerschütterlich Diejenigen bekriegen, welche das Eigenthum antasten und Plünderung und Diebstahl an die Stelle der öffentlichen Moral setzen, indem sie diese Verbrechen mit der Maske des Patriotismus bedecken."

Der Girondist Salles liest auf der Tribüne die blutdürstige Aufforderung Marat's. „Das Anklagedekret gegen dieses Ungeheuer!" ruft eine Menge von Abgeordneten. Marat stürzt unter den Beifallsbezeigungen seiner Freunde, die seit dem Morgen unter den Zuschauern von ihm postirt sind, auf die Tribüne und sagt, den Blick auf Salles und Brissot gerichtet: „Die Volksbewegungen, welche gestern stattgefunden haben, sind das Werk dieser verbrecherischen Partei und ihrer Agenten; sie sind es, welche Emissäre in die Sektionen schicken, um Unruhen daselbst zu unterhalten. In der Entrüstung sagte ich, man müsse die Magazine der Wucherer plündern und sie an der Thüre ihres Hauses aufhängen, als das einzige wirksame Mittel, das Volk zu retten; und man wagt es, das Anklagedekret gegen mich zu verlangen!" Bei diesen Worten erhebt sich beinahe der ganze Saal voll Entrüstung. Die Verwünschungen ersticken die Stimme des Redners. Marat lächelt verächtlich über diese schwachen Seelen. „Die Schwachköpfe!" sagt er von der Tribüne steigend.

Laréveillère-Lépaux, ein redlicher und keiner der Parteien angehöriger Mann, gibt Zeugniß von der Rechtschaffenheit Roland's und vertheidigt ihn gegen die Verleumdungen Marat's. „Es ist Zeit, zu erfahren," ruft Laréveillère-Lépaux, „ob sich der Convent zwischen Verbrechen und Tugend zu entscheiden weiß." — „Wer wagt es, Marat zu vertheidigen?" murmelt man von allen Seiten. „Ich!" antwortet Thirion. „Ich will keine Vertheidiger," antwortet der Volksfreund. „Dies ist ein Kunstgriff der Kabale, welche in mir die Abgeordnetenschaft von Paris verfolgt. Sie wollen mich aus der Versammlung entfernen, weil ich ihnen ungelegen bin, indem ich ihre Complotte aufdecke." — „Marat ist leichtgläubig," sagt Carra, „er schadet seinen Freunden durch seine Aufwallungen, er bringt den Berg in Mißkredit." Marat unterbricht Carra. „Der arglistige Commentar Carra's würde nur dahin

führen, die besten Patrioten auf das Blutgerüste zu bringen." Buzot bittet ironisch um's Wort für Marat. „Ich bin stark genug, mich selbst zu vertheidigen," sagt der Angeklagte kühn. „Warum wollt Ihr diesen Menschen anklagen?" fährt Buzot fort, „er schreibt in seinem Blatte nur, was täglich auf dieser Tribüne gesprochen wird, er ist nur das unkluge Organ der Verleumdungen, die man ohne Unterlaß gegen uns und gegen die besten Bürger schleudert, er ist nur der Vorläufer jener Anarchie, welche unter ihren letzten Geißeln das Königthum mit sich führt! Das Dekret, das Ihr gegen ihn erlassen würdet, verliehe nur einem Menschen Wichtigkeit, welcher nicht aus sich selbst handelt, sondern bloß das Werkzeug Verruchter ist." Der Berg erhebt sich murrend gegen Buzot und verwandelt die Entrüstung über Marat in Wuth gegen die Girondisten. Salles, Valazé, Boileau, Fonfrède verlangen das Anklagedekret, Bancal die Ausstoßung, Pereyres die Erklärung zum Lügner. Der Convent ist aufgestanden und theilt sich in zwei ungleiche Gruppen, aus denen Ausrufungen, Hohngeschrei, Schimpfreden emporsteigen. „Den Namensaufruf," sagt Boileau, „damit man die Freunde Marat's und die Feiglinge, welche ihn nicht anzugreifen wagen, endlich kennen lerne!" — „Er spreche," ruft man, „er ist angeklagt, er hat das Recht, zu sprechen!"

Marat sagt, gegen die Girondisten gewendet: „Hier ist weder Gerechtigkeit, noch Scham!" Die Girondisten erheben sich wie ein Mann und scheinen die Frechheit des Redners mit Geberde und Wort niederzuschmettern. „Ja, erkläret mich für angeklagt," fährt Marat mit einem herausfordernden Lächeln fort, „aber erkläret zugleich diese Staatsmänner für blödsinnig." Staatsmänner war der Name, womit die Demagogen der Gemeinde und Robespierre selbst die Freunde Roland's bezeichneten. Tallien, einer der ersten Schüler Marat's, beharrt vergeblich auf der Vertheidigung seines Meisters,

das Geschrei der Centren übertönt seine Stimme. Ein letztes Wort Vergniaud's verweist die Anklage an die ordentlichen Gerichte und beauftragt den Minister der Justiz, die Urheber und Anstifter der Plünderung zu verfolgen.

„Eine Schurkerei!" ruft Marat und geht, von den Beifallsbezeigungen des Berges in Schutz genommen, hinaus. Während er seine Lehren brandmarkte, vertheidigte der Berg den Menschen. Was er an Marat liebte, war der Feind der Girondisten.

11.

Wenige Tage nach diesen Unordnungen varnahm man die Unruhen von Lyon und den allgemeinen Aufstand der Vendée, die ersten Symtome des Bürgerkriegs. Diese Symptome brachen in dem Augenblicke aus, in welchem Dumouriez an der Grenze den Abtrünnigen und Verräther machte, während Paris von der Anarchie zerrissen wurde; aber der Convent lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Grenze.

Dort folgten Unfälle auf Unfälle. Man erfuhr Schlag auf Schlag die Mißgeschicke Custine's in Deutschland, die Niederlage der Nordarmee und die durchsichtigen Verschwörungen Dumouriez'. Spanien eröffnete die Feindseligkeiten. Der Convent antwortete auf den Bericht Barrère's ohne Zögern mit einer Kriegserklärung an den Hof von Madrid. Weit entfernt, der Nation ihre Gefahren zu verbergen, suchte der Convent das Heilmittel in der Gefahr selbst. Er enthüllte sie in ihrer ganzen Größe. Im Augenblicke wurden dreiundneunzig Commissäre ernannt, um die Nachricht von der Niederlage unserer Heere und den Gefahren unserer Grenzen in die verschiedenen Sektionen von Paris zu bringen. Die Gemeinde ließ zum Zeichen der Trauer und des Todes eine schwarze Fahne von den Thürmen der Cathedrale wehen. Die Schauspielhäuser wurden geschlossen. Der Rappell wurde zwanzig Stunden lang

hintereinander in allen Stadtvierteln als Lärmzeichen des Krieges geschlagen. Wandernde Redner verlasen auf den öffentlichen Plätzen eine Proklamation des Stadtrathes, die dem Hochgesang der Marseiller ihren stürmischen Ton entlehnte: „Zu den Waffen, Bürger! zu den Waffen! Wenn ihr säumet, ist Alles verloren!“ Die Sektionen, von denen jede zu einer handelnden Municipalität und einem berathenden Convente geworden war, stimmten zu verzweifelten Maßregeln. Sie verlangten das Verbot des Verkaufes von baarem Gelde, die Todesstrafe gegen den Handel mit gemünztem Silber, die Umlage einer Steuer auf die Reichen, die Absetzung des Kriegsministers, die Anklage gegen Dumouriez' und seine Mitschuldigen, endlich die Aufstellung eines Revolutionsgerichts, um Brissot, Pétion, Roland, Buzot, Guadet, Vergniaud und alle Girondisten abzuurtheilen, deren verrätherische Mäßigung, unter dem Vorwande, das Gesetz zu retten, das Vaterland ins Verderben stürze.

12.

Danton, abwechslungsweise im Convent oder im Lager, erhob sich durch den Schwung seines Charakters über beide Parteien, trieb das Volk mit Wort und Geberde an die Grenzen und schien den Convent zur Eintracht zu nöthigen, um die ganze Energie gegen das Ausland zu concentriren. Robespierre richtete im Namen der Jakobiner eine Proklamation an das Volk, welche alle unsere Unfälle den Girondisten zur Last legte. Er beschuldigte sie, daß sie die Plünderung angestiftet hätten, um die Grundsätze der Volksherrschaft zu entehren und die Reichen, die Grundeigenthümer und die Kaufleute für die Gegenrevolution zu gewinnen. Er verlangte einen Wall von Köpfen zwischen der Nation und ihren Feinden und vor Allem die Köpfe der Girondisten.

Aber unter dieser sichtbaren Bewegung der Jakobiner, der

Gemeinde, der Cordeliers und der Sektionen, welche gegen die Führer des Conventes kochte, bemühte sich ein unterirdischer, bald öffentlicher, bald geheimer Cirkel, die Elemente zu einem Aufstande des Volkes gegen die Mehrheit des Conventes zusammenzubringen und in Flammen zu setzen. Dieser Aufstandsausschuß versammelte sich bald in einem Saale des Stadthauses, bald in geringerer Anzahl in einem Hause der Vorstadt Saint-Marceau. Dazu gehörten: Marat, Dubois-Crancé, Duquesnois, Drouet, Choudieu, Pache, Maire von Paris; Chaumette, Hébert, Momoro, Panis, Dubuisson, der Spanier Gusman, Proly, Pereyres, Dopsent, Präsident der Sektion der Cité, der die Metzeleien in den Gefängnissen hatte organisiren helfen, Hassenfratz, Hanriot, Dufourny. Die untergeordneten Agenten waren größtentheils Männer vom 6. Oktober, vom 20. Juni, vom 10. August, vom 2. September: ein revolutionärer Stamm, den die Gemeinde erhalten hatte. Diese Männer der Faust hatten dem Impulse Pétion's und seiner Freunde gehorcht; nun waren sie bereit, dem Impulse Pache's, Marat's und Robespiere's zu gehorchen; eine revolutionäre Fluth, in deren Natur es lag, ohne Unterlaß über die Ufer zu treten. Alles was nach Feststellung der Revolution strebte, war ihnen unerträglich. Man fand wieder unter diesen Männern der Vollziehung: Maillard, den Präsidenten der Blutbäder der Abtei; Cerat, der die Ermordungen bei den Carmelitern geleitet hatte und jetzt Friedensrichter der Sektion Luxembourg war; Gonchon, den Danton der Vorstadt Saint-Antoine; Varlet; den Tüncher Malard, einen Freund von Billaud-Varennes; den Haarkräusler Siret, der von der Einnahme der Bastille an, wo er seinen Muth erprobt hatte, noch bei keinem der Kämpfe der Revolution gefehlt; den Gerber Gibon, einen Patrioten, der, von Hanriot hingerissen, wie dieser, den Patriotismus mit dem Verbrechen verwechselte; Lareynie, den ehmaligen Großvikar von Char-

tres, der in der Revolution den Untergang der Institutionen, welche er abgeschworen hatte, bis ans Ende verfolgte; Alexandre, der in seiner Vorstadt den Obergeneral spielte, und endlich den Schuster Chalandon, den Präsidenten des Revolutionsausschusses der Sektion, um dessen Schutz der berühmte Sachwalter Target in seiner Feigheit bettelte, indem er an seinem Tische zu Gast saß und seine Reden entwarf.

13.

In der Nacht des 6. März versammelte sich der Ausschuß für allgemeinen Aufstand in geheimnißvollerer Weise, als gewöhnlich. Die Mitglieder, die eine unversöhnliche Entschlossenheit hatten und ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachten konnten, waren allein dazu berufen worden. Sie waren des Titels Mörder satt, welchen Vergniaud und seine Freunde von der Tribüne herab gegen sie schleuderten. Sie hofften, Danton, der ihr Mitschuldiger gewesen war, und auf den die Beleidigungen der Girondisten zurückfielen, würde sich zur Zermalmung dieser gemeinsamen Feinde mit ihnen vereinigen. Sie waren bereit, ihm die Diktatur des Patriotismus zuzuerkennen. Sie erwarteten von Stunde zu Stunde seine Rückkehr von der Armee, zu der er ein drittes Mal geeilt war, um die wankenden Truppen wieder zu befestigen.

14.

Durch einen Brief seines Schwagers Charpentier von der Krankheit seiner Frau benachrichtigt, war Danton eiligst von Condé wieder abgereist, um den letzten Seufzer der Gefährtin seiner Jugend zu empfangen. Der Tod war ihm vorausgeeilt. Als er an der Thüre seines Hauses aus dem Wagen stieg, meldete man ihm, daß seine Frau so eben gestorben sei. Man wollte ihn von diesem Traueranblicke fern halten; aber Danton, der unter dem Ungestüm seiner politischen Leidenschaften und unter den Ausschweifungen seines Lebens eine

mit Ehrfurcht gepaarte Zärtlichkeit für die Mutter seiner beiden Kinder barg, schob die Freunde bei Seite, die ihm die Schwelle seines Hauses streitig machten, flog zerrissenen Herzens ins Zimmer hinauf, stürzte gegen das Bett, hob das Leichentuch auf und brachte, den schon halb kalt gewordenen Körper seiner Frau mit Küssen und Thränen bedeckend, die ganze Nacht mit Seufzen und Schluchzen zu.

Niemand wagte es, seinen Schmerz zu unterbrechen und ihn von diesem Sarge wegzureißen, um ihn zum Aufruhr zu schleppen. Die Pläne der Verschworenen wurden aus Mangel an einem Führer verschoben. Indessen redete Dubuisson den Ausschuß an und wies die Nothwendigkeit nach, den Girondisten zuvorzukommen, welche täglich von Rache an den Septembermördern sprachen. „Den Tod", sagte er am Schlusse, „diesen Heuchlern an Patriotismus und Tugend!"

15.

Die aufgehobenen Arme und die Geberden des Todes bildeten den stummen Beifall, womit diese Rede Dubuisson's aufgenommen wurde. Die Namen von zweiundzwanzig girondistischen Abgeordneten wurden angemerkt und ihre Köpfe dem Tode geweiht. Diese Zahl von zweiundzwanzig Köpfen entsprach vermöge einer Art Nemesis der Zahl von zweiundzwanzig Jakobinern, welche Dumouriez, wie man sagte, der Rache seiner Armee und dem Zorne des Auslandes preiszugeben versprochen hatte. Die Einen schlugen vor, Vergniaud, Brissot, Guadet, Pétion, Barbaroux und ihre Freunde an die Bäume der Tuilerien zu hängen; die Andern, sie in die Abtei zu führen und die anonyme Septembergerechtigkeit an ihnen zu erneuern. Marat, dessen Namen nichts zu fürchten hatte, wenn er einen Frevel weiter beging, und für den der Ruhm nur der Glanz des Verbrechens war, beseitigte diese Bedenklichkeiten und sagte: „Man nennt uns Blutsäufer, wohlan! verdienen wir diesen

Namen und saufen wir das Blut unserer Feinde! Der Tod der Tyrannen ist der letzte Vernunftgrund der Sklaven. Cäsar wurde im vollen Senat ermordet, behandeln wir die Repräsentanten, welche das Vaterland verrathen, auf dieselbe Weise und erschlagen wir sie auf ihren Bänken, dem Schauplatze ihrer Verbrechen." Mamin, welcher den Kopf der Fürstin von Lamballe auf seiner Pike umhergetragen hatte, erbot sich, mit Einigen seiner Würger die Girondisten in ihrer eigenen Wohnung zu ermorden. Hébert unterstützte diesen Vorschlag. „Der Tod, den wir ihnen ohne Lärm in der Finsterniß geben, wird das Vaterland eben so gut an den Verräthern rächen und wird der Welt zeigen, daß die Hand des Volkes stündlich über dem Haupte der Verschwörer schwebt." Man blieb bei diesem Plane, ohne jedoch den Gedanken Marat's auszuschließen, wenn sich bei dem Sturme, den das Volk auf den Convent unternehmen würde, im Getümmel die Gelegenheit zu einem feierlichern Morde bieten sollte. Man vertheilte die Gegenden der Stadt unter die Agitatoren zur Aufwieglung und bestimmte die Nacht vom 9. auf den 10. März zur Ausführung.

16.

Während die Verschworenen des Aufstandsausschusses Verstärkungen an sich zogen, benachrichtigte eine zufällige Enthüllung die Girondisten von dem gegen ihr Leben entworfenen Plane. Der Haarkräusler Siret hatte mit der seinem Gewerbe zur Gewohnheit gewordenen Schwatzhaftigkeit dem Präsidenten der Sektion der Insel Saint-Louis, Mauger, anvertraut, daß die Girondisten den nächsten Mittag nicht mehr erleben werden. Mauger, ein Freund des Abgeordneten Kervélegan von Finistère, einer der muthvollsten Charaktere der Rolandischen Partei, begab sich mit einbrechender Nacht zu Kervélegan und beschwur ihn, um seiner persönlichen Sicherheit willen, am folgenden Tage nicht in die Conventssitzung zu gehen und in der Nacht

vom 9ten auf den 10ten nicht in seiner Wohnung zu schlafen. Kervélégan, welcher an diesem Abende die vornehmsten Häupter der Gironde zum Nachtessen erwartete, theilte ihnen die Warnung Mauger's mit und schickte Boten an alle Abgeordneten derselben Partei mit der Bitte, den andern Tag nicht in den Convent zu gehen und in der folgenden Nacht nicht zu Hause zu schlafen. Er selbst eilte zu Gamon, einem der Inspektoren des Saales, um die zur Sicherheit des Convents nothwendigen Maßregeln hervorzurufen. Hierauf weckte er den Befehlshaber des Bataillons der Föderirten von Finistère in der Kaserne und ließ dieses Battaillon unter die Waffen treten. Schon waren einige Gruppen auf dem Marsch.

Louvet, der muthige Ankläger Robespierre's, wohnte damals in der Straße Saint-Honoré, unweit des Jakobinerklubs. Er wußte, daß der erste Volksaufstand ihn zum ersten Opfer wählen würde, und führte zum Voraus das Leben eines Geächteten. Er ging bloß aus, um sich in den Convent zu begeben, und zwar immer bewaffnet, bat unter verschiedenen Dächern um eine Zufluchtstätte für die Nacht und besuchte seine eigene Wohnung nur heimlich, um die junge Frau zu sehen, die sich ihm aufopferte. Es war dies jene Lodoiska, deren Schönheit, Muth und Liebe er in seinen Erzählungen unsterblich gemacht hat. Diese Frau, deren Auge ohne Unterlaß die geringsten Symtome belauerte, hörte im Anfange der Nacht ein ungewöhnliches Getümmel in der Straße und schreiende Stimmen, welche zahlreicher als gewöhnlich auf der Schwelle der Jakobiner aus dem Schoße von Gruppen emporstiegen. Sie eilte hin, sie drang in den Saal, sie wohnte auf den Galerien, wo die Frauen zugelassen werden, unbekannt den unheilverkündenden Präliminarien der Mordversuche bei, welche in der Nacht angestellt werden sollten. Sie sah und hörte die Verschwörung ausbrechen, das Ziel bezeichnen, das Losungswort geben, die Eide ablegen, die Fackeln auslöschen, die Säbel ziehen. Alsbald

entweicht sie unter dem Gedränge, um ihren Geliebten zu warnen. Louvet verläßt seinen Schlupfwinkel und eilt zu Pétion, wo einige seiner Freunde versammelt sind. Sie berathen sich ruhig über Entwürfe von Dekreten, die sie am folgenden Tage vorlegen wollten. Louvet vermochte sie kaum vom Besuche der nächtlichen Sitzung des Convents abzuhalten. Vergniaud wollte gar nicht an das Verbrechen glauben. Pétion, gleichgültig gegen sein Loos, wollte es lieber in seinem Hause erwarten, als ihm aus dem Wege gehen. Die Uebrigen zerstreuten sich und baten um Gastfreundschaft bis zum Tage. Louvet eilte in der Nacht von Thüre zu Thüre und bat Barbaroux, Buzot, Salles, Valazé, sich eiligst den Piken der Mörder zu entziehen. Brissot, schon in Kenntniß gesetzt, war zu den Ministern gegangen und beseelte sie mit seiner Unerschrockenheit.

17.

Während die girondistischen Abgeordneten auf diese Art ihren Feinden entkamen, begaben sich Banden, die von den Cordeliers ausgingen, mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, in die Druckerei Gorsas', des Redakteurs der *Pariser Chronik*, erbrachen die Thüren, zerrissen die Blätter, zerschlugen die Pressen und plünderten die Arbeitslokale. Gorsas ging, mit einer Pistole bewaffnet, unerkannt mitten durch die Mörder hindurch, welche seinen Kopf verlangten. An der Hausthüre angekommen, fand er diese von Bewaffneten bewacht, kletterte über die Mauer des Hofes und warf sich in ein Nachbarhaus, von wo aus er sich in die Sektion flüchtete.

Eine andere Kolonne von ungefähr tausend Mann aus dem Volke, die von einem Bürgerschmauß unter den Säulen der Halle herkam, rückte gegen den Convent und zog mit dem Geschrei: *Frei leben oder sterben!* in den Saal. Die leeren Bänke der Girondisten vereitelten die Pläne ihrer Feinde. Dem Hohngeschrei und den Drohungen der Menge und der Galerien

trotzend, begaben sich die Girondisten am folgenden Tage auf ihren Posten. Ein Auflauf von ungefähr fünftausend Mann aus den Vorstädten füllte die Straße Saint-Honoré, den Hof des Reithauses, die Terrasse der Feuillants. Säbel, Pistolen, Piken kreisten über den Häuptern der Abgeordneten unter dem Geschrei: Tod Brissot und Pétion! Fournier der Amerikaner, Varlet, Champion und bekannte Schreier des Volks verlangten die Köpfe von dreihundert gemäßigten Abgeordneten; sie begaben sich in Deputation in den Rath der Gemeinde und forderten, daß man die Barrièren von Paris schließen und die Insurrektion proklamiren sollte. Der Rath wies diese Forderungen zurück. Marat selbst verläugnete und schalt Fournier und seine Mitschuldigen.

Der Convent war stürmisch, wie das Volk selbst. Man schleuderte sich Beschimpfungen und Herausforderungen zu. Barrère, unentschieden zwischen den Girondisten und dem Berg und eben deßhalb von beiden Parteien geduldet, besänftigte einen Augenblick die allgemeine Wuth, indem er sich in die patriotischen Allgemeinheiten verirrte und gegen die Aristokratie der Girondisten, gegen die Anarchie des Berges, gegen die Municipalinsurrektion von Paris zugleich protestirte. „Man hat von dem Plane gesprochen“, sagte er, „diese Nacht Köpfe von Deputirten abzuschneiden? Bürger, die Köpfe der Deputirten stehen fest; die Köpfe der Deputirten stehen auf allen Departementen der Republik. Wer wollte sie also antasten? Am Tage dieses unmöglichen Verbrechens wäre die Republik aufgelöst“! Einstimmiger Beifall bedeckte die Stimme Barrère's und schien das Leben der Vertreter der Nation gegen die Dolche des Volks von Paris zn sichern. Robespierre schlug als Mittel gegen das Uebel die Concentration der vollziehenden Gewalt in den Ausschüssen vor. Er ließ den Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt, das heißt die Diktatur ohne Vermittlung des Convents, ahnen.

„Die allgemeinen Betrachtungen, die man Euch vorlegt, sind wahr," sagte Danton; „aber wenn das Gebäude in Brand steht, hält man sich nicht an die Diebe, welche die Geräthschaften stehlen. Ich lösche zuerst das Feuer. Wollen wir frei sein? Wenn wir es nicht wollen, so laßt uns sterben, denn wir haben es alle geschworen. Laßt also Eure Commissäre abgehen, sie sollen diesen Abend, diese Nacht noch abgehen, sie sollen zu der reichen Klasse sprechen: Entweder muß die unsern Anstrengungen erliegende Aristokratie Europa's unsere Schuld bezahlen, oder müßt Ihr sie bezahlen. Das Volk hat nur Blut, es verschwendet dasselbe. Wohlan, Elende! verschwendet Eure Reichthümer." (Beifall auf dem Berge und den Galerien.) „Seht, Bürger," fährt Danton mit einer Physiognomie fort, auf welcher das prophetische Vorgefühl des öffentlichen Glücks strahlt, „seht, Bürger, die schönen Lose, die Euch erwarten! Wie, Ihr habt eine ganze Nation zum Hebel, die Vernunft zum Anhaltspunkt, und Ihr habt die Welt noch nicht umgekehrt?" Die Beifallsbezeigungen hemmen einen Augenblick den Flug seiner Begeisterung. „Unter schwierigeren Verhältnissen, als der Feind vor den Thoren von Paris stand, sagte ich zu Denjenigen, welche damals regierten: Eure Wortegefechte sind erbärmlich, ich kenne nichts als den Feind, schlagen wir den Feind." (Anhaltender Beifall.) „Ihr, die Ihr mich mit Euren Privathändeln ermüdet," fährt er abwechslungsweise Marat, Robespierre, die Girondisten ansehend fort, „statt Euch mit der Rettung der Republik zu beschäftigen, ich betrachte Euch alle als Verräther, ich stelle Euch alle in dieselbe Linie. Ei, was liegt mir an meinem Ruf! Frankreich sei frei und mein Name sei gebrandmarkt!"

Cambacérès unterstützte den von der Gemeinde eingebrachten Vorschlag zur Aufstellung eines Revolutionsgerichts. Buzot rief, man wolle Frankreich zu einem Despotismus führen, der noch unheilvoller sei, als selbst der Despotismus der Anarchie.

Er verwahrte sich gegen die Vereinigung aller Gewalten in einer einzigen Hand. „Er verwahrte sich nicht," murmelte Marat, „als alle Gewalten in der Hand Roland's waren."

Robert Lindet verlas den Entwurf des Dekretes, durch welches ein Revolutionsgericht eingesetzt wurde. „Es besteht aus neun Richtern," sagte Lindet. „Es ist keiner Form unterworfen. Sein Gesetzbuch ist sein Gewissen; seine Ueberweisungsmittel die Willkür. Es befindet sich im Saale dieses Gerichts stets ein Mitglied, welches die Anschuldigungen entgegenzunehmen hat. Es richtet Alle, welche ihm der Convent zuschickt." Der Berg zollt diesen Bestimmungen seinen Beifall. Vergniaud erhebt sich voll Entrüstung und sagt: „Dies ist eine Inquisition, welche tausendmal fürchterlicher ist, als die Inquisition von Venedig; wir erklären, daß wir lieber sterben, als unsere Zustimmung dazu geben."

18.

Cambon und Barrère schienen anfangs erschrocken über die Waffe, die man ihnen bot. „Als die Lacedämonier," sagte Barrère, „die Athener besiegt hatten, stellten sie dieselben unter die Herrschaft von dreißig Tyrannen. Diese Männer verurtheilten anfangs die größten Verbrecher, welche allen Menschen zum Abscheu waren, und das Volk zollte ihrer Hinrichtung Beifall; bald schlugen sie willkürlich die Guten und die Schlechten. — Sulla ließ als Sieger eine Menge Bürger tödten, welche sich durch ihre Verbrechen und durch das Böse, das sie der Republik zufügten, in die Höhe geschwungen hatten; Alles klatschte Beifall: man sagte überall, diese Verbrecher hätten ihre Hinrichtung verdient; aber diese Hinrichtung war das Signal zu einem entsetzlichen Blutbad. Wenn Jemand nach einem Hause oder einem Landgute lüstern war, schuldigte er den Besitzer an und ließ ihn auf die Liste der Geächteten setzen."

Der Convent beschloß, daß die Geschworenen dieses Re-

volutionsgerichts von ihm selbst ernannt und aus allen Departementen genommen werden sollten. Diese Anordnungen, welche die Diktatur des Gerichts über Leben und Tod mäßigten, langweilten Danton sichtlich; man war im Begriff, die Sitzung aufzuheben, er sprang auf seine Bank und stürzte auf die Tribüne; seine gebieterische Geberde zwang die Abgeordneten, die bereits aufgestanden waren, sich wieder zu setzen.

„Ich fordere," sagte Danton mit befehlender Stimme, „alle guten Bürger auf, ihren Posten nicht zu verlassen" (alle Mitglieder nehmen still ihren Platz wieder ein). „Wie, Bürger," sprach er, „Ihr könnt Euch trennen, ohne die großen Maßregeln zu ergreifen, welche das Heil der Republik erfordert! Ich fühle, wie wichtig es ist, gerichtliche Maßregeln zur Bestrafung Derjenigen zu ergreifen, welche die Revolution bekämpfen, denn für sie ist das Tribunal nothwendig, für sie muß dieses Tribunal an die Stelle des höchsten Tribunals der Volksrache treten. Entreißet sie selbst der Volksrache, die Menschlichkeit gebietet es Euch; nichts ist schwerer, als die Begriffsbestimmung eines politischen Verbrechens, aber ist es nicht nothwendig, daß außerordentliche Gesetze, welche außerhalb der gesellschaftlichen Institutionen stehen, die Rebellen schrecken und die Schuldigen treffen? Hier verlangt die öffentliche Wohlfahrt große Mittel und furchtbare Maßregeln; ich sehe keinen Mittelweg zwischen den ordentlichen Gerichtsformen und einem Revolutionstribunal. Seien wir schrecklich, um das Volk der Grausamkeit zu überheben. Organisiren wir ein Tribunal, nicht gut, dies ist unmöglich, sondern so wenig schlecht, als es sein kann, damit das Schwert des Gesetzes über dem Haupt seiner Feinde schwebe. Nach Vollendung dieses großen Werkes rufe ich Euch wieder zu den Waffen, zu den Commissären, die Ihr abschicken sollt, ins Ministerium, das Ihr organisiren sollt. Der Augenblick ist gekommen, seien wir verschwenderisch mit Menschen und mit Geld. Nehmt Euch in Acht, Bürger! Ihr

haftet dem Volke für unsere Armeen, für sein Blut, für seine Assignaten. Ich verlange also, daß das Tribunal noch in dieser Sitzung organisirt werde. Ich verlange, daß der Convent meine Gründe richte und die Schimpfnamen verachte, die man mir zu geben wagt. Diesen Abend Organisirung des Revolutionstribunals, Organisirung der Vollziehungsgewalt; morgen militärische Bewegung, morgen sollen Eure Commissäre abgegangen sein! ganz Frankreich stehe auf, eile zu den Waffen, rücke gegen den Feind! Holland werde besetzt! Belgien sei frei! der englische Handel werde zu Grunde gerichtet! die Freunde der Freiheit sollen über dieses Land triumphiren! unsere überall siegreichen Waffen sollen den Völkern Freiheit und Glück bringen, und die Welt soll gerochen werden!"

19.

Das Nationalherz Frankreichs schien in Danton's Brust zu schlagen. Seine gedrängten Worte wiederhallten in den Seelen, wie der Sturmschritt der Bataillone auf dem Boden des Vaterlands. Er eilte von der Tribüne herab in die Arme seiner Collegen vom Berge. Abends wurde die Errichtung des Revolutionstribunales definitiv beschlossen. Fünf Richter und eine Jury, die vom Convente ernannt wurden, ein ebenfalls von ihm ernannter öffentlicher Ankläger, der Tod und die Gütereinziehung zum Vortheile der Republik, dies war dieser Staatsgerichtshof, die einzige Institution, die, wie man glaubte, in einem solchen Augenblicke die Republik gegen die Anarchie, die Gegenrevolution und Europa vertheidigen konnte. Der Convent, die Gesammtheit des Volkes im Kleinen, zog Alles an sich, selbst die Gerechtigkeitspflege, eines der Attribute der höchsten Gewalt. Die Waffe, die er in der Gefahr ergriff, konnte heilsam oder verderblich sein, je nach dem Gebrauch, den er davon machte. Wenn er sie zu nichts Anderem verwendete, als zum Schutz der Grenzen, der Sicherheit der

Bürger und seiner eigenen Macht, so konnte diese Waffe Nation und Freiheit zugleich retten; wenn er sie den Parteien lieh, um sich gegenseitig zu vernichten, so mordete und entehrte sie die Revolution. Die Girondisten wagten es nicht, diese Maßregel der öffentlichen Ungeduld und dem Drange der Nothwendigkeit zu verweigern. Vermöge eines seltsamen Spottes auf die Werke der Menschen sollte Barrère, der dieses Gesetz verweigerte, selbst den blutigsten Gebrauch davon machen, und Danton, der es herausbettelte, ihm seinen Kopf darreichen. Das Schlachtopfer schmiedete das Schwert, der Schlächter wies es zurück.

20.

Durch die öffentliche Gefahr und den Aufstandsausschuß aufgewiegelt, belagerte das Volk den Convent wieder; ein zweiter Plan, die Girondisten in ihren Wohnungen zu erwürgen, wurde im Cirkel der Vorstadt Saint-Marceau gesponnen. Danton, welcher durch seine Agenten Kenntniß von allen diesen Verschwörungen erhielt, die nach seinem Willen angeknüpft und abgeknüpft worden, ließ die bedrohten Abgeordneten ermahnen, ihre Wohnungen ein zweites Mal zu meiden. Er schreckte mit der einen Hand, er schirmte mit der andern; er erhielt sich Stützen, Hoffnungen, Dankbarkeiten in den drei Partien; er wollte Allen nothwendig und furchtbar zugleich sein; allein verhinderte er den Zusammenstoß zwischen der Gironde und dem Berge: wenn er sich entschied, entschied er den Sieg.

Aber der Stolz der Girondisten litt unter dieser Ueberlegenheit der Haltung Danton's; sie erwiderten seine Annäherung mit Verachtung, sie verfolgten Robespierre bis in sein Stillschweigen, sie schrieben diesen beiden Männern allen Wahnsinn Marat's, alle Fieberanfälle der Anarchie zu. Sie entschuldigten Marat sogar, um alles Gehässige der Attentate des Volkes auf Robespierre und Danton zu wälzen. „Marat," sagte Isnard

auf der Tribüne, „ist nicht der Kopf, welcher entwirft, sondern der Arm, welcher ausführt; er ist das Werkzeug arglistischer Menschen, welche seine düstere Leichtgläubigkeit geschickt hinter's Licht führen, seinen natürlichen Hang, alles unter finstern Farben zu sehen, noch mehr vergiften, ihn überreden, wozu sie wollen, und durch ihn ausführen, was ihnen beliebt; wenn sie seinen Kopf einmal reiten, spornen sie ihn zu beliebigen Fieberträumen und Hirngespinnsten."

Die Mitglieder dieser Partei entschlossen sich endlich in einer Rathssitzung bei Roland zur Benützung des Unwillens, den die Auflehnung des Volkes gegen den Convent bei den Bürgern von Paris so eben hervorgerufen, um einen Einfluß wieder zu erlangen, der ihnen entschlüpfte. Vergniaud, der schon lange stumm war, gab den Bitten seiner Collegen nach und bereitete eine Rede vor, um von der öffentlichen Meinung Rache an den Dolchen Marat's zu verlangen. Aber schon hatte sich die Spaltung in der Partei der Gironde eingeschlichen. Vergniaud, der von allen Girondisten geliebt und bewundert wurde, drückte nicht mehr die Politik seiner Partei aus; er glaubte zügeln zu müssen und näherte sich dadurch Danton. Diese beiden Männer berührten sich und hatten nichts mehr zwischen sich, als das Septemberblut. Vergniaud sprach also:

„Ohne Unterlaß mit Verleumdung getränkt, habe ich mich der Tribüne enthalten, so lange ich durch meine Gegenwart auf derselben Leidenschaften rege zu machen glaubte und die Hoffnung, meinem Lande nützlich zu sein, nicht hinaufbringen konnte; aber jetzt, wo wir Alle, ich glaube wenigstens Alle, im Gefühl einer Allen gemeinschaftlichen Gefahr vereinigt sind; jetzt, wo der ganze Nationalconvent am Rande eines Abgrundes steht, in welchen der geringste Impuls ihn und die Freiheit für immer hinabstürzen kann, jetzt wo die Emissäre Catilina's sich nicht bloß an den Thoren Roms zeigen, sondern die unverschämte Frechheit haben, bis in diese vier Wände zu dringen

und die Fahnen des Aufruhres darin zu entfalten, kann ich ein Stillschweigen nicht mehr beibehalten, welches zum eigentlichen Verrath wird. Ich will die Wahrheit sprechen ohne Furcht vor den Meuchelmördern, denn die Meuchelmörder sind feig, und ich weiß mein Leben gegen sie zu vertheidigen." Nachdem er an die Angriffe auf das Eigenthum erinnert hatte, welche in den Monaten Februar und März gemacht worden waren, fuhr er fort: „Auf diese Art von Verbrechen zur Amnestie und von der Amnestie zu Verbrechen schreitend, begann eine große Anzahl von Bürgern die aufrührerischen Empörungen mit den Empörungen gegen die Freiheit zu verschmelzen. Man hat jene seltsame Freiheitstheorie sich entwickeln sehen, vermöge welcher man zu Euch spricht: Ihr seid frei, aber denket wie wir, oder wir bezeichnen Euch der Rache des Volkes; Ihr seid frei, aber beuget das Haupt vor dem Abgotte, dem wir Weihrauch streuen, oder wir bezeichnen Euch der Rache des Volkes; Ihr seid frei, aber gesellet Euch zu uns, um die Männer zu verfolgen, deren Redlichkeit und Kenntnisse wir fürchten, oder wir bringen lächerliche Anschuldigungen gegen Euch vor und bezeichnen Euch der Rache des Volkes!

„Da war die Besorgniß erlaubt, Bürger, die Revolution möchte gleich Saturn allmählig alle ihre Kinder verschlingen.

„Ein Theil der Mitglieder des Nationalconvents betrachtete die Revolution an dem Tage, an welchem sich Frankreich zur Republik constituirt hatte, als vollendet; er glaubte es schon damals an der Zeit, der revolutionären Bewegung Halt zu gebieten, dem Volke die Ruhe zurückzugeben und schleunig die zur Befestigung dieser Ruhe nothwendigen Gesetze zu erlassen. Andere Mitglieder dagegen meinten, durch die Gefahren beunruhigt, womit uns die Coalition der Könige bedroht, das Feuer fortbrennen lassen zu müssen. Der Convent hatte einen großen Prozeß auszumachen. Die Einen sahen in der Berufung an das Volk oder in der einfachen Gefangenhaltung des Schuldigen

ein Mittel zur Vermeidung eines Krieges, welcher Ströme von Blut zu vergießen im Begriff stand, und eine feierliche Huldigung, welche der Nationalsouveränetät dargebracht wurde. Die Andern sahen in dieser Maßregel einen Keim zu Bürgerkriegen und eine Nachgiebigkeit gegen den Tyrannen; sie nannten die ersten Royalisten; die ersten beschuldigten die zweiten, sie ereifern sich nur deßhalb so sehr für die Enthauptung Ludwig's, um die Krone in die Stirne eines neuen Tyrannen zu drücken. Schon damals entzündete sich das Feuer der Leidenschaften mit Wuth im Schoße dieser Versammlung, und die Aristokratie, die ihren Hoffnungen kein Ziel mehr steckte, entwarf den höllischen Plan, den Convent durch sich selbst zu vernichten. Die Aristokratie sagte zu sich selbst: Fachen wir die Flamme des Hasses noch mehr an, richten wir es so ein, daß der Nationalconvent selbst der kochende Krater sei, aus welchem jene Schwefeldämpfe der Ausdrücke Verschwörung, Verrath, Gegenrevolution emporsteigen, unsere Wuth wird das Uebrige thun, und wenn in dem Sturme, den wir erregt haben, einige Mitglieder des Conventes umkommen, so wollen wir ihre Collegen Frankreich als Mörder und Henker abschildern." Nachdem er alle Thatsachen bezeichnet hatte, welche den Plan zu einem Aufstand und Blutbad am 9. und 10. März nachwiesen, fuhr der Redner fort: „So tief, Bürger, ist der Abgrund, den man unter unsern Füßen gegraben hatte. Ist Euch endlich die Binde von den Augen gefallen? Werdet Ihr endlich Diejenigen kennen gelernt haben, die sich den Titel Volksfreunde anmaßen?

„Und du, unglückliches Volk, wirst du noch länger der Narr der Heuchler sein, welche den Beifall lieber ernten als verdienen? Die Feinde der Revolution betrügen dich mit den Worten Freiheit und Gleichheit! Ein Tyrann des Alterthums hatte ein eisernes Bett, auf welches er seine Schlachtopfer legte; diejenigen, welche größer waren als das Bett, verstümmelte er, diejenigen, welche kleiner waren, streckte er durch

Ausrenkung der Glieder, um ihnen die Länge zu geben, die das Bett hatte. Dieser Tyrann war ein Freund der Gleichheit, und diese Gleichheit ist es, welcher die Verruchten huldigen, die dich durch ihre Wuth zerreißen. Die Gleichheit für den gesellschaftlichen Menschen ist nur die Gleichheit der Rechte, sie ist eben so wenig die Gleichheit des Vermögens, als sie die Gleichheit der Größe, der Kräfte, des Geistes, der Thätigkeit, des Fleißes und der Arbeit ist. Die Zügellosigkeit ist es, was man unter dem Bilde der Freiheit darstellt; sie hat, wie die falschen Götter, ihre Druiden, welche sie mit Menschenopfern nähren wollen. Möchten diese grausamen Priester das Loos ihrer Vorgänger theilen! möchte die Schmach für immer den geschändeten Stein versiegeln, der ihre Asche decken wird!

„Und für Euch, meine Collegen, ist der Augenblick gekommen: Ihr müßt endlich wählen zwischeu einer Energie, die Euch rettet, und der Schwäche, die alle Regierungen ins Verderben stürzt; wenn Ihr Euch allen Parteien zum Spielball, allen Verschwörern zum Opfer hergebet, werdet Ihr bald Sklaven sein. Bürger, benützen wir die Lehren der Erfahrung, wir können die Reiche durch Siege umstürzen, aber bei den Völkern werden wir nur durch das Schauspiel unsers Glücks Revolutionen hervorrufen. Wir wollen die Throne zertrümmern, beweisen wir, daß wir mit einer Republik glücklich zu sein wissen; wenn unsere Grundsätze bei den auswärtigen Nationen so langsam um sich greifen, so liegt der Grund in der Verdunkelung ihres Glanzes durch Sophismen, durch stürmische Bewegungen, und besonders durch einen blutgetränkten Flor. Glaubt Ihr die Sonne sei von zerstörenden Wolken umschleiert gewesen, welche die Gewitter mit sich führen, als sich die Völker zum ersten Male vor ihr niederwarfen, um sie die Mutter der Natur zu nennen? Nein, gewiß nicht; in strahlendem Glanze trat sie in die Unermeßlichkeit des Raumes und goß Fruchtbarkeit und Licht über das Weltall aus.

„Wohlan, zerstören wir durch unsere Festigkeit die Wolken, welche unsern politischen Horizont umhüllen, schmettern wir die Anarchie nieder, welche der Freiheit nicht weniger feind ist, als der Despotismus, gründen wir die Freiheit auf die Gesetze und auf eine weise Verfassung; bald werden die Throne einstürzen, die Scepter brechen und die Völker, ihre Arme gegen uns ausstreckend, mit Freudenrufen die allgemeine Verbrüderung proklamiren."

Dieser beredte Vortrag, welcher mit Beifall aufgenommen wurde, brachte nur einen leeren Wiederhall von Worten hervor, welcher die Seele der Versammlung bewegte ohne ihr irgend eine Richtung zu geben.

Marat folgte auf den Redner der Girondisten. Das Cynische seiner Haltung auf der Tribüne gab deutlich genug zu verstehen, daß er diese Beredsamkeit verachtete und keine Ansprüche auf dieselbe machte.

„Ich erscheine hier nicht mit Blumenreden," sagte er, „mit Schmarotzerphrasen, um Beifall zu erbetteln; ich erscheine mit einigen lichtvollen Ideen, welche geeignet sind, all das eitle Geschwätz zu zerstreuen, das Ihr so eben gehört habt. Niemand schmerzt es mehr als mich, hier zwei Parteien zu sehen, von denen die eine die Revolution nicht retten will, die andere sie nicht zu retten weiß." Bei diesen Worten lassen Saal und Galerien einen rauschenden Beifall erschallen, als wollten sie den Girondisten den Pfeil, den Marat so eben abgeschossen, tief in die Brust drücken. Der Redner deutet mit dem Finger auf die Bank Vergniaud's und seiner Freunde und sagt: „Hier sitzen die Staatsmänner; ich mache nicht allen ein Verbrechen aus ihrer Verwirrung, ich klage nur ihre Führer an; aber es ist bewiesen, daß die Leute, welche die Berufung an das Volk erdachten, den Bürgerkrieg wollten, und daß Diejenigen, welche für die Erhaltung des Tyrannen stimmten, für die Erhaltung der Tyrannei stimmten. Uebrigens verfolge nicht ich sie, son-

dern die öffentliche Entrüstung. Ich widersetze mich dem Druck einer Rede, welche das Gemälde unserer Spaltungen und Stürme in die Departemente brächte." Bereits in zwei gleiche Hälften getheilt, von denen jede den Sieg in Vergessenheit bringen wollte, um nicht als besiegt zu erscheinen, beschloß die Versammlung den Druck der Rede Vergniaud's sowohl als der Rede Marat's. Eine solche Anerkennung hatte so viel Aehnlichkeit mit einer Beleidigung, daß Vergniaud gekränkt erklärte, seine Stegreifrede sei seinem Gedächtnisse entfallen.

21.

Danton hatte um diese Zeit häufige Zusammenkünfte mit Guadet, Gensonné und Vergniaud; er neigte sich augenscheinlich zu der Partei dieser Männer hin, deren Kenntnisse, Beredsamkeit und Sitten der Republik eine im Innern weniger anarchische, nach außen mehr imponirende Regierung versprachen. Sein Benehmen gegen diese Partei deutete täglich mehr seine geheime Gesinnung an. Von Brissot, von Valazé, von Louvet, von Barbaroux, von Isnard, von Buzot, von allen denjenigen jungen Girondisten, welche sich durch die tugendhafte Entrüstung Roland's leiten und durch den Zorn seiner Gattin fortreißen ließen, ohne Unterlaß angegriffen, duldete Danton still ihre Ausfälle. Er stellte sich, als höre er nicht. Er antwortete nie. Sei es Großmuth, sei es Klugheit, er hielt seine Aufwallung zurück und schlug fortwährend den Kampf aus, den die Unklugen der Gironde ihm fortwährend anboten. Danton entfaltete täglich mehr den Geist eines Staatsmannes. Vor allem ein Mann der That, brachte er den Girondisten die Macht des Willens und der Einheit, die ihnen fehlte; er besaß das Herz des Volks, während Vergniaud und seine Freunde nur das Ohr desselben besaßen; er hätte den Girondisten, denen bereits die besitzenden Klassen gehörten, auch die Menge gegeben; vereinigt, hätten sie die Anarchie im Herzen Frankreichs erdrückt,

indem sie den Nationalboden aufgewühlt und die Revolution über die Grenzen geschleudert hätten. Danton fühlte sich zu dieser Mission berufen, er beklagte den Starrsinn bitter, womit sich die Freunde Roland's von ihm entfernten. „Ihr Haß gegen mich richtet sie, und nach ihnen vielleicht mich zu Grunde!“ sagte er zu den Unterhändlern, die zwischen ihnen und ihm mittelten; „die Thoren! sie wissen nicht, was sie von sich stoßen!“ Aber ungeachtet der häufigen Versuche, welche der gemäßigte Theil den Girondisten zur Annäherung machte, scheiterte die Versöhnung jedesmal. Danton's Vergangenheit schlug seinen Schöpfergeist mit Unfruchtbarkeit, seine Theilnahme an den Septembergräueln verfolgte ihn, und in ihm die Republik.

22.

Um diese Zeit wurde auf Isnard's Vorschlag der erste Ausschuß für die öffentliche Wohlfahrt eingesetzt. Die Mitglieder wurden mit Unparteilichkeit ernannt. Es waren Dubois-Crancé, Pétion, Gensonné, Guyton von Morveau, Robespierre, Barbaroux, Ruhl, Vergniaud, Fabre d'Eglantine, Buzot, Delmas, Guadet, Condorcet, Bréard, Camus, Prieur (von der Marne) Camille Desmoulins, Barrère, Quinette, Danton, Sieyès, Lasource, Isnard, Cambacérès, Jean Debry. Die Ersatzmänner waren Treilhard, Aubry, Garnier (von Saintes) Lindet, Lefebvre, Laréveillère-Lépaux, Ducos, Sillery, Lamarque und Boyer-Fonfrède. Die Kräfte der Parteien hielten sich darin die Wage. Eine verdoppelte Energie zeichnete die Akte der Regierung und der Gemeinde während dieser kurzen Periode der Versöhnung aus. Die Gefahr des Vaterlands lenkte alle Gedanken auf den Krieg. Die Sturmglocke erklang in Paris, die Trommeln schlugen den Rappell, die Sektionen eilten zu den Waffen. Santerre stand an der Spitze von zweitausend bewaffneten Bürgern. Der Convent befahl; der Wohlfahrtsausschuß leitete; die Gemeinde stellte Haussuchungeu an, um die Ver-

schwörer festzunehmen, die Aristokraten zu entwaffnen, die Adeligen und die verdächtigen Priester aus der Hauptstadt zu verweisen. Das Revolutionsgericht eröffnete seine Sitzungen und fällte seine ersten Urtheile. Das Werkzeug der Hinrichtungen wurde, eine Ergänzung der Republik, auf dem Revolutionsplatze errichtet. Aber die Girondisten lenkten das Beil auf die Häupter der Ausgewanderten und der Aristokraten ab und wagten es nicht, ihre wahren Feinde zu treffen.

23.

Seit dem Rücktritt ihres Gemahls verzweifelte Madame Roland an der Freiheit. Die kalten Theorien Robespierre's umzogen ihr Herz mit einer Eisrinde. Die Lumpen Marat's beleidigten ihre Augen. In die Einsamkeit eingeschlossen, fragte sie sich bereits, ob das Ideal der Revolution, von dem sie geträumt hatte, nicht eine jener Luftspiegelungen der Seele sei, welche die Einbildungskraft, die nach dem Guten lechzt, durch verführerische Aussichten täuschen und sich, wenn man näher kommt, in Dürre und Dunst verwandeln? Es wäre süß für sie gewesen, vor der Entzauberung zu sterben. Die Hitze des Kampfes und die Größe ihres Muthes hatten ihre Seele getragen, so lange ihr Gemahl am Ruder saß. Jetzt kehrte sich die Thätigkeit ihres Geistes gegen sie selbst und verzehrte sie. Der Undank des Volkes kam vor dem Ruhme. Von allen Verheißungen der Republik hatte Madame Roland nur Zerstörung und Verbrechen sich verwirklichen sehen. Die Verleumdung, die gegen sie und ihren Gatten wüthete, schreckte sie mehr als das Schaffot. Sie hatte ihre Freunde Barbaroux, Pétion, Louvet, Brissot, Buzot bewahrt. Sie schickte sich an, Paris zu verlassen und sich aufs Neue mit ihrem Gatten und ihrem Kinde in ihr Haus zu Beaujolais zurückzuziehen.

Aber sie wollte, wenn sie Schutz in ihren Bergen suchte, nicht nur dem drohenden Lärm, womit ihre Feinde ihren Namen

umbrausten, sondern auch sich selbst entfliehen. Die Gefahren, womit sie ihre Freunde umringt sah, verriethen ihr die Stärke der Gefühle, die sie für sie hegte. Keusch wie die Statuen des Alterthums, die sie sich zum Muster gewählt hatte, fürchtete sie durch das Feuer einer gemeinen Liebe das reine und übernatürliche Feuer der Freiheit in ihrem Busen zu entweihen. Sie beschloß sich zu entfernen. Sie bedurfte der Selbstachtung noch mehr als des Ruhmes. Sie wollte dem Tod ein unbeflecktes Opfer darbringen.

Aber die Aufregung des Augenblicks, die Rechnungen, welche Roland von seiner Verwaltung abzulegen hatte, die Gefahren, welche mit jedem Tage wuchsen, verzögerten diese Abreise von Woche zu Woche. Getheilt zwischen ihrer frommen Verehrung für Roland, ihren Besorgnissen für ihre Freunde, ihrer Wachsamkeit über ihre Gefühle und ihren Schmerz über die Leiden des Vaterlands, fühlte sie allen Kummer der Gattin, der Mutter und des Parteihauptes zugleich. Sie hatte ihrerseits die Bitterkeit des Volkshasses, das Gift der Verleumdung, die Kälte des ehlichen Herdes, die nächtlichen Besorgnisse für das Leben eines Gatten und eines Kindes und alle jene Angst kennen gelernt, die sie an der Königin nicht zu beklagen gewußt hatte. Ihre in einer finstern Straße des Pantheonviertels verborgene Wohnung schloß ebenso viele Sorgen und Seufzer in sich, als ein Palast.

Neununddreißigstes Buch.

Danton und Robespierre — Zweite Vermählung Danton's — Danton klagt die Girondisten an — Robespierre will Gericht über sie gehalten wissen — Vergniaud vertheidigt sich — Danton erwidert — Marat — Roberpierre's Theorien — Beurtheilungen.

1.

Die Erreignisse drängten sich Schlag auf Schlag, wie bei einem Glück, dessen Bau zusammenstürzt. Der Einfluß der Girondisten in den Departementen wuchs, durch die im Solde Roland's stehenden Blätter künstlich unterstützt, mit jedem Tage. Die Gefahren des Vaterlands trieben das Volk zu den äußersten Thaten. Die Commissäre des Convents eilten von Stadt zu Stadt und bestellten oder stürzten nach ihren Launen die Ortsbehörden, hier im Sinne der Jakobiner, dort im Geiste der Gironde. Bourdon von der Oise, der nach Orleans gesendet worden war, wo er die Lehren Robespierre's predigte und an die Stelle eines gemäßigten Gemeinderathes einen jakobinischen setzte, erhielt zwanzig Bajonetstiche im Saale des Stadthauses; von den Demagogen aufgehoben und gerettet, schickte er seine Mörder nach Paris an das Revolutionsgericht. Manuel, der ehemalige Gemeindeanwalt von Paris, der in seiner Heimath Montargis in der Zurückgezogenheit lebte, wurde vom Volke aus seiner Wohnung gerissen, an den Fuß des Freiheitsbaumes geschleppt, nackt ausgezogen, mit Wunden durchlöchert, mit Streichen zerfleischt, mit Blut überschwemmt, und der Gemeinderath, welcher zu seiner Befreiung herbeieilte, fand kein anderes Asyl für ihn, als einen Kerker.

Die Mehrheit des Conventes, welche durch die Ebene entschieden wurde, trieb, von Barrère's Willkür geführt, auf der hohen See umher. Robespierre entfernte sich von Danton, welcher der Mitschuld an Dumouriez' Verrath verdächtig war. Legendre nahm es über sich, sie zu versöhnen.

2.

Danton und Robespierre trafen sich am Tische Legendre's. Danton, der den Freimuth der Stärke und den leicht zu beugenden Haß der Heftigkeit besaß, näherte sich Robespierre zuerst und bot ihm die Hand. Robespierre zog die seinige zurück und spielte während der ganzen Mahlzeit den verschlossenen und stillen Beobachter. Am Schlusse des Mahles ließ er einige zweischneidige Worte fallen, welche, ohne Danton geradezu zu bezeichnen, Mißtrauen und Verachtung gegen die Menschen ausdrückten, die in den Revolutionen nur blutige Staffeln zu Größe und im Siege nur Spolien sehen. Dies war eine zu deutliche Anspielung auf den Verdacht der Erpressung, die das Gewissen Danton's drückte, und auf die Erinnerungen, die sich an den September knüpften. Danton beantwortete sie mit einigen beißenden Bemerkungen über die Menschen, welche ihren Stolz für Tugend und ihre Feigheit für Mäßigung halten. Die beiden Nebenbuhler trennten sich mit größerer Erbitterung und Antipathie, als sie vor dieser Annäherung gegen einander gefühlt hatten. Danton warf sich aufs Neue den Girondisten entgegen und erniedrigte sich bis zur Bitte um Amnestie für seine Vergangenheit. Ein Abgeordneter seiner Partei, Namens Meilhand, beschwur seine Freunde, diese Stimmung zu benützen und den Riesen an sich zu fesseln, der die Popularität und den Sieg mit sich bringe.

Eines Tags traf er Danton in einem der Ausschüsse des Convents und unterhielt sich mit ihm. Marat ging durch den Saal, sagte Danton einige Worte ins Ohr und entfernte sich.

„Der Elende!“ sprach Danton zu Meilhand; „Blut, Blut, immer Blut, er will nichts als Blut! Gehen wir; diese Menschen sind mir zum Gräuel!“ Und er zog Meilhand in den Garten der Tuilerien. Als Meilhand seinen Freund von den Vorwürfen des Gewissens gequält und seinen Geist für Rathschläge der Mäßigung empfänglich sah, stellte er ihm vor, daß Marat seine Politik entehre und Robespierre, nachdem er seine Popularität ausgesogen, sogar sein Leben bedrohe; er zeigte ihm, wie sehr die Republik einer mächtigen Hand bedürfe, welche das Staatsruder ergreife, welche dem Pöbel einen Zaum anlege und zugleich der Nation einen Impuls, dem Convent eine Richtung gebe, und welche Marat und Robespierre wie giftiges Gewürm, den Einen in seinem Blute, den Andern in seinem Stolze zermalme. „Du bist dieser Mann,“ fügte er hinzu, „sprich Dich für uns aus, wir wollen die Vergangenheit vergessen nnd Dir folgen; Dein Ehrgeiz wird das Vaterland retten.“ Danton hörte ohne Widerwillen zu und schwieg wie ein Mensch, der mit sich selbst zu Rathe geht. Sein Blick fragte den Blick Meilhand's, ob die Girondisten im Herzen hätten, was er mit dem Munde ausspräche. „Wenn ich mich darauf verlassen könnte!“ sagte er endlich mit einem Seufzer. „In wessen Namen sprichst Du also zu mir?“ — „Im Namen Derjenigen,“ antwortete der Girondist, „welche Marat eben so sehr verachten und Robespierre eben so sehr verabscheuen als Du.“ — „Und wer hat Dir gesagt, daß ich Robespierre verabscheue?“ — „Wer es mir gesagt hat? Dein Interresse. Robespierre hat bereits unheilverkündende Worte gegen Dich gemurmelt; wenn Du ihm nicht zuvorkommst, wird er Dir zuvorkommen.“ Danton dachte noch einen Augenblick nach; dann sagte er mit der Geberde eines verzweifelten Entschlusses, der ihm viel Ueberwindung kostete: „Sprechen wir nicht mehr davon, es ist unmöglich! Deine Freunde haben kein Vertrauen zu mir. Ich würde mich für sie zu Grunde richten, und sie

würden mich in der Folge unsern gemeinschaftlichen Feinden ausliefern. Das Loos ist geworfen, der Tod entscheide!“

Danton war den Girondisten wegen seiner Gewaltthaten, Robespierre'n wegen seiner Immoralität zuwider. Die Furcht, die er einflößte, schützte ihn noch allein vor der Verachtung. Er trotzte mit frecher Stirne seinem schlechten Rufe. Er fröhnte der Ausschweifung unter dem Schutze des Patriotismus. Von verdorbenen und servilen Menschen umgeben, hatte er einen Hof und Höflinge. Hébert, Fabre, Merlin, Chabot, Lacroix, Westermann, Brune, Bazire, Camille Desmoulins saßen an seiner Tafel. Man ging dort von Verschwörungen zu Genüssen über. Man gab der Revolution den Charakter einer patriotischen Orgie. Die Poesie, die Künste, die Musik, die gefällige Liebe gewährten Danton Erholung von der Anstrengung der Geschäfte und den Stürmen der Beredsamkeit. Die wollüstige Sorglosigkeit und der Atheismus ohne Morgen waren die Philosophie dieser Zusamenkünfte. Die Schüler des Helvetius brachten die Moral des Genusses auf den Trümmern eines Reiches in Anwendung.

Danton hatte überdies ein Landhaus an den Ufern der Seine auf der Höhe von Sèvres angekauft und ausgerüstet. Dorthin zog er sich nach dem Beispiele Mirabeau's oft mit seinen vertrautesten Freunden zurück, um über Staatsstreiche nachzusinnen.

Seit dem Tode seiner Frau litt er unter dem Gefühle seiner Verlassenheit. Seine Seele, welche Alles bald satt hatte, wurde dieser sinnlichen Genüsse müde und sann auf eine reine Verbindung. Ein junges Mädchen von makelloser Familie und rührender Schönheit hatte seine Blicke auf sich gezogen und seine Wahl entschieden. Sie nannte sich Louise Gély. Sie zählte sechszehn Jahre. Er dachte sie zu heirathen. Seine verstorbene Frau hatte sie ihm vor ihrem Tode selbst als diejenige bezeichnet, welche geeignet sei, ihren Kindern Mutter

zu werden. Danton zählte erst dreiunddreißig Jahre. Er wollte sich aus dem Getümmel zurückziehen und sich wieder ein eheliches Glück gründen. Der Einfluß dieser Liebe, der Wunsch, sich in den Augen seiner Verlobten von der Berührung Robespierre's und Marat's zu reinigen, das Bedürfniß, die Revolution zu befestigen, um sein eigenes Loos zu befestigen, gehörten zu den Motiven, welche Danton in diesem Augenblicke den Girondisten näher brachten; die Partei dieser beredten, gemäßigten Männer stellte ihn in seiner eigenen Achtung wieder her. Beharrlich verfolgte ihn der Gedanke, sich ihnen anzuschließen; selbst nachdem er ihm entsagt hatte, kam er ohne Unterlaß wie auf eine Reue oder eine Ahnung wieder auf denselben zurück.

3.

Der Vater des Fräuleins Gély war Aufwärter im Parlament gewesen. Danton's Protektion hatte ihm eine einträgliche Stelle in den Bureaux des Marineministeriums verschafft. Diese Familie bewahrte eine lebhafte Dankbarkeit für diese Wohlthat; aber wenn der Ruf Danton's blendete, so erfüllte er auch mit Abscheu. Die Mutter des jungen Mädchens verweigerte lange ihre Zustimmung zu dieser Ehe. Sie machte Danton bittere Vorwürfe über sein Benehmen in den Septembertagen und über seine Abstimmung in dem Prozesse des Königs. Danton demüthigte sich vor dieser Frau, bekannte sein Unrecht in den ersten Krisen der Revolution, schrieb sie dem Feuer seines Patriotismus und seiner Jugend zu, bezeugte eine aufrichtige Reue über seine Stimme zum Tode Ludwig's XVI. und maß diese Stimme dem Drang der Umstände und seiner damaligen Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer Rettung des Königs bei. Er versicherte, daß die Ausschweifungen der Demagogie ihm von Tag zu Tag mehr Abscheu einflößen, daß die Gründung einer Republik auf einem solchen Boden ihm als Chimäre erscheine, und daß seit langer Zeit insgeheim alle seine Bestre-

bungen auf Wiederherstellung einer constitutionellen Monarchie gerichtet seien. Der Ton der Offenheit und des Schmerzes, der in Danton's Bekenntnissen lag, erweichte die Familie Gély und die Jungfrau wurde ihm zugesagt.

4.

Die Liebe, welche Danton zu seiner Verlobten hatte, trieb seine Gefälligkeit gegen sie noch weiter. Er verstand sich dazu, seiner Verbindung den religiösen Charakter zu geben, welchen der Glaube und die frommen Gewohnheiten der Familie verlangten, in deren Kreis er zu treten im Begriffe stand. In demselben Augenblicke, in welchem die Ceremonien des katholischen Cultus am meisten geächtet und seine Diener am meisten verfolgt waren, ließ Danton seine Ehe im Zimmer und durch einen unbeeidigten Priester, Namens Herr von Kéravenan, einsegnen, der später als Pfarrer von Saint-Germain-des-Prés starb. Vor der Trauung ging Danton in das Kabinet des Priesters, kniete zu seinen Füßen und legte aufrichtig oder zum Schein die Beichte ab.

Das unermeßliche Vermögen, das man bei ihm vermuthete und seinen Erpressungen in Belgien zuschrieb, schien sich durch die Kargheit des Witthums Lügen zu strafen, das er seiner neuen Gemahlin aussetzte. Sein Beibringen bestand nur in einer Summe von dreißigtausend Franken in Assignaten, die bald darnach nur zwölftausend Franken repräsentirten. Das einzige Hochzeitgeschenk, das er seiner Frau gab, war eine Börse mit fünfzig Louisd'or.

5.

Es war der Augenblick, in welchem Danton unter der Hülle des tiefsten Geheimnisses den Abscheu vor der Republik und die Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie in der Familie Orleans mittelst der Armee in seinen Gedanken wälzte. Einige

Tage nach seiner Trauung fragte er seine Frau, ob sie die fünfzig Louisd'or ausgegeben, welche sie am Tage ihrer Vermählung von ihm empfangen hätte. — „Nein," antwortete ihm die junge Frau, „ich habe sie aufbewahrt, um sie Dir in einem äußersten Falle zurückzugeben." — „Wohlan! leihe sie mir," sagte Danton, „ich bedarf ihrer zu einem Gebrauche, den ich nur Dir offenbaren kann." Er vertraute ihr nun, daß eine Verschwörung reif sei, die Republik zu mäßigen und die Regierung den Händen der Anarchie zu entreißen, daß eine Bewegung von Paris in Verbindung mit einer Bewegung der Armee bald die Nothwendigkeit einer Centralisirung der Gewalt proklamiren und den Herzog von Orleans auf den Thron der Revolution rufen werde; daß diesem Plane nur noch die Einwilligung und Mitwirkung des damals von Paris abwesenden Herzogs von Orleans selbst fehle: daß man einen verschwiegenen und zuverlässigen Agenten absenden müsse, um diesen Prinzen auszuforschen; daß er zu dieser Sendung seinen Sekretär Miger ausersehen habe, und daß die fünfzig Louisd'or zur Bestreitung seiner Reisekosten bestimmt seien.

Madame Danton gab die fünfzig Louisd'or ihrem Gemahl. Miger reiste ab. Der Herzog von Orleans verweigerte seine Mitwirkung und seinen Namen einem Unternehmen, das er für strafbar oder für vorzeitig hielt. Danton verschob die Bewegung, nicht den Gedanken.

Gehen wir einige Wochen zurück, um die Lage Danton's bei den Bewegungen, welche dem 31. Mai vorausgingen, besser zu verstehen.

Einige Tage nach dem Abfall Dumouriez' gab Lasource, der Argwöhnischeste von den Freunden Roland's, in einer Rede zu verstehen, daß Lacroix und Danton Mitschuldige am Verrathe ihres Freundes, des Generals, zu dem Zwecke der Wiederherstellung des Königsthums seien. „Diese Wolke müssen wir zerreißen," sagte Lasource am Schlusse, die Hand gegen die Bank

ausstreckend, auf welcher Danton saß. „Ich verlange, daß Ihr eine Commission ernennet, um den Schuldigen zu entdecken und zu bestrafen. Schon lange genug sieht das Volk den Thron und das Capitol; es will jetzt auch den tarpejischen Felsen und das Schaffot sehen (Beifall). Ich verlange überdies, daß Egalité und Sillery festgenommen werden; ich verlange endlich, daß sich zum Beweise, daß wir uns nie mit einem Tyrannen vertragen, Jeder verpflichte, Demjenigen den Tod zu geben, der sich zum König oder Diktator aufzuwerfen versuchen würde.“ Die ganze Versammlung erhob sich und sprach den Eid Lasource's nach. Von der Bewegung des Conventes fortgerissen, schwuren die Galerien, die Blicke auf Danton gerichtet, den Tod des Diktators. Der Argwohn, der in Aller Herzen kochte, schien sich endlich in der Stimme Lasource's Luft gemacht und die Atmosphäre des Convents gereinigt zu haben.

6.

Die Haltung Danton's hatte während der Rede Lasource's Alles enthüllt, was sich in seiner Seele bewegte, zunächst das Erstaunen eines Stolzes, der sich für unantastbar hielt, dann den Zorn, der im Begriff stand, auf einen unverschämten Feind loszustürzen, dann den Uebermuth einer Popularität, die jedem Angriffe trotzen konnte, dann die zurückgehaltene Energie des festen Entschlusses zu einem Kampfe auf Tod und Leben, dann endlich die erheuchelte Ruhe der Gleichgültigkeit, die ihre Ankläger bemitleidet und die Waffen im Geiste umdreht, womit sie dieselben zu schlagen im Begriffe steht. Nie hatte Danton's Gesicht in so wenigen Minuten alle Schattirungen, der menschlichen Physiognomie durchlaufen. Der Geist verlor sich in demselben, wie in der Tiefe eines Abgrundes. Das Auge wurde in demselben fortgerissen, wie in einem Strudel von Leidenschaften. Als Lasource von der Tribüne herabstieg, erhob sich Danton, neigte sich beim Vorübergehen an den Bänken

des Berges, auf denen er saß, gegen die Freunde Robespierre's und sagte, mit der Faust auf die Girondisten deutend, mit halblauter Stimme zu ihnen: „Die Schurken möchten gern ihre Verbrechen auf uns wälzen!“ Die Männer des Berges begriffen, daß Danton, endlich seinem langen Schwanken entrissen, sich für sie entschied und ihre Feinde niederzuschmettern im Begriff stand. Aller Augen folgten ihm auf die Tribüne. Er wandte sich, indem er sich mit dem Ausdrucke stolzer Ehrerbietung verneigte, gegen den Berg und sagte, mit der Geberde andeutend, daß er zu den Männern des Berges allein spreche, mit einer Stimme, deren Ernst seine Aufregung schlecht verhüllte: „Bürger, ich muß vor Allem Euch meine Huldigung darbringen. Ihr, die Ihr auf diesem Berge sitzet, habt richtiger geurtheilt als ich. Ich habe bei allem Ungestüm meines Charakters die Mittel, welche mir die Natur verliehen hat, lange zurückhalten zu müssen geglaubt, um in den schwierigen Verhältnissen, in die mich meine Sendung geworfen, die Mäßigung zu beobachten, welche mir die Ereignisse zu gebieten schienen. Ihr klagtet mich der Schwäche an, Ihr hattet Recht; ich bekenne es vor ganz Frankreich. Wir sind es, die man anklagt; wir, die wir zu Angebern des Betrugs und der Schurkerei berufen sind; und die Menschen, welche wir schonen, sind es, die jetzt die freche Stirne von Angebern annehmen!“

Seine donnernde Stimme übertönte wie eine Sturmglocke das Murren der Girondisten und den vorauseilenden Beifall des Berges. Nachdem er durch Abläugnungen und Behauptungen sein Benehmen in seinem Verkehr mit Dumouriez gerechtfertigt hatte, schwieg er einen Augenblick, als wollte er die Wirkung seiner Rechtfertigung beobachten, den Boden unter seinen Füßen prüfen und seinen Zorn sammeln. Dann fuhr er fort: „Und heute, weil ich zu klug, zu vorsichtig war; weil man die List gebrauchte, das Gerücht zu verbreiten, ich habe eine Partei, und wolle Diktator werden; weil ich bisher

meinen Widersachern nicht antwortete, um nicht zu heiße Kämpfe hervorzurufen und diese Versammlung durch Spaltungen zu zerreißen, klagt man mich an, daß ich den Convent verachte und erniedrige! Den Convent erniedrigen! Und wer hat sich eifriger bestrebt, als ich, seine Würde zu heben, seine Autorität zu befestigen? Habe ich nicht selbst von meinen Feinden mit Achtung gesprochen? Und warum habe ich dieses System des Stillschweigens und der Mäßigung verlassen? Weil die Klugheit ihr Maß und Ziel hat, weil es mir, wenn ich von Denjenigen angegriffen werde, die sich am meisten Glück zu meiner Vorsicht wünschen sollten, erlaubt ist, meinerseits anzugreifen und aus den Schranken der Geduld herauszutreten! Wir wollen einen König? Nur von Denjenigen, welche die Feigheit hatten, den Tyrannen durch Berufung an das Volk retten zu wollen, kann man mit Recht argwöhnen, daß sie einen König wollen. Nur Diejenigen, welche offenbar Paris für seinen Heldenmuth strafen wollten, indem sie die Departemente gegen dasselbe aufwiegelten; nur Diejenigen, welche heimliche Gelage mit Dumoriez hielten, als er zu Paris war, ja nur sie sind die Mitschuldigen seiner Verschwörung!“

Auf jede dieser unmittelbaren Hindeutungen auf Lasource, Vergniaud, Barbaroux, Brissot, antwortete der Berg mit lauten Ausbrüchen der Freude, welche von den Ausfällen und der gällenden Stimme Marat's unterbrochen wurden.

„Nennen Sie Diejenigen, die Sie bezeichnen,“ rufen Gensonné und Guadet dem Redner zu. „Wohlan hört!“ antwortet Danton, sich gegen die Gironde wendend. „Hört,“ wiederholt Marat, „die Namen derjenigen, welche das Vaterland erwürgen wollen!“ — „Wollt Ihr ein Wort vernehmen, welches Alles in sich faßt?“ erwidert Danton. — „Ja, ja!“ ruft man ihm von allen Seiten zu. Da sprach Danton mit dem Ton und der Geberde eines Menschen, welcher jede Rücksicht abstreift: „Gut! ich glaube nicht mehr an einen Waffenstillstand zwischen

dem Berg, den Patrioten, welche den Tod des Tyrannen wollten, und den Feiglingen, welche uns in ganz Frankreich verleumdeten, um ihn zu retten."

Der Berg erhebt sich zum Zeichen der Anerkennung dieses Signals der Trennung zwischen ihm und den Girondisten wie ein Mann und stößt einen lang gedehnten Ruf aus. „Ich bin mit Verleumdung getränkt worden," fährt Danton mit schmerzlichem Tone fort; „sie hat sich auf hundert Arten gegen mich ergossen und sich durch ihre Widersprüche immer selbst Lügen gestraft. Ich habe das Volk am Anfange der Revolution aufgewiegelt und bin von den Aristokraten verleumdet worden; ich habe den 10. August hervorgerufen und bin von den Gemäßigten verleumdet worden; ich habe Frankreich an die Grenzen und Dumouriez zum Siege getrieben und bin von den falschen Patrioten verleumdet worden; heute sind die erbärmlichen Homilien eines alten Fuchses, Roland, der Text neuer Beschuldigungen: dieser Alte ist so wahnwitzig, er hat den Kopf so sehr verloren, daß er nichts als den Tod sieht und sich einbildet, alle Bürger seien bereit, ihn niederzuschlagen! Er brütet mit seinen Freunden über der Vernichtung von Paris. Wohlan! wenn Paris zu Grunde geht, gibt es keine Republik mehr!"

7.

Die Galerien lassen bei diesen Worten ein anhaltendes Händeklatschen erschallen. Man will ihnen Stillschweigen auferlegen. Danton rechtfertigt sie und hält eine Lobrede auf das Volk der Hauptstadt und des Reiches, das von diesen Galerien herab selbst mit Herz, Hand und Stimme am Werke seiner Freiheit Theil genommen. Er geht auf einige Einzelnheiten zu seiner eigenen Rechtfertigung ein; dann sagt er, sich wieder gegen den Berg hin wendend: „Ich werde beweisen, daß ich ein unwandelbarer Revolutionär bin und daß ich allen Angrif-

fen Widerstand leiste, und ich bitte Euch, Bürger, das Wahrzeichen davon anzunehmen.“ Der Berg breitet von seinen Bänken herab die Arme gegen Danton aus, als wollte er sein neues Haupt umfangen. Eine Stimme erhebt sich aus der Ebene und spricht den Namen Cromwell aus. „Wer ist der Schurke, der es wagte, mich mit Cromwell zu vergleichen?“ ruft der Redner, sich unterbrechend. „Ja, ich verlange, daß dieser niederträchtige Verleumder gestraft und in die Abtei geführt werde. Ich Cromwell! aber Cromwell war der Verbündete der Könige! wer, wie ich, einem Könige den Kopf abgeschlagen, wird allen Königen auf ewig zum Fluch!.... Sammelt Euch,“ nimmt er den Faden seiner Rede endlich mit einer Stimme wieder auf, welche den Berg von seiner Basis loszureißen scheint, „sammelt Euch, die Ihr das Todesurtheil des Tyrannen gesprochen, gegen die Feiglinge, die ihn schonen wollten! Schließt euch eng an einander, rufet das Volk zur Vernichtung unserer gemeinsamen Feinde im Innern; machet durch die Stärke und Unerschütterlichkeit Eures Charakters alle Schurken, alle Aristokraten, alle Gemäßigten, alle Diejenigen zu Schanden, die Euch in den Departementen verleumdet haben. Kein Friede, kein Waffenstillstand, kein Vergleich mehr mit ihnen!...“ Die Wuth seiner Seele scheint in den Berg übergegangen zu sein. „Ihr seht aus der Lage, in der ich mich in diesem Augenblicke befinde, wie nothwendig es für Euch ist, fest zu sein, und allen Euren Feinden ohne Unterschied den Krieg zu erklären. Wir müssen eine unbezwingliche Phalanx bilden. Ich gehe auf die Republik los, laßt uns mit einander darauf losgehen, wir wollen sehen, wer das Ziel erreichen wird, wir oder unsere feigen Verleumder. Ich verlange, daß der Sechserausschuß, den ihr so eben auf den Vorschlag Lasource's ernannt habt, nicht nur das Benehmen Derjenigen, welche uns verleumdet, welche sich gegen die Untheilbarkeit der Republik verschworen, sondern auch das Benehmen Derjenigen,

welche den Tyrannen zu retten gesucht haben, der Untersuchung unterwerfe!"

Danton verließ die Rednerbühne in den Armen seiner Collegen vom Berge. Seine Worte entsprachen der Kampflust, welche zwischen den Jakobinern und den Girondisten bestand und nur durch seine Haltung bisher zurückgedrängt worden war. Diese Rede riß den Damm zwischen beiden Parteien nieder: der Zorn und das Blut konnten frei dahin fließen.

8.

Marat seinerseits klagte die ganze Welt an. Santerre meldete, daß hundert von Carnot und ihm gebildete Bataillone im Begriffe seien, von Paris abzugehen und die Lücke auszufüllen, welche der Verrath auf unserer Nordgrenze hinterlassen. Custine schrieb, daß er seinen Rückzug antrete. Die Cordeliers, die Jakobiner, die Gemeinde, die Sektionen verdoppelten ihre Thätigkeit und ergossen sich in Verwünschungen gegen die Girondisten, welche die Spaltung zwischen Paris und die Departemente würfen und unfähig, die Republik zu leiten, sich in den Rolandischen Cirkeln zum Untergange der besten Patrioten und zur Wiederherstellung des Königthums verschwüren. Das Revolutionsgericht selbst, das vor Kurzem vom Convent ernannt worden war, erschien an der Schranke und beklagte sich, daß es noch keine Verschwörer oder Verräther zu richten habe. Man säumte nicht, ihm in Masse die Aristokraten, die Ausgewanderten, die nicht an dem Verrathe, wohl aber an der Niederlage Dumouriez' schuldigen Generale der Armee zuzuschicken. Carnot wurde an die Nordgrenze geschickt und entwickelte daselbst den militärischen Organisationsgeist, mit dem er ausgestattet war; die festen Plätze wurden mit Vertheidigern versehen, die Besatzungen wiederhergestellt, die Verproviantirungen vorbereitet, die Waffenschmieden und Stückgießereien in Thätigkeit gesetzt, die Generale durch Zuruf ernannt

und die Armee im Angesichte eines Feindes wieder in Schlachtordnung gestellt, der nicht genug staunen konnte, eine zweite Bajonetmauer hinter derjenigen zu finden, die er vernichtet hatte.

9.

Diese Bedürfnisse der öffentlichen Wohlfahrt schienen einige Tage lang die Schritte, die Stimmen des Conventes zu verschmelzen; die Herzen schienen Eins, aber sie hatten sich hinter Herrschsuchten und Erbitterungen abgeschlossen, welche nur auf eine Gelegenheit zum Ausbruche warteten. Seit Danton's Rede wurde Marat's Partei, nun sie eines so furchtbaren Rückhaltes sicher war, von Tag zu Tag kühner.

Dieser Mensch, der nichts mehr durch sich selbst war, hatte sich zur Fahne des Berges gemacht; der Berg konnte ihn nicht fallen lassen, ohne schwach oder nachgiebig vor den Girondisten zu erscheinen. Marat fühlte seine Stärke; er mißbrauchte sie, um auf seinen Namen neue Kämpfe anzuspinnen, worin er um die ganze Bedeutung des Kampfes in den Augen des Volkes größer wurde. Abgott der niedern Volksklasse, Agitator der Sektionen, Redner der Cordeliers und der Gemeinde versichert, war er überdies von jenem Centralklub des Aufstandsausschusses unterstützt, den er zur Vollziehungsgewalt der Anarchie gemacht hatte und der im erzbischöflichen Saale seine Sitzungen hielt. Dort versammelten sich auf einen Wink Marat's zur Entwerfung von Mordbrennerpetitionen oder zur Bewaffnung der Vorstädte die Menschen, denen der Aufruhr zum Gewerbe geworden; die Petitionäre verlangten unaufhörlich vom Convente, daß er einen Guadet, einen Vergniaud, einen Gensonné, einen Brissot, einen Barbaroux, einen Louvet, einen Roland in Anklagestand versetze.

Pétion schuldigte eine dieser Adressen, welche zur Ermordung eines Theiles der Nationalvertretung aufforderte, beim

Convente an. „Wer verdient das Schaffot mehr als Roland?“ sagte diese Adresse; „und doch athmet er? Wohin wir unsere Blicke richten, sehen wir nichts als Verschwörer. Gesetzgeber, schrecket durch die Hinrichtung! Berg des Conventes, rettet die Republik! oder wenn Ihr Euch nicht stark genug fühlet, es zu thun, so wagt es uns offen zu sagen, wir wollen es über uns nehmen.“ Danton schlug, alle Grenzen überschreitend, eine ehrenvolle Erwähnung dieser Adresse vor. Er stürzt mit Fabre d'Eglantine und mehren Mitglieder des Berges auf die Tribüne, um Pétion herunterzureißen. „Bleib, Pétion!“ ruft ihm Duperret zu, „wir haben Kinder, sie werden uns rächen.“ — „Ihr seid Schurken,“ erwidert Danton. Rufe: Herunter mit dem Diktator! erheben sich aus der Ebene. Die Deputirten verlassen ihre Bänke und stürzen in zwei entgegengesetzten Strömen gegen die Tribüne. Ein Girondist zieht einen Dolch aus der Scheide. Ein Mann des Berges setzt Duperret den Lauf einer Pistole auf die Brust. Der Präsident verhüllt sich. Pétion fährt fort, die Adresse zu commentiren und Rache gegen die Beschimpfung der Mitglieder der Nationalvertretung zu fordern. Murren, Gelächter unterbrechen ihn bei jedem Wort. David, Robespierre's und Marat's Freund, tritt in die Mitte des Saales vor und fordert Pétion mit Geberde und Wort heraus. Pétion bleibt beharrlich. Er treibt dem Convent die Röthe der Scham durch den Vorwurf aus, daß er einen Menschen in seinem Schoße behalte, neben dem vor wenigen Monaten Niemand habe sitzen wollen, und der jetzt mehr Gunst und Stille finde, als die besten Bürger; ein Mensch, der offen den Despotismus predige, zur Plünderung auffordere, Köpfe verlange, kurz Marat!

Danton folgt auf Pétion. „Haben wir das Recht,“ sagte er, „vom Volke mehr Weisheit zu verlangen, als wir selbst zeigen? Hat nicht das Volk das Recht, die Aufwallungen zu fühlen, welche es zum patriotischen Wahnsinn treiben, wenn

diese Tribüne als eine Arena von Gladiatoren erscheint? Bin ich nicht so eben erst selbst auf dieser Stätte belagert worden? Hat man nicht zu mir gesagt, ich wolle Diktator sein? Ich will Pétion's Vorschlag mit kaltem Blute untersuchen. Ich will keine Leidenschaft hineinmischen, ich will meine Unempfindlichkeit dabei bewahren, welche Wogen der Entrüstung sich auch in meinem Busen drängen mögen. Ich weiß, wie sich dieses große Drama entwickeln wird. Das Volk wird das Ziel sein: ich will die Republik; ich werde beweisen, daß ich beständig auf dieses Ziel zusteure. Pétion beklagt sich, daß man seinen Kopf verlangt habe! und hat man nicht in einigen Departementen den meinigen verlangt? Ich berufe mich auf Pétion selbst, er befindet sich nicht erst seit heute in den Stürmen des Volks; er weiß wohl, daß, wenn ein Volk den Scepter der Monarchie zerbricht, um zur Republik zu gelangen, es durch die Gewalt des Ansatzes, den es genommen, über sein Ziel hinausgetragen wird. Was müßt Ihr dem Volke antworten, wenn es Euch strenge Wahrheiten sagt? Ihr müßt ihm mit der Rettung der Republik antworten. Die Verfassung wird um so schöner sein, wenn sie in den Stürmen der Freiheit geboren wird. Darum hatte auch ein Volk des Alterthums bei Aufführung der Mauern in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert, das sie vertheidigen sollte. Man verschone uns also mit übertriebenen Anschuldigungen, die nur den Beweis liefern, daß man den Tod fürchtet! Es läßt Euch gut, gegen das Volk aufzutreten, weil es Euch energische Wahrheiten sagt! ich verlange, daß man über Pétion's Antrag weggehe! Wenn sich Paris entrüstet zeigt, so hat es wohl das Recht, die Waffen gegen Diejenigen zu kehren, die es nach den Diensten, welche es dem Vaterlande geleistet, so oft verleumdet haben."

Fonfrède steht entrüstet auf und unterstützt Pétion's Antrag. „Ich halte nicht ein Paar Menschen für das Volk," sagte er. „Man klagt die Mehrheit dieser Versammlung der

Verschwörung an. Und wer klagt sie an? Dumouriez. Wer will sie auflösen? Orleans, wenn er zum Feinde übergeht. Wer klagt sie an? Die Royalisten, welche den Tyrannen von Euch zurückverlangen, dem Ihr den Kopf abgeschlagen habt. Wer klagt sie endlich an? Alle Adelige, alle Priester, alle Könige. Sie klagen uns der Verschwörung an, weil sie uns nicht anzuklagen wagen, daß wir die Republik gegründet, daß wir dem Königthume den Krieg erklärt, daß wir endlich jene Bourbonen verbannt haben, deren verächtliches Haupt uns auf diese Art Lebewohl sagt: und unstreitig muß man gerade auf das Ziel zusteuern, man muß mit der einen Hand den Feind zurückschlagen, mit der andern eine Verfassung gründen. Bürger! lasset die Nation nicht in Euch erniedrigen." — „Bürger!" sagte Guadet seinerseits, „die Republik ist verloren, wenn Ihr Euch von diesen Schurken ungestraft sagen lasset, daß der Convent verdorben sei." Robespierre erhebt sich und sagt: „Wer behauptet, daß die Mehrheit des Conventes verdorben sei, ist wahnsinnig! wer aber läugnen wollte, daß der Convent bisweilen durch eine Coalition irre geleitet werden könne, die aus einigen Menschen von tiefer Verdorbenheit bestehe, wäre ein Betrüger... Ich will einen Theil des Schleiers lüften..."

Bei diesen Worten entrüstet sich Vergniaud und verlangt selbst Gehör für Robespierre. „Obgleich nicht mit einer künstlich vorbereiteten Rede ausgestattet," sagt er, „werden wir doch zu antworten und die Schurken aus der Fassung zu bringen wissen."

10.

Robespierre klagt Vergniaud und seine Partei mit der äußersten Heftigkeit an und schließt mit dem Verlangen, daß Gericht über sie gehalten werde. Der Berg beklatscht den Schluß dieser Rede. Vergniaud steigt nach Robespierre auf die Tribüne, und es fällt ihm schwer, sich Gehör zu verschaffen.

11.

„Ich wage es, Robespierre zu antworten," sagte er, „der durch einen arglistigen, mit erfinderischer List in der Stille des Kabinets geschriebenen Roman und durch kalte Spöttereien mit verschwenderischer Hand neue Saaten der Zwietracht in den Schooß des Conventes streut; ich wage es, ihm ohne Nachdenken zu antworten. Ich bedarf nicht der Kunst, wie er; mir genügt mein Bewußtsein. Meine Stimme, welche mehr als einmal von dieser Tribüne herab den Schrecken in jenen Palast schleuderte, aus dem sie den Tyrannen hinausstürzen half, wird ihn auch in die Seele der Schurken schleudern, welche ihre Tyrannei an die Stelle der Tyrannei des Königthums setzen möchten. Umsonst sucht man mich zu erbittern, ich werde über mich wachen. Ich werde die schändlichen Plane Derjenigen nicht unterstützen, welche uns wie die Soldaten des Cadmus einander gegenseitig erwürgen lassen wollen, um die Despoten an unsere leere Stelle zu setzen, die sie für uns bereit halten. Robespierre klagt uns an, wir hätten uns im Monat Juli der Absetzung Ludwig Capet's widersetzt? Ich antworte, daß ich der Erste war, der auf dieser Tribüne am 3. Juli von Absetzung sprach, und ich füge hinzu, daß vielleicht die Energie jener Rede nicht wenig zum Umsturz des Thrones beitrug. In der Commission der 21, deren Mitglied ich war, wollten wir weder einen neuen König, noch einen neuen Regenten, wir wollten die Republik, und ich war es, der, nachdem ich die ganze Nacht vom 9. auf den 10. August beim Lärm der Sturmglocke präsidirt hatte, während Guadet am Morgen beim Lärm der Kanonon präsidirte, die Republik im Namen der gesetzgebenden Versammlung vorschlug. Ich frage, Bürger, ob wir mit dem Hofe einverstanden waren, ob er uns oder Denjenigen Dank schuldig ist, welche ihn durch die Angriffe, mit denen sie uns verfolgen, so gut für das Böse rächen, das wir ihm zugefügt haben?

„Robespierre klagt uns an, wir hätten in das Suspensionsdekret einen Artikel aufgenommen, welcher die Bestimmung enthielte, daß ein Erzieher für den Kronprinzen ernannt werden sollte? Am 10. August verließ ich gegen neun Uhr Morgens den Präsidentenstuhl, um in zehn Minuten das Absetzungsdekret zu entwerfen. Ich setze voraus, daß ich mich vielleicht wegen der schwierigen Umstände, in denen wir uns befanden, vielleicht wegen der Unruhe, die mich während des Kampfes umhertreiben mußte, in den Motiven täuschte, die mich zur Aufnahme des Artikels bestimmten, welchen man mir vorwirft! vielleicht dürfte ich auch zu entschuldigen sein, wenn ich nicht unfehlbar gewesen. Wenigstens möchte es Robespierre'n, welcher sich damals klugerweise in einen Keller verkrochen hatte, nicht wohl anstehen, mich wegen eines Augenblicks der Schwäche mit so viel Strenge zu richten. Aber als ich in der Eile das Dekret entwarf, schwankte der Sieg ungewiß zwischen dem Volk und dem Schlosse. Diese Ernennung eines Erziehers für den Kronprinzen isolirte, im Fall der Tyrann siegte, verfassungsgemäß den Sohn vom Vater und lieferte also dem Volke einen Geisel gegen die Rache des Hofes aus.

„Robespierre klagt uns an, wir hätten Lafayette und Narbonne gepriesen? Guadet und ich waren es, die ungeachtet des Murrens der gesetzgebenden Versammlung Lafayette an dieser Schranke angriffen, als er den kleinen Cäsar zu spielen suchte.

„Robespierre klagt uns an, wir hätten Oesterreich den Krieg erklärt? Die Frage war damals nicht, ob wir Krieg bekämen: der Krieg war uns thatsächlich erklärt. Es handelte sich darum, ob wir in Ruhe warten sollten, bis unsere Feinde die Vorbereitungen vollendet hätten, die sie auf unserer Schwelle zu unserer Vernichtung trafen, ob wir sie den Schauplatz des Krieges auf unser Gebiet verlegen lassen, oder ob wir ihn auf das ihre verlegen sollten. Der Muth der Franzosen hat für uns auf diese Anklage geantwortet.

„Wir sollen Paris verleumdet haben? Robespierre allein und seine Freunde verleumden diese berühmte Stadt. Meine Gedanken blieben stets mit Entsetzen vor den beklagenswerthen Auftritten stehen, welche die Revolution befleckt haben; aber ich behauptete beständig, sie seien nicht das Werk des Volkes, sondern das Werk einiger Verruchten, die aus allen Theilen der Republik herbeiströmten, um in einer Stadt, deren Unermeßlichkeit und Stürme ihrem Verbrechen den größten Spielraum eröffneten, von Plünderung und Mord zu leben. Gerade zur Ehre des Volkes verlangte ich, daß sie dem Schwert der Gesetze ausgeliefert werden sollten. Andere dagegen, welche den Banditen Straflosigkeit sichern wollten und ihnen ohne Zweifel neue Ermordungen, neue Plünderungen zugedacht hatten, vertheidigten ihre Greuelthaten und schrieben sie dem Volke zu. Wer verleumdet nun das Volk? Derjenige, der es für unschuldig an den Verbrechen einiger fremden Banditen erklärt, oder Derjenige, der das Gehässige dieser Blutscenen beharrlich dem Volke aufbürdet?“ — „Dies sind Thaten der Nationalrache,“ ruft Marat.

Vergniaud fährt, ohne einen Blick auf ihn zu richten, fort: „Wir hätten aus Paris fliehen wollen, sagt Robespieere, er, der nach Marseille fliehen wollte? Ich für meine Person erkläre, daß, wenn die gesetzgebende Versammlung Paris verließe, dies nicht anders geschehen könnte, als wie Themistokles Athen verließ, das heißt mit allen Bürgern, indem wir unsern Feinden nichts als Asche und Trümmer zur Eroberung zurückließen und uns nur deßhalb einen Augenblick vor ihnen flüchteten, um ihr Grab besser zu graben.

„Robespierre klagt uns an, daß wir für die Berufung an das Volk gestimmt hätten? War ich ihm das Opfer einer Meinung schuldig, die ich für gut hielt, und die der Nation einen neuen Krieg ersparen konnte, dessen Drangsale ich fürchtete?

„Und wir sind Intriguanten und Umtriebmacher?“ fuhr Vergniaud fort; „aber hat man am 10. August den Vorschlag von uns gehört, die Minister aus der Mitte der gesetzgebenden Versammlung zu nehmen? Die Gelegenheit war schön, wir konnten ohne Anmaßung glauben, die Wahlen werden auf Einige von uns fallen; wo sind also die Beweise von jener Geldgier, jener Herrschsucht, die man uns zuschreibt? Danton hat sich gerühmt, Stellen für Männer nachgesucht und erhalten zu haben, die er für gute Bürger erkannt hätte: wenn, was ich nicht weiß, Einer von uns dieselbe Verhaltungsregel beobachtet hat, wie könnte man ihm als Verbrechen anrechnen, was an Danton nicht tadelnswerth erschien?

„Aber wir sind Gemäßigte, wir sind Feuillants? Wir, Gemäßigte! Ich war es nicht am 10. August, Robespierre, als Du in Deinem Keller versteckt warst! Gemäßigte! Nein, ich bin es nicht in dem Sinne, daß ich die Energie der Nation lähmen möchte: ich weiß, daß die Freiheit immer thätig ist, wie die Flamme; daß sie unvereinbar mit einer vollkommenen Ruhe ist, die nur Sklaven zukommt. Ich weiß auch, daß es in Zeiten der Revolution eben so thöricht wäre, die Glut des Volkes nach Willkür dämpfen zu wollen, als den Wogen Ruhe zu gebieten, wenn sie vom Sturme gepeitscht sind. Aber es ist Sache des Gesetzgebers, durch weise Rathschläge den Verwüstungen des Sturmes so viel als möglich zuvorzukommen; und wenn man Raub und Mord in Schutz nehmen muß, um Patriot zu sein, ja, dann bin ich gemäßigt.

„Seit der Abschaffung des Königthums hörte ich viel von Revolutionen reden; ich sprach zu mir: es sind nur zwei möglich, die Revolution gegen das Eigenthum oder das agrarische Gesetz, und die Revolution, welche uns zum Königthume zurückführen würde. Ich faßte den festen Entschluß, die eine wie die andere zu bekämpfen; wenn dies gemäßigt sein heißt, ja, dann bin ich gemäßigt.

„Ich hörte auch viel von Insurrektion reden, und ich gestehe es, ich seufzte darüber. Entweder hat die Insurrektion einen Zweck, oder sie hat keinen. Im letztern Fall ist sie eine Erschütterung für den politischen Körper, die ihm, weil sie ihm nichts Gutes bringen kann, nothwendig viel Böses bringen muß. Wenn die Insurrektion einen bestimmten Zweck hat, was kann sie für einen andern Zweck haben, als die Gewalt den Händen der Nationalvertretung zu entreißen, um sie auf das Haupt eines einzigen Bürgers zu verpflanzen? In beiden Fällen verschwören sich die Männer, welche die Insurrektion predigen, gegen die Republik und die Freiheit; und wenn man ihnen, um Patriot zu sein, huldigen muß, oder gemäßigt ist, wenn man sie bekämpft, dann bin ich gemäßigt! Wenn die Statue der Freiheit auf dem Throne steht, so kann die Insurrektion nur durch die Freunde des Königthums hervorgerufen worden.

„Ich verlangte auch furchtbare Maßregeln, aber nur gegen die Feinde des Vaterlands; Bestrafung und nicht Achtserklärung. Etliche schienen ihren Patriotismus darin zu suchen, daß sie marterten, daß sie Thränen auspreßten; ich hätte gewünscht, daß der Patriotismus nur Glück verbreite. Man sucht die Revolution durch den Schrecken zu vollenden, ich hätte sie gern durch die Liebe vollendet. Endlich dachte ich nicht, daß wir gleich den Priestern und den blutdürstigen Dienern der Inquisition, die nur beim Scheine der Scheiterhaufen von ihrem Gott der Barmherzigkeit reden, mitten unter Dolchen und Henkern von der Freiheit reden sollten. O, man danke uns für unsere Mäßigung! Wenn wir den Kampf angenommen hätten, den man uns hier ohne Unterlaß bietet — ich erkläre meinen Anklägern, mit welchen Verdächtigungen man uns auch bedecken, mit welchen Verleumdungen man uns auch brandmarken möge, unsere Namen sind noch mehr geachtet, als die ihrigen, und aus allen Departementen hätte man Männer herbeieilen sehen, gleich fürchterlich der Anarchie und den Tyrannen. Unsere

Ankläger und wir wären vom Feuer des Bürgerkrieges bereits verzehrt!"

Nachdem er auf alle Hauptpunkte der Anklage Robespierre's also geantwortet hatte, fuhr Vergniaud, das Gesuch Pétion's prüfend, also fort:

„Ihr habt durch Euer Dekret befohlen, daß die Schuldigen vom 10. März vor das Revolutionsgericht gestellt werden sollen: Das Verbrechen ist anerkannt. Welche Köpfe sind gefallen? Keiner. Welcher Verschworene ist festgenommen worden? Keiner. Ihr habt befohlen, daß einer der Verschworenen in Freiheit gesetzt werden solle, um als Zeuge vernommen zu werden; es ist beinahe, wie wenn in Rom der Senat beschlossen hätte, Lentulus in der Verschwörung Catilina's als Zeugen zu benützen. Ihr habt Mitglieder des Centralausschusses für den Aufstand vor Eure Schranke geladen. Haben sie gehorcht? sind sie erschienen? Wer seid Ihr dann? In der Petition der Kornhalle schüttet man den Schimpf aus vollen Eimern auf den Nationalconvent; es ist keine Petition, die man Euch unterstellt, es sind Befehle, die man Euch diktirt, man schreibt Euch frech die Tagesordnung vor. Bürger! wenn Ihr nur einfache Privatleute wäret, so würde ich zu Euch sagen: Seid Ihr Memmen? Wohlan! überlaßt Euch dem Zufalle der Ereignisse, wartet betäubt, bis man Euch fortjagt oder erwürgt, und erkläret, daß Ihr die Sklaven des ersten besten Banditen seid, der Euch in Ketten schlagen will! Ihr suchet Mitschuldige Dumouriez'? Dort sind sie! Dort sind sie! Es sind Diejenigen, welche den Centralausschuß für den Aufstand gebildet haben, es sind Diejenigen, welche die verbrecherische Adresse hervorgerufen haben, die von einigen verruchten Intriguanten im Namen der Sektion der Kornhalle unterzeichnet wurde; alle diese Leute wollen, wie Dumouriez, die Vernichtung des Convents; alle diese Leute wollen, wie Dumouriez, einen König, und wir sind es, die man die Mitschuldigen Dumouriez' nennt! Man hat also

vergessen, daß wir die orleanistische Partei ohne Unterlaß angeschuldigt haben! Wir die Mitschuldigen Dumouriez'! Man hat also vergessen, daß wir mitten unter den Stürmen einer achtstündigen Sitzung das Dekret durchgesetzt haben, welches alle Bourbonen aus der Republik verbannte! Wir die Mitschuldigen Dumouriez'! Man hat also vergessen, wer Diejenigen waren (mit der Geberde auf Robespierre deutend), welche die Zurücknahme dieses Dekretes ausgewirkt haben! Wie? Dumouriez conspirirt für einen Bourbon, wir kämpfen für die Verbannung der Bourbonen, und wir sind es, die man anklagt!

„Ich habe auf Alles geantwortet, ich habe Robespierre aus der Fassung gebracht, ich werde es ruhig abwarten, bis sich die Nation gegen mich oder meine Feinde ausspricht! Bürger, ich beschließe diese Erörterung, die eben so schmerzlich für mein Gemüth, als verderblich für die öffentliche Sache ist; ich dachte, Dumouriez' Verrath würde eine glückliche Krisis hervorrufen und uns Alle durch das Gefühl einer gemeinsamen Gefahr vereinigen; ich dachte, wir würden uns mit der Rettung des Vaterlandes beschäftigen, statt uns zu unserer wechselseitigen Vernichtung aufzureizen. Welches unheilvolle Verhängniß drängt Vertreter des Volkes, diese vier Wände zum Herd ihrer Verleumdungen und Leidenschaften zu machen! Ihr wißt, ob ich die Bitterkeiten, mit denen man mich seit sechs Monaten kränkt, stillschweigend verschluckt habe, ob ich meinem Vaterlande die gerechteste Rache zu opfern gewußt habe! Ihr wißt, ob ich mich, wenn ich nicht als Memme dastehen, wenn ich mich nicht für schuldig erklären, wenn ich nicht das wenige Gute, das ich noch zu thun hoffen kann, auf das Spiel setzen wollte, ob ich mich, sage ich, enthalten konnte, die Arglist und Lügenhaftigkeit Robespierre's in ihr volles Licht zu stellen! Möchte dieser Tag der letzte sein können, den wir in ärgerlichen Wortkämpfen vergeuden!"

12.

Diese Rede erleichterte das Herz Vergniaud's und sammelte die zahlreiche Partei der Gemäßigten wieder um ihn; Paris und ganz Frankreich wiederhallten einige Tage lang von dieser Beredsamkeit. Die Girondisten beschlossen, diese Rückkehr der öffentlichen Gunst zur Vernichtung ihrer Feinde zu benützen; aber sie hatten nur Reden. Danton und Robespierre hatten das Volk von Paris in ihren Händen. In den folgenden Tagen waren die Gemüther so aufgeregt, das Duperret mit gezücktem Degen auf die Mitglieder des Berges losstürzte. Durch das Geschrei des Entsetzens, welches der Convent ausstieß, wieder zu sich selbst gekommen, entschuldigte er sich und erklärte, wenn er das Unglück gehabt hätte, Hand an einen Vertreter des Volks zu legen, so wäre ihm noch eine Waffe übrig geblieben, sich selbst zu tödten. Die Versammlung schrieb seine Heftigkeit dem Wahnsinne zu und verzieh ihm.

Pétion ließ sich hierauf in einer Rede hören, welche dem Geschrei der Verzweiflung über den Verlust seiner Popularität glich. Guadet folgte auf ihn und vertheidigte sich wie Vergniaud gegen alle Theilnahme an der Schuld Orleans' und Dumouriez'. „Es ist wahr," sagte er, „Dumouriez kam nach Paris; der Ruf eines großen Generals ging ihm voran, er war von dem Glanz seiner Siege umstrahlt, ich suchte ihn nicht auf, ich sah ihn bisweilen in dem Ausschuß, dessen Mitglied ich war. Ich sah ihn ein anderes Mal in einem dritten Haus, wo man ihm ein Fest gab, zu dem ich eingeladen wurde und bei dem ich aus Freundschaft für Denjenigen erschien, welcher es gab: Talma. Ich blieb nur eine Stunde. Er verweilte mehre Tage in Paris, ich wußte nicht, wo er wohnte; aber wer war beständig in allen Schauspielhäusern von Paris an der Seite Dumouriez' zu sehen? wer war sein unzertrennlicher Begleiter? Euer Danton!..."

Bei diesen Worten fährt Danton wie vom Schlafe auf: „O, du klagst mich an, mich! Du kennst meine Kraft nicht. Ich werde Dir antworten, ich werde Deine Verbrechen beweisen. In der Oper saß ich in einer Loge neben Dumouriez und nicht in der seinigen; Du warst auch darin, Du!" Guadet fährt fort: „Ja, Danton, Fabre d'Eglantine, der General Santerre bildeten den Hof des Generals Dumouriez; und Du, Robespierre, Du klagst uns des Einverständnisses mit Lafayette an! Aber wo warst Du an jenem Tage versteckt, an welchem man ihn im vollen Glanze seiner Macht unter dem Jubelgeschrei, das auf dieser Terrasse erscholl, als wollte man dadurch den Vertretern des Volkes imponiren, vom Schlosse der Tuilerien bis an diese Schranken tragen sah? Ich ganz allein zeigte mich auf der Tribüne und klagte ihn nicht im Finstern, wie Du, sondern öffentlich an; er stand dort, und doch, ewiger Verleumder der Du bist, klagst Du mich der Bestechung an! Du sagst, die Verschwörung, an der wir uns betheiligt haben, sei eine Kette, die ihren ersten Ring in London und den letzten in Paris habe, und dieser Ring sei von Gold! Gut! wo sind sie denn diese Schätze? Kommt, Ihr, die Ihr mich anklagt, kommt in mein Haus, kommt und sehet meine Frau und meine Kinder, wie sie sich vom Brode des Armen nähren; kommt und sehet die ehrenvolle Mittelmäßigkeit, in welcher wir leben! Gehet in mein Departement, sehet, ob meine geringen Besitzungen sich vermehrt haben; sehet mich in die Versammlung kommen; werde ich von stolzen Rennern dahingetragen?

„Wem sollte also der Verrath Dumouriez' nützen? Orleans. Gut! nicht erst heute, nicht bloß im Vertrauen sagte ich Orleans, was ich von ihm dachte. Ich klagte ihn eines Abends hier des Strebens nach dem Königthum an; den andern Morgen um sieben Uhr sah ich Orleans in meine Wohnung treten. Meine Ueberraschung war groß. Er behauptete, dem Königthum aufrichtig entsagt zu haben. Er fragte mich, ob ich ihn

vorschlagen gehört habe, er bat mich, ich möchte mich offen aussprechen. — Sie bitten mich, daß ich mich offen ausspreche, erwiderte ich, Sie haben nicht nöthig, mich darum zu bitten, ich kenne Ihr Nichts, und wenn Niemand wäre, als Sie, würde ich Sie nicht fürchten; aber ich sehe hinter Ihnen Leute, die Ihrer bedürfen, und sie fürchte ich. Ich fügte hinzu: Sie haben ein sehr einfaches Mittel, diesen Verdächtigungen ein Ende zu machen, verlangen Sie selbst vom Nationalconvent das Dekret, das Sie und Ihre Familie aus der Republik verbannt. — Orleans antwortete mir, Rabaut-Saint-Etienne hätte ihm bereits diesen Rath gegeben. Zwei Tage darauf sagte ich zu Sillery, Orleans habe keine andere Wahl. Sillery antwortete mir: Ja, ich fühlte es, wie Sie; und ich will eine Rede für ihn ausarbeiten, worin er seine Verbannung verlangt, denn er weiß nichts aus sich selbst zu thun. Wie groß war nicht mein Erstaunen, als ich in der Sitzung, in welcher man das Verbannungsdekret vorschlug, Sillery das Wort zur Bekämpfung dieses Dekretes verlangen hörte! Dieser Widerspruch erhöhte den Argwohn, den ich gegen Orleans hatte. Also das ist bewiesen, Bürger, die Verschwörung vom 10. März knüpft sich an die Verschwörung Orleans': Gut! wer hat die Verschwörung vom 10. März angezettelt? Wer hat sie angezettelt, Bürger? ich habe den Muth, die ganze Wahrheit zu sagen: Robespierre. Während so dieser neue Mahomet die Opfer, die geschlachtet werden sollten, in geheimnißvolle Bezeichnungen hüllte, schrieb sein Omar ihre Namen auf seine Blätter und Andere nahmen es über sich, sie zu erwürgen. Aber, Bürger, glaubt Ihr diese Gefahr, der Ihr entronnen seid, werde man Euch nicht wieder bereiten? Enttäuschet Euch und hört...."

Guadet liest dem Convente eine Adresse der Jakobiner an ihre Brüder in den Departementen vor. „Zu den Waffen!" sagte diese Adresse, „zu den Waffen! Wir sind verrathen! Eure größten Feinde sind in Eurer Mitte, sie leiten Eure Operationen,

sie verfügen über Eure Vertheidigungsmittel; ja, Brüder und Freunde, im Senat zerreißen vatermörderische Hände Eure Eingeweide; ja, die Gegenrevolution ist in der Regierung, im Nationalconvent, dort, im Mittelpunkte Eurer Sicherheit und Eures Vertrauens halten verbrecherische Vertreter die Fäden des Gewebes, das sie mit der Despotenhorde angezettelt haben, welche uns erwürgen will; aber schon entflammt Euch die Entrüstung; auf, Republikaner, auf, zu den Waffen!"

13.

„Wahrheit!" ruft Marat. Bei diesem Worte erheben sich die rechte Seite und das Centrum von einer elektrischen Entrüstung erfaßt und verlangen mit großem Geschrei, daß Marat in Anklagestand versetzt werde. Durch die Unbeweglichkeit des Berges und die Aufmunterungen der Galerien unterstützt, bietet Marat dem Zorne der Mehrheit Trotz und stürzt auf die Tribüne. „Warum dieses leere Geschwätz," sagt er frech; „und wozu ist es gut? Man sucht den Verdacht einer erträumten Verschwörung unter uns zu werfen, um eine allzu wirkliche Verschwörung zu ersticken." — „Das Anklagedekret gegen Marat!" rufen mit einer Stimme dreihundert Mitglieder. Marat sucht sich Gehör zu verschaffen. Dieselben Rufe übertönen seine Stimme.

Danton eilt den Berg hinab und bedeckt Marat mit seiner Verachtung, aber mit seinem Schutze. „Ist Marat nicht ein Vertreter des Volks?" sagt er. „Dürft Ihr den Convent antasten, ehe Ihr augenfällige Beweise gegen eines seiner Mitglieder in der Hand habt? Wer ist der Schuldige, Marat oder die Staatsmänner? Die Zeit wird es lehren. Aber der wahre Schuldige ist Orleans. Schickt ihn zuerst vor das Revolutionsgericht, setzet einen Preis auf den Kopf aller ausgewanderten Bourbonen." — „Und was wird das Loos unserer Commissäre sein, welche Dumouriez verhaftet hat?" fragt ihn eine Stimme des Berges. — „Eure Commissäre," antwortete Danton, „sind

der Nation und des Nationalconvents würdig; sie haben das Loos des Regulus nicht zu fürchten."

Boyer-Fonfrède beharrt auf der Forderung, Marat in Anklagestand zu versetzen.

14.

Der Convent ließ am folgenden Tage über die Anklage Marat's abstimmen; sie wurde durch zweihundertundzwanzig gegen zweiundneunzig Stimmen beschlossen. Die Jakobiner stießen einen Schrei der Entrüstung aus. Marat's Scherbengericht begann seinen Triumph.

15.

Von zahlreichen Cordeliers umgeben, als er aus dem Saale trat, wurde Marat weder verhaftet, noch in die Abtei geführt. Niemand wagte die Hand an den Abgott des Volkes zu legen. Er entkam ungehindert, und eine ungeheure Menge trug ihn am folgenden Tage an die Schranke des Conventes. Der Sprecher der Sektionen war ein junger Mensch, der von Danton inspirirt war. „Wir kommen, um Rache an den Verräthern zu fordern, welche die Nationalvertretung besudeln. Das Volk hat die Verräther auf dem Throne verfolgt, warum sollte es dieselben im Convent ungestraft lassen? Sollte der Tempel der Freiheit jenen Asylen Italiens gleichen, wo die Frevler Straflosigkeit finden? Sollte die Republik auf das Recht verzichtet haben, die Nationalvertretung zu reinigen? Wir verlangen die Ausstoßung Brissot's, Guadet's, Vergniaud's, Gensonné's, Grangeneuve's, Buzot's, Barbaroux', Salles', Biroteau's, Pontécoulant's, Pétion's, Lanjuinais', Valazé's, Hardy's, Lehardy's, Louvet's, Gorsas', Fauchet's, Lanthenas', Lasource's, Valady's und Cambon's." Die Versammlung hörte schweigend ihre eigene Achtserklärung an. Als das Organ Danton's zu lesen aufgehört hatte, erhob sich ein junger Mann aus der Mitte der geächteten Mitglieder: es war Fon-

frède. „Bürger," sagte er, „Ihr habt mich vergessen; ich habe das Recht, mich über die Weglassung meines Namens von der glorreichen Liste zu beschweren, die man Euch soeben vorgelegt." — „Auch wir, wir Alle!" rufen die Mitglieder der Gironde mit muthiger Herausforderung an das Volk.

Der Convent ging über seine Spaltungen weg, um Europa die Stirne zu bieten, und richtete an alle Völker eine von Condorcet entworfene Adresse. Es war ein Aufruf zur allgemeinen Empörung. Man kehrte zur Besprechung der Verfassungsartikel zurück.

Robespierre fuhr jeden Abend bei den Jakobinern mit der Entwickelung der Theorien der socialen Philosophie fort, die er am andern Tage in die Verfassung aufgenommen wissen wollte. Die Jakobiner wurden auf diese Art durch ihn die Inspiration des Conventes. Die Erklärung der Rechte, welche der Constitution von 91 zur Grundlage gedient hatte, sollte, sich unter der Hand Robespierre's erweiternd, auch der neuen Constitution zur Grundlage dienen. Es waren die zehn Gebote des Volkes, der Inbegriff aller socialen Wahrheiten, deren Consequenzen in Institutionen überströmen sollten. Das Volk hatte somit Gelegenheit, die Grundsätze seiner Philosophie mit den Bestimmungen seiner Gesetze und der Praxis seiner Regierung zu vergleichen. Diese von Robespierre entworfenen socialen Axiome verwechselten, wie die Grundsätze Jean Jacques Rousseau's, die natürlichen Instinkte des Menschen mit den von der Gesellschaft geschaffenen und verbürgten gesetzlichen Rechten. Robespierre vergaß, daß der Naturzustand die Abwesenheit oder Anarchie aller Rechte war; daß die Gesellschaft allein, von Jahrhundert zu Jahrhundert über die rohe Gewalt des Individuums triumphirend, langsam und mit allmähliger Beschränkung der Rechte des Einzelnen jenes ungeheure System von Verhältnissen, Rechten, Befugnissen, Bürgschaften und Pflichten schuf, aus denen das sociale Recht zusammengesetzt

ist, welches die Gesellschaft alsdann ihren Gliedern verleiht und gewährleistet.

Aber wenn es der Erklärung der Rechte, wie sie Jean Jacques Rousseau und Robespierre gaben, an Wissenschaft fehlte, so athmete in jeder ihrer Formeln der Geist der philosophischen und christlichen Gesellschaft. Es war das Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit zwischen den Menschen. Es war die Wahrheit des Verhältnisses zwischen dem Staate und den Bürgern. Es war die intellektuelle und moralische Gesellschaft statt der egoistischen und tyrannischen. Der Staat wurde zur menschheitlichen Familie, das Vaterland wurde aus der Stiefmutter zur rechten Mutter aller seiner Kinder. Ein sicherer Instinkt leitete Robespierre und seine Schüler bei diesem Entwurfe zur Organsirung der Gesellschaft und hieß sie bei demjenigen stehen bleiben, was unmittelbar verwirklicht werden konnte. Sie achteten die Familie und das Eigenthum. Aehnlich den Baumeistern des Alterthums, welche, wenn sie den Göttern einen Tempel bauten, im neuen Gebäude immer einige Mauerstrecken oder Pfeiler vom alten stehen ließen, erhielt Robespierre die Ueberlieferungen der alten Gesellschaft in der neuen. Er ging so weit, als die Reform gehen konnte. Er blieb vor dem Traumbilde stehen. Er gab Gott allen Rechten zur Quelle und Bürgschaft. Man fühlte schon an den ersten Worten, daß er auf die höchste Wahrheit zurückgegangen war, um die sekundären Wahrheiten daraus abzuleiten. Wenn man also seine Doktrinen widerlegen wollte, mußte man zuerst Gott widerlegen. „Der Nationalconvent," sagte er, „proklamirt im Angesichte der Welt und unter den Augen des unsterblichen Gesetzgebers folgende Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers:

Art. 1. Der Zweck jeder politischen Association ist die Aufrechthaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen und die Entwicklung aller seiner Fähigkeiten.

Art. 2. Die vornehmsten Rechte des Menschen sind, für die Erhaltung seiner Existenz und seiner Freiheit zu sorgen.

Art. 3. Diese Rechte stehen in gleicher Weise allen Menschen zu, wie groß auch der Unterschied ihrer physischen und moralischen Kräfte sein möge. Die Gleichheit der Rechte ist von der Natur festgestellt. Weit entfernt, sie anzutasten, gewährt ihr die Gesellschaft nur Schutz gegen den Mißbrauch der Stärke, der sie zum Trugbilde macht.

Art. 4. Die Freiheit ist die Macht, die jedem Menschen zusteht, alle seine Fähigkeiten nach seinem Gefallen in Ausübung zu bringen; die Gerechtigkeit ist ihre Richtschnur, die Rechte Anderer sind ihre Schranken, die Natur ist ihr Prinzip und das Gesetz ist ihr Schutzgeleite.

Art. 5. Das Gesetz kann nichts verbieten, als was der Gesellschaft schädlich, es kann nichts befehlen, als was ihr nützlich ist.

Art. 7. Das Eigenthum ist das Recht, welches jeder Bürger hat, denjenigen Theil des Besitzes zu genießen, der ihm vom Gesetze gewährleistet ist.

Art. 8. Das Recht des Eigenthums ist wie alle übrigen Rechte durch die Verbindlichkeit beschränkt, das Eigenthum Anderer zu achten.

Art. 11. Die Gesellschaft ist verpflichtet, für die Subsistenz aller ihrer Glieder zu sorgen, indem sie ihnen Arbeit verschafft, oder denjenigen, welche nicht arbeiten können, die Mittel, zu bestehen, sichert.

Art. 12. Die nothwendigen Unterstützungen für die Dürftigkeit sind eine Schuld des Reichen gegen den Armen; es ist Sache des Gesetzes, die Art und Weise zu bestimmen, in welcher diese Schuld abgetragen werden soll.

Art. 13. Die Bürger, deren Einnahme nicht übersteigt, was zu ihrer Subsistenz nothwendig ist, sind den Beisteuern zu den öffentlichen Ausgaben überhoben; die Uebrigen haben sie progressiv nach dem Maße ihres Vermögens zu tragen.

Art. 14. Die Gesellschaft muß aus allen ihren Kräften den Fortschritt der menschlichen Vernunft befördern und den Unterricht allen Bürgern zugänglich machen.

Art. 16. Das Volk ist souverän, die Regierung ist sein Werk und sein Eigenthum, die öffentlichen Beamten sind seine Angestellten. Das Volk kann, wenn es ihm gefällt, seine Regierung ändern und seine Beauftragten zurückrufen.

Art. 18. Das Gesetz ist für Alle gleich.

Art. 19. Alle Bürger sind ohne allen andern Unterschied, als den Unterschied der Tugenden und Talente, zu allen Aemtern zuläßig.

Art. 20. Alle Bürger haben ein gleiches Recht, bei Ernennung der Beauftragten des Volkes und bei der Bildung des Gesetzes mitzuwirken.

Art. 21. Damit diese Rechte nicht bloße Trugbilder und die Gleichheit nicht bloße Chimäre sei, muß die Gesellschaft die öffentlichen Beamten besolden und dafür sorgen, daß alle Bürger, welche von ihrer Arbeit leben, in die öffentlichen Versammlungen, in welche sie das Gesetz ruft, treten können, ohne ihre und ihrer Familie Existenz zu gefährden.

Art. 25. Der Widerstand gegen die Unterdrückung ist die Folge der übrigen Rechte des Menschen und des Bürgers; es ist Unterdrückung des gesellschaftlichen Körpers, wenn ein einziges seiner Glieder unterdrückt wird.

Art. 34. Die Menschen aller Länder sind Brüder, und die verschiedenen Völker müssen sich nach Kräften gegenseitig beistehen, wie die Bürger eines und desselben Staates.

Art. 35. Wer eine Nation unterdrückt, ist der Feind Aller.

Art. 37. Die Könige, die Aristokraten, die Tyrannen, wer sie immer auch sein mögen, sind Sklaven, die sich gegen den Gebieter der Erde, das Menschengeschlecht, und gegen den Gesetzgeber des Weltalls, die Natur, empört haben.

16.

Diese Erklärung war mehr eine Sammlung von Maximen, als von Staatsgesetzen; aber sie sprach den Gedanken der Bewegung aus, welche vor sich ging. Was die Revolution bei all ihren Stürmen, Anarchien und Verbrechen so groß macht, ist ihr Charakter als Doktrin. Ihre Urheber waren zugleich ihre Apostel. Ihre Dogmen waren so heilig, daß, hätte man den Eindruck der blutigen Hand auf diesem Gesetzbuche verwischt, man hätte glauben können, sie seien von dem Genius des Sokrates oder von der Liebe des Fénélon entworfen worden. Aus diesem Grunde erwachen die Revolutionstheorien, nachdem sie durch die Wehen, unter welchen Frankreich von ihnen entbunden wurde, einen augenblicklichen Schauder erregt hatten, in den Bestrebungen der Menschen wieder zum Leben und werden zu immer kräftigerem Leben erwachen. Sie sind befleckt worden, aber sie sind göttlich. Wischet das Blut weg, und die Wahrheit bleibt.

17.

Die Grundwahrheiten der Theorie des Conventes wurden in jeder Sitzung, in welcher er sich mit der Verfassung oder der Besprechung der Volksgesetze beschäftigt, in Institutionen übertragen, denen das Gepräge dieses demokratischen Geistes aufgedrückt war. Sobald die Versammlung ruhig wurde, traten ihre Dogmen mit ihren Akten ans Licht; der Zorn ihrer von Wuth gegen einander entflammten Redner verwandelte sich in eine unbegrenzte Liebe zur socialen Wahrheit, zum Volke, zum Menschengeschlechte. Diese noch nicht durch Erfahrung mit dem Guten vertraute Liebe hatte ihre Unwissenheiten, ihre Ungeduld, ihre Irrthümer. Es war bisweilen der Wahn der der Wahrheit, aber es war stets die Wahrheit. Darum hat man dieser Zeit so viel verziehen und wird ihr in Zukunft so

viel verzeihen. Keine menschliche Arbeit ist verloren, kein für die Idee vergossenes Blut ist unfruchtbar, kein Traum der Tugend ist trügerisch. Die beharrlichen Bestrebungen des Menschengeschlechts sind für die Gesellschaft, was der Compaß für das Schiff; sie sehen das Ufer nicht, aber sie führen an dasselbe.

18.

Der von den Girondisten ausgegangene und von Condorcet ausgearbeitete Verfassungsentwurf war zwar eben so demokratisch in seinem Mechanismus, aber weniger volksthümlich in seinem Geiste, als die Verfassung Robespierre's. Er beschränkte sich darauf, die Souveränetät des Volks in ihrer unbestimmtesten Bedeutung auszusprechen und jedem Bürger den möglich größten Antheil an der Freiheit zurückzugeben, der sich mit der Gesammtthätigkeit des Staates vertrug. Auch seine Basis war die Einheit der Gesellschaft, aber im Geiste der Girondisten war diese Einheit die nationale, im Geiste Robespierre's war sie die menschheitliche. Die von den Girondisten vorgelegte Verfassung war eine französische, die vom Berge entworfene Verfassung eine universelle Institution.

19.

Die zur Regierung gewordene Demokratie sprach sich nach allen Richtungen in volksthümlichen Institutionen aus. Der Convent wollte die Demokratie nicht zum todten Buchstaben machen. Der Geist des Volkes beseelte alle vorgeschlagenen Gesetze: so die Abschaffung des Bettels durch Arbeitshäuser, durch Zufluchtstätten und durch Unterstützungen für den dürftigen Theil des Volkes; so die Anlehen bei den Reichen, um sie zu einem ihrem Vermögen angemessenen Beitrage zu zwingen; so die Adoption aller Findlinge oder verlassenen Kinder durch den Staat, so die in ihrer Absicht menschenfreundlichen, in ihrer Wirkung unsittlichen Aufmunterungen der nicht verehlich-

ten Frauenzimmer zur Mutterschaft; so die Taxirung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse; die Beschränkungen der Freiheit und der Habgier der Concurrenz bei den Kaufleuten; das schiedsrichterliche Einschreiten des Staates zwischen dem Produzenten, dem Kaufmann und dem Consumenten, das den fruchtlosen Versuch zum Zweck hatte, durch seinen eigenmächtigen Spruch Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; die allgemeine Organisirung des öffentlichen Unterrichts, um durch den Staat das Licht der Moral allen Bürgern anzuzünden.

Hinsichtlich der öffentlichen Erziehung verlangte Robespierre noch mehr. Indem er diese erste Erziehung für alle Familien obligatorisch machte und die ganze Generation von fünf bis zwölf Jahren in dieselbe Form goß, führte er in Ermangelung der Gemeinschaft der Güter die Gemeinschaft der Kinder und die Gemeinschaft der Ideen ein. Er betrachtete das menschliche Geschlecht als einen Vater, der den Generationen des Vaterlandes das gleiche Erbtheil aller Gedanken, aller Glauben, aller Meinungen hinterlassen mußte, mit denen die Zeit ihn selbst bereichert hatte. Die Erziehung war in den Augen des Convents die Luft, welche die Gesellschaft allen Bürgern unentgeltlich schuldig ist.

Die Arbeit sollte nach dieser Theorie einen Theil der Erziehung bilden. Die Schulen waren Werkstätten. Der Feldbau war die erste von den Arbeiten. Robespierre betrachtete gleich allen Gesetzgebern des Alterthums die auf den Boden verwendete Arbeit als die sittlichste und socialste aller Arbeiten des Menschen, weil sie den Arbeiter unmittelbarer nährt, weil sie die harte Gier nach Gewinnst weniger anregt, und weil sie weniger Laster und Noth erzeugt, als die Arbeit der Manufakturen. Die Disciplin, unter welche diese gemeinsame Erziehung die Kinder frühzeitig beugen mußte, gewöhnte sie an das Joch der Pflichten, welches später der Bürger auf sich nimmt. Diese Disciplin hatte etwas Lacedämonisches. Sie erinnerte an

die Institutionen Fénélon's in seiner Republik von Salent und an die Plane Jean Jacques Rousseau's in seinem Emil.

Was die Kenntnisse betrifft, welche das Vaterland dem Kinde schuldig war, so lehrte man lesen, schreiben, rechnen, messen, schärfte die in der Civilisation zu Dogmen gewordenen Prinzipien der allgemeinen Moral ein, unterrichtete in den Gesetzen des Landes, schmückte das Gedächtniß mit Erzählungen aus der Geschichte der Völker aus, entwickelte in der Seele des Kindes den mit Sinn für die Tugend so nahe verwandten Sinn für das Schöne durch eine Blumenlese aus den bewunderungswürdigsten Bruchstücken der Philosophie, der Poesie, der Beredsamkeit, die der menschliche Geist der Nachwelt vermacht hat.

Was endlich die Religion betrifft, so sollte sich das Kind bei diesem Systeme, wenn seine Einsicht und Vernunft durch diese Erziehung hinreichend entwickelt sein würde, selbst eine wählen, damit die Religion nicht eine gedankenlose Gewohnheit der Kindheit, sondern eine überlegte Wahl der gereiften Vernunft sei.

20.

Um die Kosten dieser Einrichtungen, die Unterhaltung der Kinder, die Besoldungen der Lehrer und Lehrerinen zu bestreiten, schlug Robespierre eine verhältnißmäßige Taxe, die Kindertaxe, vor. Er verlangte auch eine Armentaxe, mit deren Hülfe die Gemeinden ihre bedürftigen Greise und Kranken unterhalten sollten. Der Reiche wurde allmählig seines Ueberflusses beraubt, der Arme unentgeltlich unterrichtet, zur Arbeit fähig gemacht und zur Betreibung eines Gewerbes herangebildet; und so zielte in diesem Plane Robespierre's angenscheinlich Alles auf die Gemeinschaft der Güter und die Gleichheit der Stände ab. Es war der Geist des ursprünglichen Communis-

mus, das wieder zum Ideal der Philosophie gewordene Ideal der ersten Christen.

Diese gleiche Vertheilung der Kenntnisse, der Fähigkeiten und der Geschenke der Natur ist offenbar das rechtmäßige Streben des menschlichen Herzens. Die Propheten, die Dichter und die Weisen haben von jeher diesen Gedanken in ihrer Seele gewälzt und ihn beständig in ihrem Himmel, in ihren Träumen oder in ihren Gesetzen der Menschheit in Aussicht gestellt. Er ist also ein Instinkt der Gerechtigkeit im Menschen, folglich ein göttlicher Plan, welchen Gott seinen Geschöpfen im Schleier der Ahnung zeigt. Alles, was diesem Plane zuwiderläuft, was darauf abzielt, Ungleichheiten in den Kenntnissen, im Rang, im Stand und im Vermögen unter den Menschen zu erzeugen, ist gottlos. Alles, was darauf abzielt, diese Ungleichheiten, welche oft Ungerechtigkeiten sind, allmählig auszugleichen und das gemeinsame Erbtheil unter allen Menschen so gleich als möglich zu vertheilen, ist göttlich. Jede Politik kann nach diesem Zeichen beurtheilt werden, wie jeder Baum nach seinen Früchten beurtheilt wird: das Ideal ist nur die Wahrheit in der Entfernung.

Aber je erhabener ein Ideal ist, desto schwerer ist es, dasselbe in Institutionen auf Erden zu verwirklichen. Die Schwierigkeit war bisher, die Ungleichheit der Tugenden, der Fähigkeiten und der Arbeit, welche den Unterschied zwischen den Menschen begründet, mit der Gleichheit der Güter zu vereinigen. Zwischen dem Thätigen und dem Trägen wird die Gleichheit der Güter zur Ungerechtigkeit, denn der Eine schafft, der Andere verzehrt. Um diese Gütergemeinschaft zur Gerechtigkeit zu stempeln, muß man bei allen Menschen dasselbe Gewissen, denselben Fleiß, dieselbe Tugend voraussetzen. Diese Voraussetzung ist ein Wahn. Welche sociale Ordnung kann nun an einer solchen Lüge eine feste Grundlage haben? Von zwei Dingen Eines. Entweder müßte die Gesellschaft, allgegenwärtig und unfehlbar,

jeden Einzelnen zu derselben Arbeit und zu derselben Tugend zwingen; aber was wird alsdann aus der Freiheit? Die Gesellschaft ist nur noch eine allgemeine Sklaverei. Oder die Gesellschaft müßte mit eigenen Händen täglich Jedem nach seiner Arbeit denjenigen Theil geben, der seinem Werke und seinen Diensten in der allgemeinen Gesellschaft genau entspräche. Aber wer soll alsdann Richter sein?

Die unvollkommene menschliche Weisheit hat es leichter, weiser und gerechter gefunden, zu dem Menschen zu sprechen: „Sei du selbst dein Richter, belohne du dich selbst durch deinen Reichthum oder dein Elend!" Die Gesellschaft hat das Eigenthum eingesetzt, die Freiheit der Arbeit proklamirt und der Concurrenz ein offenes Feld eingeräumt.

Aber die Einsetzung des Eigenthums nährt Denjenigen nicht, welcher nichts besitzt. Aber die Freiheit der Arbeit gibt Demjenigen, der nur seine Arme hat, und Demjenigen, der Tausende von Jaucherten besitzt, nicht dieselben Elemente der Arbeit. Aber die Concurrenz ist nur das Gesetz des Egoismus und der Vertilgungskrieg zwischen Demjenigen, welcher kauft und Demjenigen, welcher verkauft, zwischen Demjenigen, welcher im Ueberfluß schwimmt und Demjenigen, welcher hungert! Ungleichheit auf allen Seiten! Unverbesserliche Ungleichheiten der Natur und des Gesetzes! Die Weisheit des Gesetzgebers möchte sein, sie von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Gesetz zu Gesetz, nach und nach zu mildern. Wer Alles auf einen Schlag verbessern will, zerschlägt Alles. Das Mögliche ist die Grenze der erbärmlichen menschlichen Weisheit. Verbessern und immer verbessern, ohne sich anzumaßen, verwickelte Ungleichheiten mit Einem Male zu lösen, ist die Gerechtigkeit unvollkommener Wesen, wie wir sind. In den Absichten Gottes scheint die Zeit ein Element der Wahrheit selbst zu sein; die definitive Wahrheit von einem Tage verlangen, heißt mehr von der Natur verlangen, als sie geben kann. Die Ungeduld

schafft Täuschungen und Trümmer statt Wahrheiten. Täuschungen sind vor der Zeit gepflückte Wahrheiten.

21.

Die Wahrheit ist offenbar die christliche und philosophische Gemeinschaft der Güter der Erde. Die Täuschungen sind die Gewaltstreiche und Systeme, wodurch man bis jetzt vergeblich diese Wahrheit feststellen und organisiren zu können geglaubt hat. Die sociale Ausgleichung, das Gesetz der Gerechtigkeit, scheint der Plan der Natur in der politischen Ordnung zu sein. In einem Augenblicke ausgeführt, würde sie jenen allgemeinen Ueberschwemmungen gleichen, die einst alle lebenden Wesen verschlangen, welche unsern Erdball bewohnten; langsam, stufenweise und unvermerkt angebahnt dagegen, wird sie die Gleichheit des Niveau und der Fruchtbarkeit herstellen, ohne eine Ameise zu zerquetschen. Das Gesetz Gottes in den Gesellschaften entdecken und das Gesetz des Gesetzgebers demselben anpassen, indem man der Wahrheit nicht durch das Traumbild der Zeit, nicht durch die Ungeduld vorauseilt, ist Weisheit; den Wunsch für Wirklichkeit nehmen, dem Unbekannten opfern, ist Thorheit; gegen das Hinderniß und die Natur wüthen und ganze Generationen unter den Trümmern unvollkommener Einrichtungen begraben, statt sie in Sicherheit aus einer Gesellschaft in die andere überzuführen, ist Verbrechen.

Von diesen drei Dingen lag etwas in der Seele des Conventes: ein wahres und der Verwirklichung fähiges Ideal; Traumbilder, welche bei der Anwendung verschwanden; Anfälle von Wuth, welche die Einführung einer in der menschlichen Natur noch nicht enthaltenen Ordnung der Dinge durch die Folter erzwingen wollte. Fromme Wünsche, eitle Träume, grausame Mittel waren die Elemente, aus denen die sociale Politik dieser Versammlung bestand, welche sich zwischen zwei Civilisationen gestellt hatte, um die eine zu vernichten, die

andere zu überholen. Robespierre personificirte diese Tendenzen mehr als Einer seiner Collegen. Religiös in ihrem Zweck, chimärisch in ihren Anordnungen, wurden seine Plane blutig, sobald sie sich an den Unmöglichkeiten der Ausführung brachen. Die Wuth des Guten ergriff den Träumer. Die Wuth des Guten hat dieselben Wirkungen, wie die Wuth des Bösen. Robespierre bestand auf den Chimären, wie auf den Wahrheiten. Erleuchteter wäre er geduldiger gewesen. Sein Zorn entsprang aus seinen Täuschungen. Er wollte der Schöpfer einer Wiedergeburt der Gesellschaft sein; die Gesellschaft widersetzte sich; er ergriff das Schwert und glaubte, es sei dem Menschen erlaubt, sich zum Henker Gottes aufzuwerfen. Er theilte halb durch den Fanatismns, halb durch den Schrecken seinen Geist den Jakobinern, dem Volke, dem Convente mit. Daher der Widerspruch einer Versammlung, die sich mit der einen Hand auf das Revolutionsgericht und das Hinrichtungswerkzeug stützt, mit der andern eine Verfassung schreibt, welche an die Hirtenrepubliken Plato's oder Telemach's erinnert und auf allen ihren Blättern Gott, das Volk, die Gerechtigkeit und die Menschenliebe athmet. Nie lag so viel Blut auf der Wahrheit. Die Aufgabe der Geschichte ist, diese Flecken wegzuwaschen und die sociale Gerechtigkeit nicht zu verwerfen, weil Ströme von Blut die Dogmen der Freiheit, der Liebe und der Vernunft bedeckt haben.

Ende des fünften Bandes.

Inhalt.

Seite

Achtunddreißigstes Buch.

Neununddreißigstes Buch.